

Quellen zur Geschichte Thüringens

Herausgegeben von
Thomas Neumann

»...namenlose Zwerge schaufeln im Dunkeln ...«

Unterhaltungsliteratur





Quellen zur Geschichte Thüringens

Unterhaltungsliteratur

Quellen zur Geschichte Thüringens



»...namenlose Zwerge schaufeln im Dunkeln ...«

Unterhaltungsliteratur

Herausgegeben
von
Thomas Neumann

Titelfoto:

Ausschnitt aus einer Illustration in: Christian August Vulpius: Rinaldo Rinaldini der Räuber Hauptmann. Eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts in Drei Theilen oder neun Büchern. Leipzig: Heinrich Gräff 1799-1800.

Titelzitat:

Robert E. Prutz: Über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen, in: Literarhistorisches Taschenbuch 3 (1845), S. 423-454, dort S. 443.

Landeszentrale für politische Bildung Thüringen
Bergstraße 4, 99092 Erfurt
www.thueringen.de/de/lzt
2001
ISBN 3-931426-49-1

EINFÜHRUNG

Was ist Unterhaltungsliteratur?	11
Unterhaltungsliteratur und Kulturgeschichte	13
Prinzipien der Textauswahl und Textwiedergabe	21

UNTERHALTENDE AUFKLÄRUNG

1. Johann Christoph Gottsched: Die Vernünftigen Tadlerinnen	24
--	----

EMPFINDSAMKEIT UND MASSENHYSTERIE

2. Moritz August von Thümmel: Wilhelmine oder der vermählte Pendant	36
3. Johann Wolfgang Goethe: Die Leiden des jungen Werthers	47
4. Friedrich Nicolai: Freuden des jungen Werthers	58
5. Jakob Michael Reinhold Lenz: Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers	66

RÄUBERROMAN UND LIEBESGLÜCK

6. Friedrich Schiller: Räuberlied	74
7. Christian August Vulpius: Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann	78
8. Ernst Daniel Bornschein: Angelo, Marquis von Mazzini oder das verliebte Kind	104
9. Ignaz Ferdinand Arnold: Der erste Mord des schwarzen Jonas	117

IN ALMANACHEN UND JOURNALEN

10. Karoline von Wolzogen: Agnes von Lilien	124
11. Friedrich Justin Bertuch: Modenachrichten	143

EMANZIPATIONSMODELLE SCHREIBENDER FRAUEN

12. Amalie von Helvig-Imhoff: Die Schwestern von Lesbos	152
13. Caroline Auguste de la Motte Fouqué: Resignation	160

THÜRINGER SAGEN UND LEGENDEN

14. Friedrich Schiller:
Ritter Toggenburg. Ballade 172
15. Friedrich de la Motte Fouqué:
Ritter Toggenburg 177
16. Amalie von Helvig-Imhoff,
Friedrich de la Motte Fouqué:
Der Siegeskranz 204
17. Ludwig Bechstein:
Von Zwergen und Zinselmännchen 214

ZEITSCHRIFTENKULTUR UND MASSENWARE

18. Karl Gutzkow: Ein ländliches Fest 220
19. Eugenie Marlitt: Goldelse 235

AUFBRUCH IN DIE ZUKUNFT UND IN DIE VERGANGENHEIT:

20. Kurd Lasswitz: Die Befreiung der Erde 252
21. Helene Böhlau: Die leichtsinnige Eheliebste 267

Erläuterungen	279
Bildnachweise	283
Weiterführende Literatur	284

Here is the place where the feeling grows
You gotta get high before you taste the lows
So come on
Let me entertain you
Robbie Williams, Let Me Entertain You

EINFÜHRUNG

„Was uns betrifft, so vermögen wir weder jene Geringschätzung, noch diese Bedenklichkeit [der Unterhaltungsliteratur gegenüber] zu theilen. Vielmehr es dünkt uns thöricht, scheel zu sehen auf die Existenz einer Literatur, und ob sie auch wirklich nur eine Literatur zweiten Ranges wäre, so lange wir die That-sachen, welche ihre Existenz nöthig machen, so wenig wegschaffen, als wegleugnen können. Es wäre freilich wohl schön, wenn die Kunst von Niemand weder geübt, noch gesucht würde, als lediglich um ihrer selbst, um ihrer keuschen, innigen Umarmung willen. Allein was ist damit gesagt, als daß es wohl schön wäre, die Welt wäre anders, als sie ist?“¹

So formulierte der Literaturhistoriker Robert E. Prutz 1845 sein Unbehagen, ohne dabei die generell abwertende Betrachtung aufzunehmen, die seine Zeitgenossen der so genannten Unterhaltungsliteratur entgegen brachten. Er definierte sie als eine „Literatur, die keine anderen Voraussetzungen nöthig macht, als die der Neugier und der Langeweile“.² Die Definition griff *einen* für unsere Zeit ›modernen‹ Aspekt einer ›ungeliebten Literatur‹ innerhalb der Literaturgeschichtsschreibung auf und bemühte den Blickwinkel des Lesers auf die Texte.

Unterhaltungsliteratur bewegt sich bis in die Gegenwart hinein auf einem unsicheren Boden. Zwar wird sie von vielen gelesen, aber trotzdem bleibt sie auf Grund ihrer oft unzulänglichen ästhetischen Qualität geächtet. Sie wird nicht in den Kanon der für eine Gesellschaft kulturell wichtigen Bestandteile aufgenommen. Ihre Produzenten, die Unterhaltungsschriftsteller, rangieren in der Beurteilung auch immer hinter den „eigentlichen“ Schriftstellern. Das Arbeitsfeld der Autoren beschreibt Robert Prutz folgendermaßen:

„Es ist völlig eine neue Provinz, die wir betreten, ein neues Geschlecht, dem wir begegnen; namenlose Zwerge schaufeln im Dunkeln, und die Helden, die erhabenen, liegen oben auf der Bärenhaut und schauen in die blaue Luft.“³

Einige Jahre zuvor beschrieb Carl Grosse in seinem Roman *Der Genius* (1791) das Problem der Unterhaltungsliteratur: „der

Fehler, den ich bisher noch immer an ihr gefunden habe, ist mehr eine unregelmäßige Fülle, als eine unfruchtbare Dürre gewesen.“⁴

Im 18. Jahrhundert waren die Verhältnisse für die Produktion von Unterhaltungsliteratur nicht einfacher gewesen als Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Autoren hatten mit dem anwachsenden Markt der literarischen Bedürfnisse eine nur scheinbare neue Unabhängigkeit und Freiheit gewonnen. Diese konnte sich zwischen Verleger und Autor und Autor und Publikum schnell in materielle Unfreiheit und Abhängigkeit verwandeln. Auch setzte die Kritik an der ›modernen‹, marktorientierten Literatur nicht erst im 19. Jahrhundert ein. Der oben zitierte Carl Grosse hatte mit einer Vielzahl an Gegenstimmen zu kämpfen – vor allem von der professionellen Literaturkritik. Auch reichten seine Romane bei weitem nicht an die Reaktionen heran, die zwanzig Jahre zuvor Goethes *Werther* (1774) hervorgerufen hatte.

Kritische Angriffe mussten sich die Unterhaltungsliteraten immer gefallen lassen. August Wilhelm Schlegel (1767 – 1845) thematisierte in der zusammen mit seinem Bruder Friedrich Schlegel herausgegebenen Zeitschrift *Athenaeum* die Auseinandersetzung der Literaturkritik mit der Unterhaltungsliteratur, skizzierte die Problematik und versuchte zu erklären, warum Unterhaltungsromane die Zielscheibe der Angriffe waren:

„Der Punkt, wo die Litteratur das gesellige Leben am unmittelbarsten berührt, ist der Roman. Bey ihm offenbart sich daher am auffallendsten der ungeheure Abstand zwischen den Klassen der lesenden Menge, die man durch den bloß postulirten Begriff eines Publikums in eine Einheit zusammenschmelzt: hier können die Unternehmungen des Meisters, dessen Blick, seinem Zeitalter voraus, in gränzenlose Fernen dringt, dem regsten und vielseitigsten Streben nach Bildung begegnen, so wie eben hier die stupide Genügsamkeit des Handwerkers, der nur denselben verworrenen Knäuel der Begebenheiten auf- und abzuwinden versteht, unaufhörlich für die Sättigung schlaffer Leerheit arbeitet.“⁵

Bei allen Bedenken einer Literatur gegenüber, die ihre Existenz vor allem den Bedürfnissen des Publikums verdankt, gilt die von

Prutz Mitte des 19. Jahrhunderts gemachte Aussage: „in der modernen Zeit [ist] die Unterhaltungsliteratur ein *notwendiges* Product dieser Zeit und der eigentliche Spiegel ihrer selbst.“⁶ Und er stellt eine Forderung auf, die sich vor allem an die so genannte *Hochliteratur* wendet, denn die beste Verbindung, die Unterhaltungsliteratur eingehen kann, ist die mit literarischer Qualität. Trotzdem sollte *jede* Literatur vor allem unterhaltend sein:

„Es hat dies Niemand besser ausgesprochen, als eben derjenige, der seinen eigenen Ausspruch am Wenigsten erfüllen konnte: Goethe in dem Prolog zu Faust. Fleisch! Fleisch! das ist es, wonach die Menge hungert, leiblich wie geistig; die lange Brühe Eurer Redensarten, das Ragout Eurer Sentenzen, das feine Arom Eurer Kunstbetrachtungen – es kann ihm Alles nicht helfen, wenn Ihr ihm nicht runde nette Facta gebt, eine Welt der Wirklichkeit, voll plastischen Lebens.“⁷

Der Idealfall wird nur selten erreicht: ästhetisch hochwertige Literatur in Verbindung mit einem hohen Unterhaltungswert. Über diese Feststellungen hinaus wird oft außer Acht gelassen, dass die Unterhaltungsliteratur oft wichtiger für das Verständnis gesellschaftlicher und kultureller Prozesse ist, als die unter ästhetischen Gesichtspunkten gelungenen Werke. Finden die letzteren zwar Aufnahme in den klassischen literarischen Kanon, geben die ersteren dagegen einen genauen Einblick in das Verhältnis von Leser und Gesellschaft, von Kultur und ihrer Vermarktung, von der Bedeutung, die Literatur für den Leser haben kann.

Was ist Unterhaltungsliteratur?

Unterhaltungsliteratur ist der Begriff, unter dessen *Regie* in dem vorliegenden Band verschiedene Texte aufeinander treffen. Nicht unter literarischen oder literaturwissenschaftlichen Kriterien wurden die Texte ausgewählt, sondern unter kulturwissenschaftlichen Gesichtspunkten (vgl. S. 13 u. 21). Ein des Öfteren

verwendeter und der Mehrzahl der Leser wohl geläufigerer Begriff ist der der *Trivallliteratur*. Beide Begriffe, ihre historischen und gegenwärtigen Bedeutungen und die assoziierten Inhalte sind Themen der hier vorliegenden Textsammlung. Dem Begriff *trivial* und damit der Trivallliteratur wohnt ein negativer Beigeschmack inne. Dies ist vor allem auf den Gebrauch des Begriffes in der literaturwissenschaftlichen und medienpädagogischen Diskussion der Sechziger- und Siebzigerjahre zurückzuführen, in der der Begriff immer abwertend im Sinne von Schundliteratur gebraucht wurde.

Trivallliteratur wurde als Begriff seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verwendet.⁸ Die Literatur unterteilte man mit dieser Kategorisierung in *wertvoll* und *wertlos*, in *Hochliteratur* und *Trivallliteratur*. Seit Beginn der literaturwissenschaftlichen Diskussion über *Trivallliteratur* Mitte der Sechzigerjahre wurde er in diesem Sinne verwendet. Die Unterscheidung ging auf Johann Wilhelm Appells Buch *Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik* (1859) zurück: Unterhaltungsliteratur stumpfte den „Geschmack für das Bessere“ ab und verringere den „Segen“ der klassischen Dichtungen. In der vorliegenden Quellensammlung wird der nur polemisch gebrauchte Begriff *Trivallliteratur* durch den Begriff *Unterhaltungsliteratur* ersetzt.

Das Zweischichtenmodell (wertlose und wertvolle Literatur) wurde nach und nach durch die neuen Erkenntnisse zur Trivial- und Unterhaltungsliteratur abgelöst. Ein Dreischichtenmodell (Foltin 1965) setzte zwischen die beiden genannten Qualitätsebenen ein vermittelndes Bindeglied ein:

„So verdienstvoll es war, die Dichotomie des literarischen Werturteils durch ein Dreischichtenmodell literarischer Qualität in Frage zu stellen, so sehr wurde durch dieses neue Modell gerade bewusst, wie fließend in ästhetischer Hinsicht die Übergänge zwischen den verschiedenen Schichten der Literatur sind und welche unübersehbaren Wechselbeziehungen etwa auch in der Benutzung gleicher Stoffe und Motive bestehen.“⁹

Die unter dem Begriff *Unterhaltungsliteratur* zusammengestellten Texte ordnen sich in eigene *Diskursfelder*, in denen sich die behandelten Inhalte organisieren: „Unterhaltende Aufklärung“,

„Empfindsamkeit und Massenhysterie“, „Räuberroman und Liebesglück“, „In Almanachen und Journalen“, „Emanzipationsmodelle schreibender Frauen“, „Thüringer Sagen und Legenden“, „Zeitschriftenkultur und Massenware“ sowie „Aufbruch in die Zukunft und in die Vergangenheit“. Die Texte sind neben der inhaltlichen Strukturierung weitgehend chronologisch angeordnet und behalten die in der Unterhaltungsliteratur reflektierten gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen im Auge. Die Texte bewegen sich zwischen schnell und leicht konsumierbarer ›klassischer‹ Unterhaltungsliteratur, die die Hauptlektüre der Goethezeit ausmachte, und der seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts aufkommenden ›Tagesliteratur‹, die in täglich oder wöchentlich erscheinenden Zeitungen, Zeitschriften oder anderen periodischen Publikationen veröffentlicht wurde.

Nicht alle Spielarten der populären Lesestoffe konnten aufgeführt werden. Nicht alle Autoren sind genannt und nicht jede literarische Gattung berücksichtigt worden. Dies ist vor allem auf das umfangreiche Material und den begrenzten Seitenumfang der Quellensammlung zurückzuführen. Ein Verweis auf die einschlägige Fachliteratur – angefangen von den ersten Versuchen einer Geschichte der Unterhaltungsliteratur in den Sechzigerjahren (Sichelschmidt 1969) bis zu den kritischen Darstellungen der Achtziger- und Neunzigerjahre – muss hier genügen.

Unterhaltungsliteratur und Kulturgeschichte

Nicht nur unter literarischen und ästhetischen Aspekten ist der *Lesestoff der einfachen Leute* interessant. Verschiedenes kann die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich ziehen und für die Untersuchung von Unterhaltungsliteratur wichtig werden. Sozial- und kulturgeschichtliche Entstehungsbedingungen von Unterhaltungsliteratur, literaturgeschichtliche und gesellschaftliche Auswirkungen und Einflüsse, buchgeschichtliche Kontextbedingungen und verändertes Leseverhalten im 18. Jahrhundert

sind ebenso einzubeziehen, wie die individuellen Perspektiven der Autoren und der Leser. Die Wirkung einer Massensliteratur, die seit Ende des 18. Jahrhunderts entstand und in ihren Anfängen mit der Kommerzialisierung und Industrialisierung der europäischen Gesellschaft und des Buchhandels im 18. Jahrhundert aufs Engste verbunden war, bekommt durch die Betrachtung aus der Perspektive des Lesers eine neue Qualität. Nur in der Zusammenschau von Kulturgeschichte und Lese(r)forschung wird die hier getroffene Textauswahl und die intendierte Absicht deutlich: Unterhaltungsliteratur ist Kommunikationsraum und identitätsbildende Struktur für gesellschaftliches, politisches und literarisches Leben. Nur so ist es möglich, auf die Aspekte aufmerksam zu machen, die außerhalb einer literaturwissenschaftlichen Wahrnehmung liegen und gleichzeitig die Unterhaltungsliteratur *auch* unter literaturgeschichtlichen Gesichtspunkten zu betrachten.

Von den gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Veränderungen im 18. Jahrhundert war natürlich auch die Literatur betroffen. Volksbildung und Volksaufklärung beförderten Entwicklungen, die nicht nur das Lese(r)verhalten von intensivem zu extensivem Lesen verschoben. Die Buchproduktion und die Erweiterung des Lesepublikums ermöglichte die Gründung unzähliger Leihbibliotheken. Insgesamt führte die Expansion des Marktes zu einer Nachfrage an literarischen Texten. Befriedigt wurden diese Wünsche von einem neuen Berufsstand: den Unterhaltungsschriftstellern, die gegen Lohn Texte zu liefern hatten. Die Möglichkeit, als freier Schriftsteller zu leben, sich nicht mehr in der Abhängigkeit von einem Fürsten oder Landesherren zu befinden, schlug um in eine Markt- und Verlegerabhängigkeit, die in den meisten Fällen alles andere als eine freie Existenz zur Folge hatte. Zeitschriften und neue Verlage wurden gegründet, Romanfabriken entstanden im Laufe des 19. Jahrhunderts, Buchreihen wurden begründet und neue Genres kreiert: Kriminal- und Detektivromane, Wildwest- und Sciencefiction-Geschichten erschienen in hoher Auflage für ein breites Publikum. Neue Vertriebsformen kamen hinzu. Einen großen Anteil an der Verbreitung der Lektüre hatten fliegende Händler, die in

Wochen- oder Monatslieferungen ihre *Literatur* in der Provinz vertrieben. Die Unterhaltungslektüre reichte dabei von den Kalenderblättern, die seit dem 15. Jahrhundert immer mehr unterhaltende Elemente aufgenommen hatten, von Unterhaltungs- und Familienzeitungen (u. a. *Unterhaltungen am häuslichen Herd*, *Die Gartenlaube*) und den Almanachen und Taschenbüchern des 18. und 19. Jahrhunderts bis zu den so genannten Groschenheften, die Ende des 19. Jahrhunderts mit einfachen Inhalten in hohen Auflagen ein breites Publikum erreichten. Absatz und Produktion von Groschenheften erlangten nach dem Zweiten Weltkrieg einen erneuten Aufschwung, vor allem wegen der neuen technischen Möglichkeiten in der Buch- und Zeitschriftenherstellung. Sie wurden zwar nicht durch den Comic, der an die Bildergeschichten und Bilderbögen des 19. Jahrhunderts anschloss, ersetzt, standen diesem aber zumindest gleichberechtigt zur Seite.

Nachfolgend sei kurz der literaturgeschichtliche Rahmen der ausgewählten Texte skizziert: Er bewegt sich in einem Spannungsfeld zwischen *klassischer Dichtung* und *Groschenheft*, ohne dabei die Lese(r)gewohnheiten aus dem Auge zu verlieren.

Das 18. Jahrhundert ***Empfindsamkeit und Aufklärung***

Im 18. Jahrhundert expandierte der Buchmarkt. Die Aufklärer benötigten das geschriebene Wort und das Buch, um ihre Ideen zu verbreiten. Mit dem aufklärerischen Ideal der Rationalität ging ein Verlangen nach einer neuen Innerlichkeit, Empfindsamkeit und Emotionalität einher. So wie der Buchmarkt den Bedürfnissen der Aufklärer entgegen kam, befriedigte er auch das Bedürfnis nach einer Literatur, die sich mit der emotionalen Seite des Menschen auseinander setzte. Aber gerade die Aufklärer wollten die Gemütsbewegungen und Affekte ihres Publikums bändigen. Johann Christoph Gottsched (1700 – 1766) war einer ihrer entschiedenen Vertreter. Mit der Gründung seiner

Wochenschriften *Die Vernünftigen Tadelrinnen* (Halle, Leipzig 1725 – 1726) und *Der Biedermann* (Leipzig 1728 – 1729) wollte er die Leser zu moralisch handelnden Menschen erziehen. Die moralischen Wochenschriften verloren in der Mitte des Jahrhunderts zunehmend an Einfluss, den sie sowieso schon mit den in den vor allem in der Provinz verbreiteten Kalendern teilen mussten. Auch die Zeitschriften kamen, englischen und französischen Vorbildern folgend, dem Bedürfnis des Publikums nach und informierten nicht nur über politische oder ökonomische Inhalte, sondern druckten auch Gesellschafts-, Mode- und Klatschnachrichten. Zu diesen Journalen gehörte das im Weimarer Industrie-Comptoir von Friedrich Justin Bertuch (1747 – 1822) herausgegebene *Journal des Luxus und der Moden* (Gotha, Weimar 1786 – 1827), das die Gesellschaftsnachrichten durch aktuelle Illustrationen (etwa zu den Modeerscheinungen in anderen Metropolen) ergänzte.

Zu den erfolgreichen Autoren seiner Zeit gehörte auch Moritz August von Thümmel (1738 – 1817), der zwar den Geschmack seiner Zeitgenossen traf, dem aber kein dauerhafter Ruhm beschieden sein sollte. Seine Bücher waren nicht mehr belehrend-aufklärerisch. Eine scherzhaft-lebensfrohe Stimmung herrschte in seinen komischen Dichtungen vor. In ihnen charakterisierte er mit ironischem Ton die Schwächen und Laster seiner Zeit.

Andere literarische Texte kamen dem Unterhaltungsbedürfnis des Publikums noch weiter entgegen und trafen gleichzeitig die Stimmung der Zeit. Dies zeigte sich besonders in dem Briefroman *Die Leiden des jungen Werther* (Leipzig 1774) von Johann Wolfgang Goethe. Dort führten die schwärmerischen Träume eines verliebten jungen Mannes auf Grund einer unerfüllten Liebe zur persönlichen Katastrophe. Goethes Roman beeinflusste merklich die gesellschaftlichen Zustände, da Werther zum Mode(II)fall einer Epoche wurde und ganze „Wellen“ von Selbstmordversuchen nach sich zog („Wertherfieber“). Das Buch führte seines provokativen Inhaltes wegen zu einer Folge von Angriffs- und Verteidigungsschriften (Jakob Michael Reinhold Lenz, Text 5), oftmals sogar die Romanform Goethes parodierend (Friedrich Nicolai, Text 4). Nach dem *Werther*

wurde es immer deutlicher: Die expandierende Buchindustrie war ständig auf der Suche nach neuen Motiven, Stoffen und nach neuen Lesern. Zum Ende des 18. Jahrhunderts hatte die Massenproduktion von Unterhaltungsliteratur begonnen.

Von der Weimarer Klassik zur ›Gartenlaube‹

Einer der ersten Autoren der Unterhaltungsliteratur der Goethezeit war Johann Wolfgang Goethes Schwager Christian August Vulpius (1762 – 1827). Sein bekanntester Roman war eine Antwort auf Friedrich Schillers *Räuber* (Text 6). Ebenso wie bei Schiller versuchte ein populärer und volksnaher Held die Herzen der Leser zu gewinnen. In Vulpius' Räuberroman *Rinaldo Rinaldini* gelang dies sehr erfolgreich. Die Motive und Formen, derer sich der Autor bediente, sind der Unterhaltungslektüre zuzurechnen: Räuberidylle und Liebesglück, Sonnenaufgang und bedingungslose Hingabe entsprachen einander. Es waren vor allem die Abenteuer- und Liebesgeschichten, die auf breite Zustimmung im Publikum stießen. Vulpius' Roman war Auslöser für eine Reihe von *Rinaldini*-Nachahmungen, zu deren Autoren auch Ernst Daniel Bornschein (Text 8) und Ignaz Ferdinand Arnold (Text 9) gehörten. Bornschein hatte neben dem hier ausgewählten *Angelo, Marquis von Mazzini* noch einen „weiblichen Rinaldini“ geschrieben, der unter dem Titel *Antonia della Roccini, die Seeräuber-Königin* (Braunschweig 1801) kurz nach dem Roman von Vulpius erschienen war. Die blutrünstigere Variante, die auf den Schauer- und Gruseleffekt setzte, lieferte der in Erfurt geborene und verstorbene Ignaz Ferdinand Arnold (1774 – 1812). Mit dem hier wiedergegebenen Text wird eine Umarbeitung der Lebensgeschichte eines zeitgenössischen Kriminellen für den Markt der Unterhaltungsliteratur vorgelegt. In zahlreichen Dokumentationen und Berichten können die der literarischen Bearbeitung zu Grunde liegenden Tatsachen nachgelesen werden.¹⁰ Die Romane waren nur *eine* Spielart der unterhaltenden Lektüre. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden daraus so genannte Fort-

setzungsromane, die die Leser über längere Zeiträume an eine Zeitung binden sollten. Außerdem erschienen unzählige Almanache, angefüllt mit Gedichten und Kurzprosa, verfasst von professionellen Literaten und dichtenden Laien. Hinzu kamen Kalender- und Taschenbücher, mit hilfreichen Sprüchen, kurzen Geschichten, Illustrationen und Ratschlägen für verschiedene Gelegenheiten und Berufsgruppen versehen. Mit empfinderspezifischen Publikationen (z. B. Frauenalmanache) erschloss man neue Leserschaften; Fortsetzungsromane – und später Heftrömmane – sollten ebenfalls immer neue gesellschaftliche Gruppen der unterhaltenden Lektüre zuführen.

Zu den in Journalen und Almanachen publizierenden Autoren gehörte auch Amalie von Helvig-Imhoff (1776 – 1831) und die auch noch für verschiedene Modeblätter schreibende Caroline Auguste de la Motte Fouqué geb. Briest (1775 – 1831). Bei beiden Autorinnen findet man emanzipatorische Themen und die Diskussion von Emanzipationsmodellen für Frauen, die verworfen oder als Lebensentwurf vorgestellt wurden. Amalie von Helvig-Imhoff war zudem Herausgeberin von Märchensammlungen, deren Inhalte bis in die Gegenwart hinein zu den populäreren Stoffen des Lesepublikums gehörten. Helvig-Imhoff und Caroline de la Motte Fouqué gelang es, ihre literarischen Lebensentwürfe in einem als Massenware verpackten Medium zu präsentieren, ohne sie in ein konzeptionelles Programm zu stellen, wie es etwa bei Gottsched und dem aufgeklärten 18. Jahrhundert unumgänglich gewesen war.

Mit erhöhter Geschwindigkeit ins 20. Jahrhundert

Sehr charakteristisch für den Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert war die Verlagerung der Veröffentlichungsformen der Unterhaltungsliteratur. Alle Bereiche des Lebens nahmen an Geschwindigkeit zu. Hatte die erhöhte Geschwindigkeit des Transportwesens und die schnellere Produktion und Auslieferung von Zeitungen schon im 18. Jahrhunderts zu einer Beschleunigung

des Buchhandels und des Informationswesens geführt, sollte dieser Prozess im 19. Jahrhundert mit der aufkommenden und expandierenden Industriegesellschaft auch massive Auswirkungen auf das Lesen, die Leser und die Lektüre haben. Noch um 1800 kamen vor allem Taschenkalender und Almanache dem Bedürfnis der Leserschaft entgegen. Die ehemals etablierte Form der kleinen Unterhaltungslektüre im Taschenformat verlor jedoch an Bedeutung und ihr Publikum wurde von einer anwachsenden Tages- und Wochenpresse übernommen. Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die wichtigsten illustrierten Zeitungen gegründet, u. a. die *Unterhaltungen am häuslichen Herd* und die *Gartenlaube*, wobei letztere sehr schnell alle Verkaufsrekorde brach. Eine ihrer wichtigsten Autoren war die in Arnstadt geborene Eugenie Marlitt (1825 – 1887), ebenso bekannt wie die durch ihre *Trotzkopf*-Romane berühmt gewordene Emmy von Roden (1829 – 1885). 1866 erreichte sie den Durchbruch mit dem in der *Gartenlaube* erscheinenden Fortsetzungsroman *Goldelse*. In ihren Texten verbreitete sie in Form einer allgemein verständlichen Volkspredigt durch einen einfachen formalen und inhaltlichen Aufbau, schwarz-weiß Charakterisierung der Personen, stimmungshaften Naturschilderungen und klischeehafte Handlungen allgemein verständliche Alltagsweisheiten, die ein Massenpublikum ansprachen und kommerziell sehr erfolgreich waren. Mit ihren umfangreichen Romanen markierte sie die Verschiebung der Unterhaltungslektüre zum Roman des 19. Jahrhunderts und der Gründerzeit.

Einen wissenschaftlicheren Blick auf den wirtschaftlichen Aufschwung des Deutschen Kaiserreiches waren die Szenarien und futuristischen Visionen von vermeintlich unbegrenzten Möglichkeiten einer neuen Wissenschaft und Technik. Diese war zum Wechsel des Jahrhunderts aufgerufen, neue Welten zu erkunden. Seit den 1860er Jahren schrieb Jules Verne (1828 – 1905) in Frankreich halbwissenschaftliche und futuristische Abenteuerromane. Im deutschsprachigen Raum gehörte Kurd Lasswitz (1848 – 1910) zu den Begründern dieses Genres. In seinem Roman *Auf zwei Planeten* (Weimar 1897) lässt er die Bewohner eines *fremden* Planeten auf der Erde erscheinen. Ihr Ver-

such, ihre *überlegene* Kultur auf die *rückständige* Erde zu bringen, scheitert. Sein utopischer Entwurf war sehr einflussreich auf die weitere Entwicklung der Sciencefiction-Literatur und der halbwissenschaftlichen Abenteuerliteratur. Sein Roman erschien kurz vor Beginn der ersten Welle trivialer Heftreihen, die um die Jahrhundertwende zunehmend Verbreitung fanden. Utopische Erzählungen, Indianergeschichten, Abenteuer- und Kriminalerzählungen und die ersten frühen Formen der Sciencefiction haben hier ihren Ursprung und fanden in der Industriegesellschaft ein neues Lesepublikum.

Eine rückblickend-historische Blickrichtung nahm die in Weimar geborene Helene Böhlau (1859 – 1940) in ihren Büchern ein. Romane, die sich historisierend und unterhaltend mit der Goethezeit auseinandersetzen (z. B. *Die leichtsinnige Eheliebste*, Stuttgart 1925) waren ihr Thema. Ihre literarische Leistung machen aber emanzipatorische Romane und Erzählungen aus, in denen sie die Rolle der Frau in der wilhelminischen Gesellschaft thematisierte.

Böhlau bildet den Abschluss der hier vorliegenden Textsammlung und markiert mit ihren retrospektiven Szenarien den Gegenpol zu Lasswitz, der in eine neue Zeit aufbrechen wollte. Böhlaus Roman könnte in seiner Orientierung an der Vergangenheit vielleicht als *ein* Reflex auf die Zeit der Wirtschaftskrise, der Inflation und zunehmender Arbeitslosigkeit der Weimarer Republik interpretiert werden, denn das war der *zeithistorische* Hintergrund, vor dem ihr Roman *Die leichtsinnige Eheliebste* erschien. Dass diese Art der heiteren Unterhaltungslektüre kommerziell sehr erfolgreich war, ist insofern auch nicht weiter verwunderlich.

Eine Vielzahl von Heftreihen, die in den Dreißiger- und Vierzigerjahren des 20. Jahrhunderts erschienen, bildeten den Hintergrund für ein breites Angebot an Unterhaltungsliteratur, in der die Verbindung von trivialen und stereotypen literarischen Mustern oft auch eine Verbindung zu politischen Inhalten fand. Die kriegesischen Szenarien der Abenteuerliteratur und der kolonialistischen Sciencefiction-Romane waren nur die eine Variante einer ihre Inhalte verändernden Unterhaltungsliteratur.

Eine zweite Welle der Heftchen-Literatur erreichte nach dem Zweiten Weltkrieg in einer kaum zu überblickenden Flut den Markt. Bildgeschichten nach amerikanischem Vorbild (Comics) nehmen bis in die Gegenwart hinein einen erheblichen Anteil an der täglichen Verbrauchsliteratur. Dass alle Formen der Unterhaltung sich in den letzten Jahren so schnell wie niemals zuvor verändert haben, muss kaum noch erwähnt werden, aber die herkömmliche Bezeichnung *Unterhaltungsliteratur* sollte eine Begriffserweiterung erfahren. Die Bezeichnung *Unterhaltungsmedien* erscheint treffender, denn schon längst gehören Fernsehserien, japanische Manga-Comics, animierte Cartoons und die Zeitung im Internet zur *Unterhaltungsliteratur* des täglichen Bedarfs. Ebenso wie sich im ausgehenden 18. Jahrhundert Lesegewohnheiten veränderten und das Lesepublikum ein anderes wurde, so vergleichbare Entwicklungen in der Gegenwart festzustellen.

Prinzipien der Textauswahl und Textwiedergabe

Es wurde eine repräsentative Auswahl an Texten getroffen. Einerseits wurden inhaltlich abgeschlossene Texte gewählt, andererseits sollten für die Unterhaltungsliteratur in Thüringen wichtigen Werke vorgestellt werden. Die Texte wurden unter Einbezug eines semiotischen Kulturbegriffs und nicht unter literaturwissenschaftlichen oder ästhetischen Gesichtspunkten ausgewählt. *Kultur* möchte in diesem Sinne verstanden werden als ein über Kommunikation definiertes „Universum symbolischen Handelns“, als „Vorstellungswelt“ (Clifford Geertz) und als Modell, das „Weltdeutungs-Muster“ (Klaus P. Hansen) zur Verfügung stellt. Die Deutungsmuster, die in einzelnen *Bereichen* – oder auch Diskursfeldern – organisiert sind, bilden für die Mitglieder oder Gruppen der Gesellschaft Orientierungsrahmen für ihre eigene Identitätsbildung. Dieses leisten die ausgewählten Texte für ihre Leser.

ANMERKUNGEN

- 1 Robert E. Prutz: Über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen, in: *Literarhistorisches Taschenbuch 3* (1845), S. 423-454, dort S. 426.
- 2 Robert E. Prutz: Über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen, in: *Literarhistorisches Taschenbuch 3* (1845), S. 423-454, dort S. 428.
- 3 Robert E. Prutz: Über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen, in: *Literarhistorisches Taschenbuch 3* (1845), S. 423-454, dort S. 443.
- 4 Carl Grosse: *Der Genius. Aus den Papieren des Marquis C* von G***. Frankfurt am Main: Zweitausendeins 1984, S. 572.
- 5 August Wilhelm Schlegel: Zur Kritik der neuesten Litteratur, in: *Athenaeum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel*. Berlin. Ersten Bandes Erstes Stück, S. 141-177, dort S. 149-150.
- 6 Robert E. Prutz: Über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen, in: *Literarhistorisches Taschenbuch 3* (1845), S. 423-454, dort S. 437.
- 7 Robert E. Prutz: Über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen, in: *Literarhistorisches Taschenbuch 3* (1845), S. 423-454, dort S. 447-448.
- 8 Marianne Thalmann: *Der Trivialroman des 18. Jahrhunderts und der romantische Roman*. Berlin 1923 (*Germanische Studien* 24).
- 9 Peter Nusser: *Trivialliteratur*. Stuttgart: Metzler 1991, S. 9.
- 10 Harald Siebenmorgen (Hg.): *Schurke oder Held? Historische Räuber und Räuberbanden*. Sigmaringen: Thorbecke 1995 (*Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe* 3).
- 11 Vgl. Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt/M. 1983; Klaus P. Hansen: *Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften*. Tübingen 1993; Klaus P. Hansen: *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*. Tübingen, Basel ²2000.

UNTERHALTENDE AUFKLÄRUNG

Die Begriffe Literatur und Unterhaltung verweisen zusammengekommen in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts auf die Veränderungen im Leseverhalten, auf die „zerstreuende Lektüre“ – im Gegensatz zur bis dahin verbreiteten Wiederholungslektüre, die vor allem mit religiösen Inhalten verbunden war (Bibellektüre). Man stand am Beginn eines Jahrhunderts, in dem die Beschäftigung mit „zerstreuender“ Lektüre aus religiöser Sicht nicht mehr negativ belastet war. Die frühen Aufklärer wollten nicht nur die Unterhaltung des Publikums befördern. Sie nutzten Bücher, Schriften und Zeitungen als Vehikel für ihre Botschaften, um sittlich-moralisch zu belehren und zu erziehen. „Moralische Wochenschriften“, Kalender und kleine Handbücher waren „ein“ Mittel, den Gedanken der Aufklärung und des Pietismus zu verbreiten und man bediente sich dabei modernster Methoden der Kommunikation. Ein funktionierendes Postwesen war nötig, um die Zeitschriften und Zeitungen an den Kunden zu bringen – die einzelnen Lieferungen konnten die Leser direkt über ihre Postämter oder bei ihrem Buchhändler beziehen, so dass auch die entfernteste Provinz erreichbar war und die Leser damit auch an den aktuellen Diskussionen in den Städten teilnehmen konnten. Johann Christoph Gottsched (1700 – 1766) war einer der entschiedenen Vertreter der Volksbelehrung und der Aufklärung, »beseelt« von einem moralisch-sittlichen Sendungsbewusstsein. Mit der Gründung seiner Wochenschriften „Die Vernünftigen Tadlerinnen“ (Halle, Leipzig 1725 – 1726) und „Der Biedermann“ (Leipzig 1728 – 1729) wollte er die Leser zu moralisch handelnden Menschen erziehen, indem er Themen des alltäglichen Lebens diskutierte. Einige Jahrzehnte später erreichte er mit dem Medium der Wochenschrift die gewünschten Adressaten für seine Belehrungen nicht mehr. Andere Formen der Information und der Zerstreuung waren interessanter geworden. Moralische Belehrung war nicht mehr gefragt.

1. Johann Christoph Gottsched: Die Vernünftigen Tadlerinnen

AN IHRO KÖNIGLICHE HOHEIT,
DIE DURCHLAUCHTIGSTE FRIEDERICA SOPHIA WIL-
HELMINA / ÄLTESTE PRINZEßIN VON PREUßEN /
MEINE ALLERGNÄDIGSTE PRINZEßIN,
DURCHLAUCHTIGSTE PRINZEßIN,
ALLERGNÄDIGSTE PRINZEßIN,

Hätten folgende Blätter nicht in und ausser Teutschland Beyfall gefunden: so würde dieselbigen *Eurer Königlichen Hoheit zu Füßen zu legen* mich niemals unterstanden haben. Jetzo aber werden sie theils wegen ihrer vernünftigen Sittenlehre; theils wegen ihres guten Geschmacks in freyen Künsten; theils auch wegen ihrer muntern / sinnreichen und reinen Schreibart von jederman hochgeschätzt. Die Gelehrten loben sie; die Ungelehrten lesen sie mit Vergnügen; das männliche Geschlecht findet eben soviel darinnen zu lernen / als das Frauenzimmer: ja Männer / die ihrer besondern Einsicht halber überall bekant sind / haben in öffentlichen Schriften geurtheilet / daß unser Vaterland Ehre davon habe. Dieses sind die Ursachen / warum ich es für keine gar zu straffbare Verwegenheit halte / vor den ersten Jahrtheil derselben den Namen einer Prinzeßin zu setzen / welche wegen ihrer recht Königlichen Vollkommenheiten verdienet / die Zierde aller teutschen Fürstinnen genennet zu werden.

Die vernünftigen Tadlerinnen sind *Eurer Königl. Hoheit* geborne Unterthanen. Es hat also keiner Mühe bedurft die Vergünstigung dieser Zuschrift von ihnen zu erhalten. Sie selbst bewundern die Kronenwürdigen Eigenschaften *Eurer Königl. Hoheit*. Sie erkennen *Dieselben Dero* ausbündigen Verstandes / und unvergleichlichen Schönheit wegen für ein vollkommenes Nachbild der beyder Stücke halber unsterblichen *Charlotte*, erster Königin in Preussen.¹ Sie halten *Eure Königl. Hoheit* / sowohl wegen *Dero* grossen Erkenntnisses in den Wahrheiten unsrer allerheiligsten Religion / als *Dero* ausnehmenden Gottes-



Abb. 1 Porträt Johann Christoph Gottsched (1700 – 1766) (Privatbesitz)

furcht halber für eine würdige Tochter unsrer *allerdurchlauchtigsten Landes-Mutter*. Die Zeugnisse des letztern sind nicht nur in Berlin täglich zu sehen / sondern das Gerüchte machet sie auch an entlegenen Oertern unleugbar: die Proben des erstern aber / liegen der Welt im Drucke vor Augen / und werden selbst von unsern Gottesgelehrten bewundert. Aus dem allen können die Tadlerinnen sowohl / als andre Leute nichts anders urtheilen / als daß *Eure Königl. Hoheit* / die Glückseligkeit Ihres künftigen Gemahls / und die Lust ihrer Unterthanen seyn werden: so wie *Sie* jetzo die Ehre des Königlichen Preußischen Hauses / und das Muster einer vollkommenen Prinzeßin sind.

Solchergestalt würden die Tadlerinnen selbst bey *Eurer Königl. Hoheit* zu Lobrednerinnen geworden seyn: wenn sie diese Zueignungsschrift selbst verfertigt hätten, Sie würden ohne Zweifel ihre allerunterthänigste Hochachtung vor einer so *preißwürdigen Prinzeßin* in allen Zeilen an den Tag gelegt haben. Da sie aber ihrer besorglichen Entdeckung halber / darüber ein Bedencken tragen: so vergnügen sie sich in der Stille / daß ihre Blätter so glücklich sind / vor *Eurer Königl. Hoheit* erlauchte Augen zu kommen.

Erlangen dieselben einen gnädigen Anblick: so wird sich nechst ihnen niemand glückseliger preisen / als

Durchlauchtigste Prinzeßin /

Allernädigste Prinzeßin /

Eurer Königl. Hoheit.

Halle den 31. Dec.

allerunterthänigster Knecht

1725.

der Verleger.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Erstes Stück. Mittwochs / den 3. Jenner 1725.

CANITZ

DIE LARVE VOM GESICHT DES LASTERS

ABZUREISSEN.

Was ist das wieder vor eine neue Hirn-Geburt? Es wird ietzo Mode, daß man gern einen Sitten-Lehrer abgeben will. Haben wir aber nicht von Manns-Personen moralische Schriften ge-

nung; und muß sich das weibliche Geschlecht auch ins Spiel mischen? Es wird gewiß ein erbares Caffee-Crätzchen seyn, welches bey dem Überflusse müßiger Stunden gewohnt ist, alles zu beurtheilen und durchzuhecheln. Die guten Kinder müssen wohl dem Sirach² zeitig aus der Schule gelauffen seyn; sonst würden sie seine Lehre besser gefasset haben: Laß dich nicht zu klug düncken iedermann zu tadeln. Wenn doch die lieben Momus-Schwestern³ sich wieder in die Aufsicht dieses klugen Hauß-Lehrers begeben wollten: so würde ihnen ihr unzeitiger Kützel,⁴ vielleicht zu ihrem eigenen Vortheile, vergehen.

So haben ohne Zweifel viele geurtheilet: als sie die Überschrift von diesem Blatte in den öffentlichen Zeitungen wahrgenommen. Und diese würden gewiß verdienen, ihres unbedachtsamen Ausspruches halber, am ersten von uns getadelt zu werden. Wir vergeben ihnen aber dismahl ihre Ubereilung. Es ist allerdings was ungewöhnliches, daß sich schwache Werckzeuge zu öffentlichen Richtern aufwerffen. Denn obwohl die lebhaften Engelländerinnen, und so gar die Schweitzerinnen den Ruhm erlanget, daß sie zu einigen bekannten Sitten-Schriften nicht wenig beygetragen haben: so sind doch ihre Arbeiten nicht anders, als durch die Vermittelung gelehrter Manns-Personen, der neugierigen Welt mitgetheilet worden. Wir unterstehen uns ietzo was mehrers. Wir unterwerften uns keiner männlichen Aufsicht in Verfertigung der Blätter, die wir ins künftige herauszugeben willens sind; sondern sind entschlossen dieselbigen ohne fremde Anordnung, nach unserm eigenen Gutdüncken, und auf unsere eigene Gefahr ans Licht treten zu lassen.

Wer begierig ist den Ursprung unsers Vorhabens zu erfahren, dem kan folgendes zur Nachricht dienen. Phyllis, ein wohlerzogenes Frauenzimmer, fand mich, bey einem unvermutheten Besuche, in Lesung einer gewissen Moralischen Betrachtung beschäftigt. Wie so fleißig, liebe Schwester? war ihre erste Anrede, als sie kaum ins Zimmer getreten war; die ich mit einer freundlichen Bewillkommung und Darlegung meines Zeit-Verreibes beantwortete. Das letzte that ich um desto williger, ie gewisser ich wuste, daß meine Phyllis auch eine Freundin solcher Schriften war, die auf die Verbesserung unserer Sitten abzielen.

Die
Vernünftigen
Tadlerinnen
Erster
Theil
1725.

Verlegt im Magdeburgischen,
Verlegte Johann Adam Spörl
des Königl. Preussl. Reformirten Gymnasii illustrus
privileg. Buchhändler,

Abb. 1a Titelblatt: "Die Vernünftigen Tadlerinnen", 1725 (Privatbesitz)

Wir hatten uns kaum gesetzt, als wir fast beyde zugleich auf die Gedancken kamen, ob es denn nicht möglich sey, nach dem Exempel der Manns-Personen, eine besondere Schrift zu verfertigen, darinnen von mancherley Fehlern der Menschen überhaupt, insonderheit aber von den Schwachheiten des weiblichen Geschlechts gehandelt würde. Es fielen uns verschiedene Materien ein, die nicht von geringem Nutzen zu seyn schienen, und so viel uns wissend war, noch von keinem gebührend abgehandelt worden. Wir sahen beyde in diesem Vorhaben keine Unmöglichkeit, und der Beystand, den sich eine von der andern versprach, machte uns einen Muth, unsere Absicht ins Werck zu richten. Nur dieses schien rathsam, daß wir noch eine Gehülffin suchen, und dadurch unsere Zahl verstärcken möchten. Eine dreyfache Schnur reisset so leicht nicht, dachten wir: ja wir vermutheten mit gutem Grunde, daß wir alsdenn neue Einsichten, neue Lebhaftigkeit, und mit einem Worte, ein grösseres Vermögen bekommen würden, der Welt etwas tüchtiges vor Augen zu legen.

Unter allen meinen Freundinnen schien mir keine hiezu geschickter zu seyn, als Iris, deren Fähigkeit mir schon aus vielen Proben bekannt worden war. Ich schlug sie daher der eifrigst nachsinnenden Phyllis vor, und hatte das Vergnügen, ihren Beyfall zu erhalten. Wir können uns keine bessere wünschen als eben diese, gab sie zur Antwort: denn ausser ihrer Fertigkeit in der Frantzösischen Sprache, versteht sie auch die Lateinische; wenn es nur möglich ist, sie in unsere Gesellschaft zu ziehen. Es ist um den Versuch zu thun, erwiederte ich, und wir wurden eins, ihr folgenden Tages unsere Anschläge zu eröffnen.

Dieses geschah in der That: allein ihr erster Widerstand schien etwas mehr, als eine blosser Bescheidenheit zum Grunde zu haben. Lieben Kinder, sagte sie, nachdem sie unsern Vortrag mit einiger Bewunderung angehört hatte, was hat euch auf diese Gedancken gebracht? Bedencket nur, was ihr euch vor Urtheile über den Haß ziehen werdet. Die Manns-Personen werden gewiß lange nichts zu lachen gehabt haben. Doch vergebet mir diese Worte: Ihr beyde seyd geschickt genug dazu; ich hingegen finde mich viel zu schwach. Darum verschonet meine Schultern mit dieser Bürde. Sie suchte uns noch ferner vorzu-

stellen, wie leicht unsere Nahmen kund und offenbar werden könnten, da man denn mit Fingern auf uns zeigen, und uns also zum allgemeinen Gelächter machen würde. Sie fand uns aber gegen alle diese Einwürffe so wohl verwahret, und mit neuen Gegen-Vorstellungen so reichlich versehen, daß sie sich endlich genöthiget sahe, nachzugeben. Ihre vorige Blödigkeit verschwand allmählich, und sie ward zuletzt eben so eifrig als wir, dieses Vorhaben ehestens zum Stande zu bringen.

In unserer ersten Zusammenkunft wurde fest gesetzt, daß unsere wöchentliche Schriften den Namen *der vernünftigen Tadelrinnen* führen solten. Das klingt großsprecherisch und verwegen genug! so wird mancher denken. Allein gemacht, meine Freunde! höret zuvor unsere Erklärung darüber an. Tadeln heisset unserer Einsicht nach, die Fehler und Schwachheiten der Menschen beurtheilen, und diese Urtheile durch Worte oder Schriften zuverstehen geben. Wir halten dieses für eine Sache, die nach Beschaffenheit der Umstände gut oder böse, löblich oder sträflich werden kan; obgleich das letzte weit gemeiner ist, als das erste.

Simplex und seine Schwester Simplicia, bilden sich bey ihrer Tummheit sehr viel ein, und wollen mit Gewalt scharffsinnig heissen: darum werffen sie sich zu Richtern, oder daß ich recht sage, zu Spöttern anderer Leute auf. Sie sind nirgends lieber als an denen Oertern, wo sie viele Personen von beyderley Geschlecht in Augenschein nehmen und betrachten können. Da haben sie nun schärffere Augen als Luchse. Sie sehen auf alles Haar-klein und eröffnen ihre Urtheile durch Worte und Geberden. Was tadeln sie aber? Nichts als solche Fehler, die kein Mensch ändern kan. Simplicia macht von den Manns-Bildern den Anfang. Bald findet sie an den Füßen was auszusetzen. Bald ist das Gesichte nicht nach ihrer Phantasie gebildet. Bald ist der gantze Leib nicht wohl gewachsen. Diesem sind die Schultern zu breit, und jenem zu schmal. Der eine hat schielende, der andere trieffende, der dritte gar Katzen-Augen. Simplex folget ihrem Exempel und beurtheilet das Frauenzimmer. Das eine ist zu blaß, das andere zu roth; dieses zu mager und jenes zu fett. Bald sind die Füße gar zu ungeschickt; bald fehlt denen Händen

was; bald geht es über die Gestalt des ganzen Leibes her. So ver-rathen beyde ihren groben Unverstand im tadeln.

Momus, ein ungereimter Grillenfänger, will seine scharffe Beurtheilungs-Kraft auch sehen lassen. Er meistert alles, was nicht mit seinen wunderlichen Einfällen übereinkommt; wird aber nicht gewahr, daß sich dieselbe unmöglich ausführen lassen. Er sagt, der Mensch hätte billig ein Fenster in der Brust haben sollen, damit man seine heimliche Gedancken von aussen wahrnehmen könnte. Dem Ochsen sollten, seiner wohlbedächtigen Meynung nach, die Hörner nicht vor der Stirne, sondern vor der Brust stehen, wo er vermuthlich weit mehr Kräfte hat, dieselbe zu gebrauchen. Ja er hält alle seine Lands-Leute für Narren, weil sie ihre Häuser nicht auf bewegliche Räder erbauen, damit man sie nach Belieben von einem Orte zum andern bringen, und also manchen bösen Nachbar loß werden könne. Wer siehet aber nicht, daß dieses Tadeln aus einer eigensinnigen Narrheit herrühre?

Der Lieblose Schadenfroh machet sich an diejenigen Fehler der Menschen, so sich in der That verbessern lassen. Darinnen thut er zwar klüger als jene: allein er versiehet es in einem andern Stücke. Wenn er die Fehler und Gebrechen der Menschen wahrnimmt: so kützelt er sich darüber. Er zieht sie mit hönischen Worten durch, und suchet die Personen selbst lächerlich zu machen. Dadurch schadet er ihrem guten Namen, ja bißweilen gar ihrem Glücke: zugeschweigen, daß er sich selbst unbedachtsamerweise unzehliche Feinde auf den Hals ladet.

Es sey ferne von unsern künftigen Arbeiten, daß wir eine von diesen verwerfflichen Gattungen des Tadels nachahmen sollten. Unsere grösseste Sorgfalt wird dahin gehen, daß wir erstlich nur solche Fehler anmercken wollen, die einem Menschen würcklich zugerechnet werden können, und also wahrhaftig unter die Fehler gehören. Unser Tadeln soll bescheiden seyn: denn wir werden keine Urtheile von solchen Dingen fällen, die mehr Verstand, mehr Gelehrsamkeit und Kräfte erfordern als wir besitzen, und folglich für uns zu hoch sind. Wie wir denn beyläufig erinnern, daß unsere Gedancken mehr aus einem natürlichen Verstande und einer angeboren Lebhaftigkeit des Geistes, als

einer eigentlichen Gelahrheit oder grossen Belesenheit herfliesen werden. Unser Tadeln soll endlich kein spöttisches, sondern ein wohlgemeyntes und liebeiches Tadeln seyn. Denn wir werden unsern Vortrag so einrichten, daß keiner dadurch erbittert, oder zum Zorne gereizt werde. Ja wir wollen uns auch anlegen seyn lassen die Mittel vorzuschlagen, die, unserer wenigen Einsicht nach, zu desto leichterer Abschaffung mancher Schwachheiten behülflich und dienlich seyn können. Weil wir nun davor hielten, daß iemand, der auf solche Weise tadelt, sich recht vernünftig aufführe: so haben wir kein Bedencken getragen uns die vernünftigen Tadlerinnen zu nennen. Solte nun ein Vorhaben, welches auf ietzterwehnte Weise eingerichtet ist, sträflich seyn? Wir unsers theils besorgen dieses keinesweges: vielmehr sind wir überredet, daß die Pflicht, so uns als Christen obliegt, uns untereinander zu ermahnen, zu warnen und zu strafen, uns dazu gnugsam berechti-ge. Der Mensch ist ohne Zweifel so erschaffen, daß er unzehlliche Vollkommenheiten erlangen kan, die er nicht würcklich besitzt. Daher schliesset man, daß GOtt ihm diese Fähigkeit in keiner andern Absicht gegeben, als daß er sie würcklich gebrauchen, und von Tage zu Tage vollkommener zu werden, trachten soll. Es ist auch nicht genug, daß ein ieder für sich allein Sorge, sondern die durch die Vernunft und Offenbarung uns allen vorgeschriebene Liebe unseres Nechsten, verbindet uns auch für andere zu sorgen. Wie können wir aber die Vollkommenheiten unserer Brüder und Schwestern besser befördern? als wenn wir ihnen die Unvollkommenheiten zeigen, die sie noch an sich haben, und sie vor den Fehlern warnen, die ihnen hie und da noch ankleben. Dieses wird also unsre vornehmste Absicht seyn; und ob wir es gleich bißweilen, mehrerer Deutlichkeit halber, unter erdichteten Namen und Personen bewerkstelligen werden: so darff doch niemand dencken, daß dieses lauter wahrhafte Begebenheiten wären, die man aus Haß oder feindseligen Absichten so deutlich beschrieben. Nein es sollen nur Bilder seyn, die zu desto lebhafterer Vorstellung der Laster, mit Fleiß also entworffen worden.

Was düncket euch ietzo, meine Freunde, von dieser neuen moralischen Schrift, die euch anfänglich so verächtlich geschienen?

Ist euren Einwüffen durch die bißherige Eröffnung unsers Vorhabens ein Genügen geschehen; und seydt ihr dadurch auf andere Gedancken gebracht: so sind wir glücklich. Bleibet ihr aber bey euer vorigen Sprödigkeit, bleibet ihr bey der vorgefaßten Meynung, daß von einem oder etlichen unstudirten Weibes-Bildern nichts lesenswürdiges, nichts tüchtiges zu hoffen sey; wohlan, so glaubet, was ihr wollet; wir werden es euch nicht wehren. Das beste ist, daß auch ihr nicht vermögend seydt unser löbliches Vorhaben zu stöhren. Will einer oder der andere seine Kräfte versuchen, und uns etwa in Schriften anstechen: so kan er zum voraus wissen, daß weder unser Geschlecht, noch unsere besondere Neigungen uns zum Zanke und Streite fähig gemacht; wiewohl wir uns die Hoffnung machen, daß niemand seine heldenmüthige Gelehrsamkeit so mißbrauchen werde, daß er sich in Wiederlegung einiger Frauenzimmer eine besondere Ehre suchen sollte.

Wer wird aber unsere Blätter ins künftige lesen? Vermuthlich allerley Gattungen von Menschen. Die Tugendhaften darum: weil sie eben das Vergnügen darinnen finden werden, was schöne Angesichter vor einem Spiegel antreffen. Die Lasterhaften werden es zum Theil deswegen thun; weil sie ohne alle Beschämung ihre Fehler gewahr werden; und unvermerckt lernen können, wie sie sich am besten davon befreien sollen: zum Theil auch darum; weil sie sich nicht durch eine unbedachtsame Verachtung dieser Schrift selbst bloß geben, und ihre Schwäche werden verrathen wollen. Dergestalt wird allezeit dasjenige Blatt, so die gemeinsten Mängel entdecket, die allermeisten Käuffer zu gewarten haben. Die artigen Manns-Personen werden ins besondere, ihre rühmliche Gefälligkeit gegen unser Geschlechter, dadurch an den Tag legen können. Sie werden sich, nach ihrer gewöhnlichen Artigkeit, bey ihren Schönen angenehm machen: wenn sie dasjenige nicht verachten werden, das von derselben Mit-Schwestern herkommt, und ihnen so manche gute Erinnerung geben wird. Wie gerne nehmen sie es nicht an? wenn ihre Lesbien, Flavien, Cynthien etc. etwas an ihrer Aufführung erinnern. Wie verbindlich dancken sie dafür? und bitten noch wohl gar, daß dieselben fortfahren mögen dergleichen zu thun. Wir

verlangen nicht die Helfte von allen diesen Höflichkeiten: und sind zufrieden; wenn sie uns nur nicht für ihre Feindinnen erklären werden.

Ihr aber, galante Mit-Schwestern, könnet euch alle eine Ehre daraus machen, daß auch euer Geschlechte zu dergleichen moralischen Arbeit, wo nicht Fähigkeit, dennoch Neigung und Eifer genung habe blicken lassen.

Calliste.

Johann Christoph Gottsched: Die Vernünftigen Tadlerinnen. Halle. Erstes Stück. Mittwochs den 3. Jenner 1725, S. 1-8.

EMPFINDSAMKEIT UND MASSENHYSTERIE

Gottsched war nicht an unterhaltender Lektüre gelegen. Aber im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts änderte sich die Haltung des Publikums grundlegend. Autoren konnten mit ihren Büchern kommerzielle Erfolge erzielen. Eine der Publikationen, die zerstreuende und unterhaltende Lektüre mit einer heiteren Weltanschauung verband, war der von Moritz August von Thümmel verfasste Roman „Wilhelmine oder der vermählte Pedant“ (1764). Der Autor griff in seinen Texten und vor allem in der „Wilhelmine“ traditionelle Elemente der antiken Mythologie auf, bat die Muse der komischen Dichtung um Beistand oder ließ den Liebesgott Amor eingreifen. Die Verbindung von leicht verständlicher Prosa und pikanten Inhalten trug allerdings nicht zu seinem dauerhaften literarischen Ruhm bei. Zehn Jahre später sollte Thümmels Bucherfolg von Johann Wolfgang Goethes „Werther“ bei weitem übertroffen werden. Dort sah ein in unlösbare Liebeshändel verwickelter junger Mann keinen anderen Ausweg, als sich eine Kugel in den Kopf zu schießen. Johann Wolfgang Goethe (1749 – 1832) griff in dem Briefroman auf englische und französische Vorbilder (Samuel Richardson, Clarissa, 1747/48 ; Jean-Jaques Rousseau, Nouvelle Heloïse, 1761) zurück. Schon kurz nach dem Erscheinen wurde der Roman kontrovers diskutiert, fand ein enormes Publikumsecho („Wertherfieber“) und gehörte bald zu den meistverbreiteten Texten in Deutschland. Im Vordergrund stehen die nicht durch Vernunft (und Aufklärung) beherrschbaren Emotionen, die unkontrollierbaren Gefühle, die den Helden überwältigen und aus deren Sog er sich nicht befreien kann. Die Beschränkung durch Konventionen der bürgerlichen Welt führen zwar zu der oben genannten Selbsttötung, diese wurde aber als ein individueller Akt der Selbstbehauptung und nicht als Kurzschlusshandlung begriffen. Werther geht zuversichtlich den anderen voran in ein besseres Jenseits. Dass diese Darstellung zwar auf manchen Zeitgenossen eine hypnotische Wirkung hatte, aber ein aufklärerisch und rational argumentierendes Lesepublikum von diesen literarischen Entwürfen nicht begei-

stert war, ist leicht nachzuvollziehen. Bei Goethes Schriftstellerkollegen provozierte das Buch und seine Publikumsreaktionen eine Flut von nachahmenden, angreifenden, kritisierenden und parodierenden Schriften. Zu den Kritikern, die die emotionalisierte Atmosphäre des Werthers nicht gut heissen konnten, gehörte auch Friedrich Nicolai (1733 – 1811), Schriftsteller und Verleger in Berlin. Nicolais „Werther“ lieferte praktische Lösungsstrategien für den Alltag: Werther überlebt den Selbstmordversuch, Lottes Verlobter verzichtet nach Verhandlungen mit Werther auf seine Geliebte, Lotte und Werther heiraten am Ende des ersten Teils. In einem zweiten Abschnitt wurden die Regeln für eine erfolgreiche bürgerliche Existenz vorgeführt: Sparsamkeit und Fleiß führen zu Wohlstand und Glück. Diese Kommentare zum Goethe-Roman ließ Jakob Michael Reinhold Lenz (1751 – 1792) nicht unwidersprochen. Nachdem 1774 Goethes „Werther“ erschienen war, verfasste Lenz kurze Zeit später die „Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers“. Er wollte sich damit in die Debatte um den Roman einmischen und schickte das Manuskript an Goethe, der es an Friedrich Heinrich Jacobi (1743 – 1819) weiterleitete, der dann aber vom Druck abriet – die Veröffentlichung unterblieb, aber Lenz hatte neben einer dezidierten Kritik an Nicolai und den aufklärerischen Positionen indirekt ein Traktat der neuen Literaturbewegung verfasst.

2. Moritz August von Thümmel: Wilhelmine oder der vermählte Pendant

Erster Gesang.

Ich singe das Abentheuer, das ein Dorfpfarr der Liebe wegen erdulden musste, ehe sie ihn mit dem erseufzten Besitze seiner Geliebten belohnte.

Feindlich empörten sich die langsam athmende Schwermuth, die fröhliche Thorheit, die Intrigue des Hofes und der bäurische

Blödsinn, wider die ruhigen Tage des Pastors; doch seine Standhaftigkeit siegt' endlich durch die Hülfe des Amors, und sein ausgestandnes Leiden verschönert seinen Triumph.

Der grosse Gedanke, der sonst die deutschen Dichter erhitzt, daß sie die Freuden des Tags und die Erquickung der Nacht; daß sie die Peiniger der menschlichen Natur, Hunger und Durst, und die größern Quaalen der Dichter, den Spott der Satyre und die Faust des Kunstrichters verachten – Dieser grosse Gedanke: *Einst wird die Nachwelt mich lesen* – hat keinen Antheil an meinen Gesängen. Dein belohnendes Lächeln allein, comische Muse! reizet mich an, diesen neuen Sieg der Liebe zu singen; und will ja die Göttinn des Ruhms der süßen Bemühung des Dichters noch eine Belohnung hinzu thun, so sey es der theure Beyfall meiner Caroline! Sie lese dieß Lied, das ich, entfernt von Ihr, aus Einsamkeit sang, meinen Geist zu ermuntern! Ihr harmonisches Herz schwell auf; Unwillig über den Einfluß des glücklichen Dichters, in ihr jugendlich wallendes Blut, verschlucke Sie dann eine doppelte Dosis Bezoarpulver,⁵ und seufze nach meiner Zurückkunft!

Nah an der glänzenden Residenz eines glücklichen Fürsten, nicht fern von der schiffbaren Elbe, verbreiteten sich in dem anmuthigsten Thale, hundert kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haselstauden und wohlriechende Birken verbauten dieß Landgut in Schatten, und versüßten dem fleißigen Tagelöhner die entkräftende Arbeit, wenn der Hundsstern⁶ wüthete, und entblättert vom Boreas⁷ flammte dieß nutzbare Gebüsch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nun ein Nachbar zum andern schlich, um die vielen müßigen Stunden etwan durch die Thaten eines preußischen Helden oder eines freygebigen Kobolts zu verkürzen, oder auch über die Polizeybefehle der Regierung zu spotten. So lebten diese Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahreszeit zufrieden. Ein exemplarischer Pfarrer und ein friedfertiger Schulze waren ihre einzigen Beherrscher; denn der Junker des Dorfs verbrauchte seine Renten in dem comischen Frankreich; hätt' ihm das holde Gesicht der Tochter seines Verwalters nur ein einziges mal geglänzt, er würde gewiß nicht mit seiner Unterthanen Tribut eine



Abb. 2 Porträt Moritz August von Thümmel (1738 – 1817) (Privatbesitz)

abgedankte Opernprinzeßinn ernähren; ach! er hätte gewis zu seiner Landsmännin Ehre, als ein edles Gespann, ihren Siegeswagen gezogen!

Aber niemand bewunderte noch Wilhelminen. Schon der sechzehnte Frühling hatte ihre Wangen mit einer höhern Röthe bemahlt, ihre Augen funkelnder gemacht und ihr Haar schwärzer gefärbt. Ihr Halstuch erhob und senkte sich schon, und keiner – Ists möglich? keiner von den hartherzigen Bauern gab Achtung darauf. Sie selbst wußte noch nicht über süße Gedanken der Liebe zu erröthen, ihr Herz klopfte in immer ruhigen Pulsen, wenn sie einsam das verdeckte Veilchen aus dem hohen Rietgrase hervorpflückte, ein wahres Bildniß Ihres eignen jungfräulichen Schicksals, oder wenn Sie an dem Ufer des klaren Bachs sitzend die bunte Forelle mit geschwinden Augen verfolgte, und indeß den schönen Gegenstand der Natur, Ihr widerscheinendes Gesicht, aus der Acht ließ. Ihr freundlichen Nymphen, die ihr so oft das mächtige Vergnügen eures eigenen Anschauens genossen habt! bedauert diese Unglückliche – aber noch eifriger werdet ihr Sie bedauern, ihr männlichen Kenner der Schönheit! denn niemand – ich wiederhol es mit Jammer, niemand als ein frommer schüchterner Mann, der Magister, hatte bis itzt den feinen Verstand gehabt, Ihre Reize zu bemerken, und nur von ihm ward Sie heimlich geliebet. Mit welchem zitternden Vergnügen empfing er nicht den Decem⁸ von ihren schmeichelnden Händen, und mit welcher süßen Betäubung unterschied er nicht ihre liebliche Stimme, wenn das andächtige Geschrey der Gemeinde durch die Sacristey in sein lauschendes Ohr drang. Wie glücklich konnte nicht die Liebe ihn machen! Aber zwo andere Leidenschaften, fast eben so mächtig als jene, stritten heftig in seiner theologischen Seele, jagten die Liebe heraus und legten den Grund zu dem grausamen Schicksale des Pastors. Der Stolz war es und die Begierde nach einem bequemen Leben! Denn wenn ihn auf der einen Seite seines hinfälligen Herzens die Tochter des vornehmen Kirchenraths mit ihrer Neigung verfolgte, so bestritt es auf der andern die Ausgeberinn des Präsidenten. Ihre Wahl war der gewisse Beruf zum Vorsteher der Kirche. Als Superintendent konnt' er alsdann eines langen ruhigen

Lebens genießen, von den Truthähnen seiner freygebigen Diöces und den Complimenten gemeiner Pfarrherren gemästet. So wird oft ein Knabe geängstet, wenn ihm sein lachender Vater ein Stück kräftiges Brod und eine einzelne wohlriechende Erdbeere vorlegt. Was soll er wählen? Sein Gaum verwirft, was sein hungrierer Magen verlangt; doch seine minutenlange Näscherey verachtet das Elend des ganzen Tages – Kurz entschlossen verschluckt er die Erdbeere und übertäubt das Murren seines Magens durch erzwungene Gesänge. Eben so gewis würde auch endlich der verliebte Magister seine kleine Wilhelmine gewählt haben, wenn nicht das feindliche Ohngefähr und der hämische Neid den Unentschlossenen überrascht und vier lange Jahre seine Liebe getäuscht hätten.

Ein Spürhund der Schönheit, ein leichtfertiger Page, der einst in seinem Müßiggange diese ländliche Venus erblickte, prahlte so laut mit seiner Entdeckung, daß sein verliebtes Geschwätz durch funfzig Thüren in die Ohren des aufmerksamen Hofmarschalls erscholl, der sogleich den sultanischen Entschluß faßte, mit den Reizungen der holden Wilhelmine den Hofstaat zu verschönern, und sie dem unsaubern Dorfe und der List eines Pagen zu entziehen. Wenn die weibliche Aelster in der Mitte des Weinbergs eine volle Traube entdeckt, die von hundert Blättern beschützt die letzte Zeit ihrer Reise erlangt hat: so erweckt oft diß prophetische Geschrey bey dem reisenden Handwerksmann ein durstiges Nachdenken – Er ersteigt den Weinberg und entzieht dem Stocke und der verjagten Schwätzerinn die vortrefflichsten Beeren.

Der entschloßne Hofmarschall fuhr, von der Cabale, seiner beständigen Schutzgöttinn, begleitet, in hoher Person zu Niklas, dem Verwalter, übersah mit geschwind forschenden Blicken die Schönheit des verschämten Landmädchens, und es währte nicht lange, so hatte er seine grosmüthige Absicht eröffnet. „Ich will, sagte er freundlich zu dem Alten, eure schöne Tochter in den glänzenden Posten einer fürstlichen Kammerjungfer erheben: Diß ist die Ursache meines Besuchs. - - -“

Betäubt von der höflichen Rede des vornehmen Herrn stund der alte Verwalter vor ihm, strich ungeschickt mit dem Fuße aus und

fühlte ängstlich seine Verwirrung. Der feine Hofmarschall ließ ihm Zeit, Athem zu holen, und versuchte indeß mit Wilhelminen zu sprechen: aber die Schöne verstummte, blinzte mit den Augen, und ihr Blödsinn zeigte ihm eine so weiße Reihe von Zähnen, die ihm noch nie die vornehme Sucht zu gefallen, in dem langen Laufe seines Lebens verrieth. Die Verlegenheit der Tochter weckte zuletzt den Alten aus seiner Betäubung. Er nahm stotternd das Wort, und als Vater geboth er der Schöne, Sie möchte, weil einmal ihr gutes Glück es verlangte, zur Reise nach Hofe sich geschickt machen; und über den gütigen Herrn schüttete seine schwere Zunge tausend unvollendete Wünsche und abgebrochene Danksagungen aus, und beredtere Thränen strömten von seinen bleichen Wangen herunter. Damals waren noch zwanzig Minuten genug, die Schöne in ihren besten Putz zu kleiden; alsdenn hob sie der vergoldete Herr in seine verhenkte Carosse, und sechs wiehernde Hengste jagten durch die Reihen unzähliger Bauern, denen das starre Erstaunen die weiten Mäuler geöffnet. Aber welche Muse beschreibt das Entsetzen des studierenden Magisters, als in sein düstres Musäum der freudige Niklas hereintrat und ihm das wunderbare Schicksal entdeckte, das seine arme Wilhelmine zu einer hochfürstlichen Kammerjungfer erhoben! Ohne Gedanken hört' er die dreymal wiederholte Geschichte des Verwalters, der ihn endlich unachtsam verließ, sein häusliches Glück den Gevattern, und der Versammlung der Schenke zu verkündigen. Wie schien sich doch alles zur Feyer dieses seines glücklichen Tages zu verbinden! Er hörte schon von weitem den Schall einer muthigen Fiedel. In der Freude seines Herzens vergaß er sein Alter und tanzte mit Jauchzen der harmonischen Schenke entgegen. Ein ungewöhnlicher Schimmer umleuchtete heute ihre rostigen Wände – denn das Schicksal vergönnte diesen Abend den fröhlichen Bauern ein seltnes Vergnügen. Die Schauspielkunst war vor kurzem mit allem dem Pomp ihrer ersten Erfindung eingezogen. Welch ein frohes Getümmel! Welch eine Lust! Ein vielstimmiger Mann schwebte wie Jupiter unsichtbar über eine lärmende thörichte Welt, lenkte mit seiner Rechten ganze tragische Jahrhunderte, und regirte mit gegenwärtigem Geiste die schrecklichsten Bege-

benheiten und Veränderungen der Dinge, über welche die weisensten Menschen erstaunen. Itzt sah man hochmüthige Städte, wie sie sich über die Dörfer erheben – und augenblicklich darauf eingäschert oder in einem Erdbeben versunken; Rom und Carthago, Troja und Lissabon, wurden zerstöhrt, und der Hellespont schlug über ihre stolzen Thürme seine Wellen zusammen! Was hilft es euch, ihr Tyrannen, daß ihr über Länder geherrscht, arme Bauern gedrückt, und Nationen elend gemacht habt? denkt ihr wohl der Strafe des Zevs⁹ zu entfliehen? Ja, da sieht mans – Hier liegt nun der grausame Nero in seinem Blute und wird von seinen eigenen Grenadiren zertreten!¹⁰ Bald wird es auch an dich kommen, du übermüthiger Mann! Heliogabalus! Pompejus!¹¹ oder wie du sonst heißen magst – Seht nur, wie stolz er einhergeht und alle Leute verachtet; aber Jupiter winkt – und nun wird er unter Donner und Blitzen von den Saracenen ermordet. Doch wer kann sie alle zählen – die Wüthriche, die hier fallen; und wo wollte ich Worte hernehmen, die blutigen Scenen zu beschreiben, die die gerührten Zuschauer mit lautem Lachen beehren? Itzt sah man auch das bedrängte Friedrichshall von Carln dem Zwölften belagert!¹² Schon war die Pistole gespannt, die diesem schrecklichen Helden das Leben endigen wird – und schon wurden die Laufgräben geöffnet und alles war voller Erwartung, als – der alte Verwalter herein trat. Bey seiner längst gewünschten Ankunft verstummte die Fiedel – Die große Versammlung der Zuschauer hob sich von ihrem Sitze – schmiß eine allgemeine Bank um und grüßte freundlich den Alten – Eine Ehre, die vor ihm noch kein Sterblicher genoß – als allein der ehrwürdige Cato¹³ – und die vielleicht nach ihm keiner wieder genießen wird! Dieser Zufall schob die Belagerung auf – eine glückliche Pause für Carln! und selbst der Regierer der Welt stieg itzt in seinen Cothurnen von dem hohen Sitz des Olymps herunter, und ein ernsthaftes Stillschweigen der ganzen Natur forderte den Alten auf, seine glückliche Geschichte zu erzählen. Er that es mit vertraulicher Beredsamkeit, und man hörte ihm zu mit sichtbarem Erstaunen, und stämmte die Hände in die Seite, und schüttelte mit bedenklichen Minen die Köpfe. Aber was leidest du nicht indeß bey diesem algemeinen Jubel, o du armer Verlassener! Wel-



Abb. 3 Illustration zu: Moritz August von Thümmel:
Wilhelmine oder der vermählte Pendant. Leipzig 1764 (Privatbesitz)

che Menge von vielsagenden Seufzern, und welch eine Fluth von bitteren Thränen wurden nicht täglich von dir der erzürnten Liebe geopfert; aber sie blieb unerbittlich, und der klägliche Liebhaber bezeichnete diesen schrecklichen Zeitpunkt seines Verlusts mit den größten Trophäen der Schwermuth – mit rothgeweinten Augen und zerrungenen Händen. Und wenn er die ganze Woche hindurch in der Einsamkeit seiner verrußten Clause getrauert hatte, dann winselte er am Sonntage der schlafenden Gemeinde unleidliche Reden vor, und selbst bey dem theuer bezahlten Leichensermom verließ ihn seine sonst männliche Stimme. Vier Jahrgänge hatte er also beschlossen. Mit zitternden Händen geschrieben und auf einen Haufen gesammelt lagen sie in einem verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmern besucht, die höflicher für die dankbare Nachwelt sorgten und alle Buchstaben zerfraßen, als der betrogene Buchhändler, der so oft mit drolligten Postillen den einfältigen Freygeist belustigt. Aber die comische Muse hüpfte ängstlich über den heiligen Staub und über die traurigen Scheduln¹⁴ des Pastors. Sie soll den glücklichen Traum erzählen, der ihn, bewillkommend an der letzten Stufe des Jahrs, mit dem Besitze seiner Geliebten und dem Ende seines schwindsüchtigen Kammers schmeichelte.

In der zwölften Stunde der Nacht, damals, als sich das zwey und sechzigste blutige Jahr des achtzehnten Seculs¹⁵ von wenig Minuten loszuarbeiten suchte, um sich an die Reihe so vieler vergangenen Jahrtausende zu hängen: So wie der furchtbare Nachtvogel* auf dessen Rücken die Natur einen Tottenkopf gebildet, sich mühsam aus dem Gefängnisse seiner Puppe herauswindet, seine schweren Flügel versucht – und verschwinden würde, wenn nicht ein naturforschender Rösel sein Leben verfolgte – Der pfählt ihn mit einem glühenden Pfriemen gleich nach seiner Geburt, und setzt diesen gräulichen Vogel in die bunte Gesellschaft der Schmetterlinge, Heuschrecken und Käfer.¹⁶

Da erschien dem eingeschlummerten Dorfpfarr jener große Verfolger des Pabsts, der herzhaft Doctor Martinus – lebhaft er-

* S. Rösels Insecten-Belustigung

schien er ihm, wie ihn für alle künftige Zeiten Lucas von Kranach gemahlt hat.¹⁷ Sein alter getreuer Mantel, wie ihn die Schloßkirche zu Wittenberg sehen läßt, hieng ihm über die Schultern – er aber floß ihm nicht mehr wie ehemals ehrwürdig am Rücken herab; denn der Aberglaube hatte davon mehr Stücken gerissen, als die alles verderbende Zeit und die Zähne der Motten. Und noch vor kurzem raubte ein unternehmender Schulmeister den halben Kragen des Mantels; In enthusiastischem Hochmuth glaubt er schon die Kräfte seiner Eroberung, den Zuwachs neuer Verdienste und den Antheil an Luthers unerschrocknem Geiste zu fühlen – Freudig und dumm geht er zurück in das Dorf, schimpft ungerochen den Pabst, und nun versucht er es auch zuversichtlich an seinem Gerichtsherrn. Doch siehe da! der arme Betrogene wird bald von seinem eigenen Gevatter, dem Schöppen, ins Trillhaus geführt, von allen den jauchzenden Jungen verfolgt, die nun Feyertage auf eine ganze Woche bekommen.

Und der Schatten sprach also zu dem träumenden Magister: „Lieber Herr Amtsbruder! Oft habe ich mit deinen Thränen meine besten Schriften befleckt gesehen und deine verliebten Seufzer gehört, wenn dein Fleiß bald eine Stelle der Erbauung aus meinen Briefen, bald aus meinen Tischreden eine lustige Geschichte ausschrieb, womit du die gähnenden Bauern zu rechter Zeit wieder erwecktest. Warum erröthest du? O schäme dich nicht, mir deine keusche Liebe zu gestehn! War ich nicht selbst der erste unter den Priestern, der es auf Paulus Verantwortung wagt, ein zärtliches Weib zu nehmen? Sollte einem Kenner der Kirchengeschichte, sollte die unbekannt seyn, wie ich einst dem neidischen Kloster das schönste Fräulein entriß? Ach Catharina, Catharina von Bora! wie sehr beglückte deine Liebe mein einsames Leben! Und du – du verzagst, dem Hofe ein Mägdchen zu entziehn, das von keiner eisernen Thüre verschlossen, von keiner Aebtissinn bewacht, und von der Klostergelübde weit entfernt ist, eine ewige Jungfer zu bleiben? Höre meinen liebevollen Rath: Morgen wird die reizende Wilhelmine ihren Vater besuchen. Von keinem Höflinge begleitet, wird sie des Mittags zu ihm fahren – Welch ein bedeutender Wink, den die Liebe dir

giebt – Folg ihm – erhebe dich in Wilhelminens Gesellschaft, und eröffne ihr deine brennende Neigung! Sie – die gleich einem leichten Federballe von Hand in Hand geworfen – in der Höhe des Hofs flatterte – oft mit Schwindel herabfiel und wieder in die Höhe gejagt ward – Sie – die von den Zofen des ganzen Landes verfolgt der Ruh entgegen seufzt – Sie, ich schmeichle dir nicht, wird froh seyn, an deiner ehrwürdigen Hand den Widerwärtigkeiten der großen Welt zu entwischen – und ehe diese Neujahrswoche verläuft, kannst du für deine treue Liebe belohnt seyn – aber versäume – versäume diese unwiederbringliche Zeit nicht!“

Dieß sagte er; und wie der scherzende Ovid¹⁸ oft aus den Händen des geistlichen Studenten den heiligen Cyprian¹⁹ verdrängt, so verschwand itzt der Wittenbergische Doktor, und Amor erschien an eben der Stelle, und fieng lächelnd die letztern Worte des geistlichen Schattens auf: „Aber versäume diese unwiederbringliche Zeit nicht, ehe der feindliche Hofmarschall seine Brunnencur schließt, und die Schönheiten wieder aufsucht, die itzt sein durchwässertes Herz medicinisch verachtet. Wasche dich – pudere deine beste Pertücke; dein schwarzer Rock soll dir in deiner Eroberung nicht schaden: nur sey so dreust und munter wie ein Kammerjunker; dieser siegt oft auch in der Trauer des Hofs, nicht immer im fröhlichen Jagdkleide.“

Nach diesen Worten verschwand der wahrheitliebende Amor, und die an Wiederholen gewöhnte Seele des theuren Magisters wiederkäuete noch dreyimal diesen glücklichen Traum, und er hatte ihn im frischen Gedächtniß, als er aufwachte.

Moritz August von Thümmel: Wilhelmine oder der vermählte Pendant. Leipzig 1764, S. 3-23.

3. Johann Wolfgang Goethe: Die Leiden des jungen Werthers

am 16. Juny.

Warum ich dir nicht schreibe? Fragst du das und bist doch auch der Gelehrten einer. Du solltest rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar – Kurz und gut, ich habe eine Bekanntschaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe – ich weis nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen ist, daß ich ein's der liebenswürdigsten Geschöpfe habe kennen lernen, wird schwerer halten, ich bin vergnügt und glücklich, und so kein guter Historienschreiber.

Einen Engel! Pfuy! das sagt jeder von der seinigen! Nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, dir zu sagen, wie sie vollkommen ist, warum sie vollkommen ist, genug, sie hat all meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bey so viel Verstand, so viel Güte bey so viel Festigkeit, und die Ruhe der Seele bey dem wahren Leben und der Thätigkeit. –

Das ist alles garstiges Gewäsche, was ich da von ihr sage, leidige Abstraktionen, die nicht einen Zug ihres Selbst ausdrücken. Ein andermal – Nein, nicht ein andermal, jezt gleich will ich dir's erzählen. Thu ich's jezt nicht, geschäh's niemals. Denn, unter uns, seit ich angefangen habe zu schreiben, war ich schon dreymal im Begriffe die Feder niederzulegen, mein Pferd satteln zu lassen und hinaus zu reiten und doch schwur ich mir heut früh nicht hinaus zu reiten – und gehe doch alle Augenblicke ans Fenster zu sehen, wie hoch die Sonne noch steht.

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm, und will mein Butterbrod zu Nacht essen und dir schreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele ist, sie in dem Kreise der lieben muntern Kinder ihrer acht Geschwister zu sehen! –

Wenn ich so fortfahre, wirst du am Ende so klug seyn wie am Anfange, höre denn, ich will mich zwingen ins Detail zu gehen.

Ich schrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S. habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in seiner Einsie-

deley, oder vielmehr seinem kleinen Königreiche zu besuchen. Ich vernachlässigte das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schatz entdeckt, der in der stillen Gegend verborgen liegt.

Unsere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angestellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hiesigen guten, schönen, weiters unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutsche nehmen, mit meiner Tänzerinn und ihrer Baase nach dem Orte der Lustbarkeit hinausfahren, und auf dem Wege Charlotten S. mitnehmen sollte. Sie werden ein schönes Frauenzimmer kennen lernen, sagte meine Gesellschafterinn, da wir durch den weiten schön ausgehauenen Wald nach dem Jagdhouse fuhren. Nehmen sie sich in Acht, versetzte die Baase, daß Sie sich nicht verlieben! Wie so? sagt' ich: Sie ist schon vergeben, antwortete jene, an einen sehr braven Mann, der weggereist ist, seine Sachen in Ordnung zu bringen nach seines Vaters Tod, und sich um eine ansehnliche Versorgung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelstunde vom Gebürge, als wir vor dem Hofthore anfahren, es war sehr schwüle, und die Frauenzimmer äusserten ihre Besorgniß wegen eines Gewitters, das sich in weisgrauen dumpfigen Wölkchen rings am Horizonte zusammen zu ziehen schien. Ich täuschte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich selbst zu ahnden anfieng, unsere Lustbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgestiegen. Und eine Magd, die an's Thor kam, bat uns, einen Augenblick zu verziehen, Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich gieng durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause, und da ich die vorliegenden Treppen hinaufgestiegen war und in die Thüre trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich jemals gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder, von eilf zu zwey Jahren, um ein Mädchen von schöner mittlerer Taille, die ein simples weisses Kleid mit blaßbrothen Schleifen an Arm und Brust anhatte. Sie hielt ein schwarzes Brod und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stük nach Proportion ihres Alters und Appetites ab, gabs jedem mit solcher

Freundlichkeit, und jedes rufte so ungekünstelt sein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lang in die Höh gereicht hatte, eh es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrode vergnügt entweder wegsprang, oder nach seinem stillern Charakter gelassen davon nach dem Hofthore zugieng, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte. Ich bitte um Vergebung, sagte sie, daß ich Sie herein bemühe, und die Frauenzimmer warten lasse. Ueber dem Anziehen und allerley Bestellungen für's Haus in meiner Abwesenheit, habe ich vergessen meinen Kindern ihr Vesperstük zu geben, und sie wollen von niemanden Brod geschnitten haben als von mir. Ich machte ihr ein unbedeutendes Compliment, und meine ganze Seele ruhte auf der Gestalt, dem Tone, dem Betragen, und hatte eben Zeit, mich von der Ueberraschung zu erholen, als sie in die Stube lief ihre Handschuh und Fächer zu nehmen. Die Kleinen sahen mich in einiger Entfernung so von der Seite an, und ich gieng auf das jüngste los, das ein Kind von der glücklichsten Gesichtsbildung war. Es zog sich zurück als eben Lotte zur Thüre herauskam, und sagte: Louis, gieb dem Herrn Vetter eine Hand. Das that der Knabe sehr freymüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn ohngeachtet seines kleinen Roznäschens herzlich zu küssen. Vetter, sagt' ich, indem ich ihr die Hand reichte, glauben Sie, daß ich des Glüks werth sey, mit Ihnen verwandt zu seyn. O! sagte sie, mit einem leichtfertigen Lächeln, unsere Veterschaft ist sehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn sie der Schlimmste drunter seyn sollten. Im Gehen gab sie Sophien, der ältesten Schwester nach ihr, einem Mädchen von ohngefähr eilf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kleinen Acht zu haben, und den Papa zu grüssen, wenn er vom Spazierritte zurückkäme. Den Kleinen sagte sie, sie sollten ihrer Schwester Sophie folgen, als wenn sie's selbst wäre, das denn auch einige ausdrücklich versprachen. Eine kleine nasweise Blondine aber, von ohngefähr sechs Jahren, sagte: du bist's doch nicht, Lottchen! wir haben dich doch lieber. Die zwey ältesten der Knaben waren hinten auf die Kutsche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte sie ihnen, bis vor den Wald mit zu fahren, wenn sie versprächen, sich nicht zu necken, und sich recht fest zu halten.

Wir hatten uns kaum zurecht gesetzt, die Frauenzimmer sich bewillkommt, wechselsweis über den Anzug und vorzüglich die Hütchen ihre Anmerkungen gemacht, und die Gesellschaft, die man zu finden erwartete, gehörig durchgezogen: als Lotte den Kutscher halten, und ihre Brüder herabsteigen lies, die noch einmal ihre Hand zu küssen beehrten, das denn der älteste mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von funfzehn Jahren eigen seyn kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtsinn that. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Baase fragte: ob sie mit dem Buche fertig wäre, das sie ihr neulich geschickt hätte. Nein, sagte Lotte, es gefällt mir nicht, sie könnens wieder haben. Das vorige war auch nicht besser. Ich erstaunte, als ich fragte: was es für Bücher wären und sie mir antwortete:* – Ich fand so viel Charakter in allem was sie sagte, ich sah mit jedem Wort neue Reize, neue Strahlen des Geistes aus ihren Gesichtszügen hervorbrechen, die sich nach und nach vergnügt zu entfalten schienen, weil sie an mir fühlte, daß ich sie verstund.

Wie ich jünger war, sagte sie, liebte ich nichts so sehr als die Romanen. Weis Gott wie wohl mir's war, mich so Sonntags in ein Eckgen zu sezzern, und mit ganzem Herzen an dem Glücke und Unstern einer Miß Jenny Theil zu nehmen. Ich läugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Doch da ich so selten an ein Buch komme, so müssen sie auch recht nach meinem Geschmakke seyn. Und der Autor ist mir der liebste, indem ich meine Welt wieder finde, bey dem's zugeht wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant so herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freylich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über diese Worte zu verbergen. Das gieng freylich nicht weit, denn da ich sie mit solcher Wahrheit im Vorbeygehn vom Landpriester von Wakefield

* Man sieht sich genöthigt, diese Stelle des Briefes zu unterdrücken, um niemand Gelegenheit zu einiger Beschwerde zu geben. Ob gleich im Grunde iedem Autor wenig an dem Urtheile eines einzelnen Mädgens, und eines jungen unsteten Menschen gelegen seyn kann.

vom* – reden hörte, kam ich eben ausser mich und sagte ihr alles was ich mußte, und bemerkte erst nach einiger Zeit, da Lotte das Gespräch an die andern wendete, daß diese die Zeit über mit offenen Augen, als säßen sie nicht da, da gesessen hatten. Die Baase sah mich mehr als einmal mit einem spöttischen Näschen an, daran mir aber nichts gelegen war.

Das Gespräch fiel auf das Vergnügen am Tanze. Wenn diese Leidenschaft ein Fehler ist, sagte Lotte, so gesteh ich ihnen gern, ich weis nichts über's Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verstimmten Klaviere einen Contretanz vortrommle, so ist alles wieder gut.

Wie ich mich unter dem Gespräche in den schwarzen Augen weidete, wie die lebendigen Lippen und die frischen muntern Wangen meine ganze Seele anzogen, wie ich in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz versunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen sie sich ausdrückte! Davon hast du eine Vorstellung, weil du mich kennst. Kurz, ich stieg aus dem Wagen wie ein Träumender, als wir vor dem Lusthause still hielten, und war so in Träumen rings in der dämmernden Welt verlohren, daß ich auf die Musik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saale herunter entgegen schallte.

Die zwey Herren Audran und ein gewisser N. N. wer behält all die Nahmen! die der Baase und Lottens Tänzer waren, empfingen uns am Schlage, bemächtigten sich ihrer Frauenzimmer und ich führte die meinige hinauf.

Wir schlangen uns in Menuets um einander herum, ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und just die unleidlichsten konnten nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen, und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fiengen einen englischen an, und wie wohl mir's war, als sie auch in der Reihe die Figur mit uns anfieng, magst du fühlen. Tanzen muß man sie sehen. Siehst du, sie ist so mit ganzem Herzen und mit ganzer

* Man hat auch hier die Namen einiger vaterländischen Autoren ausgelassen. Wer Theil an Lottens Beyfall hatte, wird es gewiß an seinem Herzen fühlen, wenn er diese Stelle lesen sollte. Und sonst brauchts ja niemand zu wissen.

Seele dabey, ihr ganzer Körper, eine Harmonie, so sorglos, so unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn sie sonst nichts dächte, nichts empfände, und in dem Augenblicke gewiß schwindet alles andere vor ihr.

Ich bat sie um den zweyten Contretanz, sie sagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigsten Freymüthigkeit von der Welt versicherte sie mich, daß sie herzlich gern deutsch tanzte. Es ist hier so Mode, fuhr sie fort, daß jedes paar, das zusammen gehört, bey dem Deutschen zusammen bleibt, und mein Chapeau walzt schlecht, und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlasse, ihr Frauenzimmer kann's auch nicht und mag nicht, und ich habe im Englischen gesehn, daß sie gut walzen, wenn sie nun mein seyn wollen fürs Deutsche, so gehn sie und bitten sich's aus von meinem Herrn, ich will zu ihrer Dame gehn. Ich gab ihr die Hand drauf und es wurde schon arrangirt, daß ihrem Tänzer inzwischen die Unterhaltung meiner Tänzerinn aufgetragen ward.

Nun giengs, und wir ergötzten uns eine Weile an mannchfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte sie sich! Und da wir nun gar an's Walzen kamen, und wie die Sphären um einander herumrollten, giengs freylich anfangs, weil's die wenigsten können, ein bisgen bunt durch einander. Wir waren klug und liessen sie austoben, und wie die ungeschicktesten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein, und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und seiner Tänzerinn, wakker aus. Nie ist mir's so leicht vom Flekke gegangen. Ich war kein Mensch mehr. Das liebenswürdigste Geschöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, daß alles rings umher vergieng und – Wilhelm, um ehrlich zu seyn, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Ansprüche hätte, mir nie mit einem andern walzen sollte, als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte, du verstehst mich.

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verschnauffen. Dann setzte sie sich, und die Zitronen, die ich weggestohlen hatte bey dem Punsch machen, die nun die einzigen noch übrigen waren, und die ich ihr in Schnittchen, mit Zukker zur Erfri-



Abb. 4 Werther erklärt seine Liebe;
Illustration zu: Johann Wolfgang Goethe:
Die Leiden des jungen Werthers. Leipzig:
Weygandsche Buchhandlung 1774

schung brachte, thaten fürtrefliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittgen das ihre Nachbarinn aus der Tasse nahm, ein Stich durch's Herz gieng, der ich's nun freylich Schanden halber mit präsentiren mußte.

Beym dritten Englischen waren wir das zweyte Paar. Wie wir die Reihe so durchtanzten, und ich, weis Gott mit wie viel Wonne, an ihrem Arme und Auge hieng, das voll vom wahrsten Ausdrukke des offensten reinsten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Mine auf einem nicht mehr ganz jungen Gesichte, merkwürdig gewesen war. Sie sieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf, und nennt den Nahmen Albert zweymal im Vorbeyfliegen mit viel Bedeutung.

Wer ist Albert, sagte ich zu Lotten, wenns nicht Vermessenheit ist zu fragen. Sie war im Begriffe zu antworten, als wir uns scheiden mußten die grosse Achte zu machen, und mich dünkte einiges Nachdenken auf ihrer Stirne zu sehen, als wir so vor einander vorbeekreuzten. Was soll ich's ihnen läugnen, sagte sie, indem sie mir die Hand zur Promenade bot. Albert ist ein braver Mensch, dem ich so gut als verlobt bin! Nun war mir das nichts neues, denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege gesagt, und war mir doch so ganz neu, weil ich das noch nicht im Verhältnisse auf sie, die mir in so wenig Augenblicken so werth geworden war, gedacht hatte. Genug ich verwirrte mich, vergaß mich, und kam zwischen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber gieng, und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um's schnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blizze, die wir schon lange am Horizonte leuchten gesehn, und die ich immer für Wetterskühlen ausgegeben hatte, viel stärker zu werden anfiengen, und der Donner die Musik überstimmte. Drey Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten, die Unordnung ward allgemein, und die Musik hörte auf. Es ist natürlich, wenn uns ein Unglück oder etwas schröckliches im Vergnügen überascht, daß es stärkere Eindrücke auf uns macht, als sonst, theils wegen dem Gegensatze, der sich so lebhaft empfinden läßt, theils und noch mehr, weil unsere Sinnen einmal der Fühlbarkeit

geöffnet sind und also desto schneller einen Eindruck annehmen. Diesen Ursachen muß ich die wunderbaren Grimassen zuschreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen sah. Die Klügste setzte sich in eine Ekke, mit dem Rücken gegen das Fenster, und hielt die Ohren zu, eine andere kniete sich vor ihr nieder und verbarg den Kopf in der ersten Schoos, eine dritte schob sich zwischen beyde hinein, und umfaßte ihre Schwesterchen mit tausend Thränen. Einige wollten nach Hause, andere, die noch weniger wußten was sie thaten, hatten nicht so viel Besinnungskraft, den Kekheiten unserer jungen Schlukkers zu steuern, die sehr beschäftigt zu seyn schienen, alle die ängstlichen Gebete, die dem Himmel bestimmt waren, von den Lippen der schönen Bedrängten wegzufangen. Einige unserer Herren hatten sich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen, und die übrige Gesellschaft schlug es nicht aus, als die Wirthinn auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweisen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beschäftigt war, einen Kreis von Stühlen zu stellen, die Gesellschaft zu sezen, und den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich sahe manchen, der in Hoffnung auf ein saftiges Pfand sein Mäulchen spizte, und seine Glieder rekte. Wir spielen Zählens, sagte sie, nun gebt Acht! Ich gehe im Kreise herum von der Rechten zur Linken, und so zählt ihr auch rings herum jeder die Zahl die an ihn kommt, und das muß gehn wie ein Lauffeuer, und wer stokt, oder sich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und so bis tausend. Nun war das lustig anzusehen. Sie gieng mit ausgestrecktem Arme im Kreise herum, Eins! fieng der erste an, der Nachbar zwey! drey! der folgende und so fort; dann fieng sie an geschwinder zu gehn, immer geschwinder. Da versahs einer, Patsch eine Ohrfeige, und über das Gelächter der folgende auch Patsch! Und immer geschwinder. Ich selbst kriegte zwey Maultschellen und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß sie stärker seyen, als sie sie den übrigen zuzumessen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geschwärme machte dem Spiele ein Ende, ehe noch das Tausend ausgezählt war. Die Vertrautesten zogen einander beyseite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs sagte sie: über die Ohrfeigen haben sie Wet-

ter und alles vergessen! Ich konnte ihr nichts antworten. Ich war, fuhr sie fort, eine der Furchtsamsten, und indem ich mich herzlich stellte, um den andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden. Wir traten an's Fenster, es donnerte abseitswärts und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihrem Ellenbogen gestützt und ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte – Kloppstock! Ich versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Loosung über mich ausgoß. Ich ertrugs nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte sie unter den wonnevollsten Thränen. Und sah nach ihrem Auge wieder – Edler! hättest du deine Vergötterung in diesem Blicke gesehen, und möcht ich nun deinen so oft entweiheten Namen nie wieder nennen hören!

am 19. Juny.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weis ich nicht mehr, das weis ich, daß es zwey Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich dir hätte vorschwätzen können, statt zu schreiben, ich dich vielleicht bis an Tag aufgehalten hätte.

Was auf unserer Hereinfahrt vom Balle passirt ist, hab ich noch nicht erzählt, hab auch heute keinen Tag dazu.

Es war der liebwürdigste Sonnenaufgang. Der tröpfelnde Wald und das erfrischte Feld umher! Unsere Gesellschafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Parthie seyn wollte, ihrentwegen sollt ich unbekümmert seyn. So lang ich diese Augen offen sehe, sagt' ich, und sah sie fest an, so lang hats keine Gefahr. Und wir haben beyde ausgehalten, bis an ihr Thor, da ihr die Magd leise aufmachte, und auf ihr Fragen vom Vater und den Kleinen versicherte, daß alles wohl sey und noch schlief. Und da verließ ich sie mit dem Versichern: sie selbigen Tags noch zu sehn, und hab mein Versprechen gehalten, und seit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthschaft treiben, ich weis weder daß Tag noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her.

am 21. Juny.

Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen ausspart, und mit mir mag werden was will; so darf ich nicht sagen, daß ich die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens nicht genossen habe. Du kennst mein Wahlheim. Dort bin ich völlig etablirt. Von dort hab ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl ich mich selbst und alles Glück, das dem Menschen gegeben ist.

Hätte ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwekke meiner Spaziergänge wählte, daß es so nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünsche einschließt, auf meinen weiten Wandrungen bald vom Berge, bald in der Ebne über den Fluß gesehn.

Lieber Wilhelm, ich habe allerley nachgedacht, über die Begier im Menschen sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen; und dann wieder über den innern Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, und in dem Gleise der Gewohnheit so hinzufahren, und sich weder um rechts noch links zu bekümmern.

Es ist wunderbar, wie ich hierher kam und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. Dort das Wäldchen! Ach könntest du dich in seine Schatten mischen! Dort die Spitze des Bergs! Ach könntest du von da die weite Gegend überschauen! Die in einander gekettete Hügel und vertrauliche Thäler. O könnte ich mich in ihnen verliehren! – Ich eilte hin! und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden was ich hoffte. O es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein grosses dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung schwimmt sich darinne, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen grossen herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen. – Und ach, wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale.

Und so sehnt sich der unruhigste Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterlande, und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder und der Geschäfte zu ih-

rer Erhaltung all die Wonne, die er in der weiten öden Welt vergebens suchte.

Wenn ich so des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zukkererbsen selbst pflücke, mich hinsetze, und sie abfädne und dazwischen lese in meinem Homer. Wenn ich denn in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter aussteche, meine Schoten an's Feuer stelle, zudecke und mich dazu setze, sie manchmal umzuschütteln. Da fühl ich so lebhaft, wie die herrlichen übermüthigen Freyer der Penelope Ochsen und Schweine schlachten, zerlegen und braten. Es ist nichts, das mich so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchalischen Lebens, die ich, Gott sey Dank, ohne Affektation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl ist mir's, daß mein Herz die simple harmlose Wonne des Menschen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all die guten Tage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortschreitenden Wachstume seine Freude hatte, alle in einem Augenblicke wieder mit genießt.

Johann Wolfgang Goethe: Die Leiden des jungen Werthers. Leipzig: Weygandsche Buchhandlung 1774, S. 26-48.

4. Friedrich Nicolai: Freuden des jungen Werthers

PERSONEN:

Hanns. Ein Jüngling.

Martin. Ein Mann.

M. Versteh mich. Wenn du Werthern betrachtest, wie den Thon in der Hand des Töpfers, wie einen Charakter in der Hand des Dichters, so must 's so kommen. Der Autor hat freilich, mit seltener Kenntniß, alle Züge dieses schwärmerischen Charakters so



Abb. 5 Porträt Friedrich Nicolai (1733 – 1811) (Privatbesitz)

zusammengesetzt, mit bewundernswürdiger Feinheit, alle Begebenheiten, auch die kleinsten, so eingeleitet, daß die schreckliche Katastrophe natürlich erfolgt, die uns das herbe Ach! auspressen soll.²⁰ Stellst du dir aber Werther vor, als einen Menschen, der in der Gesellschaft lebt, so hatt' er unrecht, daß er einzeln seyn, und die Menschen um sich, als Fremde ansehen wollte. Er hatte, seit er an der Mutter Brust lag, die Wohlthaten der Gesellschaft genossen, er war ihr dagegen Pflichten schuldig. Sich ihnen entziehn war Undank und Laster; sie ausüben, würde Tugend und Beruhigung gewesen seyn. Selbst, nachdem er schon die hoffnungslosen Todesbriefe geschrieben hatte, selbst da noch, hätt' er gedacht, daß er noch, Sohn, Bürger, Vater, Hausvater, Freund, seyn könnte, seyn müste, so konnte noch Trost und Zufriedenheit, von vielen Seiten her, auf seine bedrängte Seele fließen, wenn er nicht mit einem Stoße die Thür zuwarf.

H. Wüßt' warlich nit, wie Werther da noch glücklich hätt' werden können; war ja sein's Leidens kein Ende zu finden.

M. Wollens mal sehn. Die geringste Veränderung thuts wohl: giebt Freuden, Leiden, wieder Freuden und allerley. Setze z. B. den einzigen kleinen Umstand: Als Albert, des lang verschobenen Geschäfts wegen, wegritt, und Werther Lotten zuletzt besuchte, war Albert und Lotte noch nicht verheirathet, nur so gut als verlobt, die Hochzeit sollt' in Weihnachten seyn. Du siehst, ich denk mir's so, weil die Scene um Worms liegt, wo man sich nicht so leicht scheiden kann, wie in Brandenburg. Wär 's da, ändert' ich auch dieß nicht. Lotte mag in einem Hause mit Albert wohnen, oder dicht neben, bey ihrer Tante, oder bey wem du sonst willst. Albert ist wiederkommen, hat gehört, daß Werther seine Zeit wohl nahm, und gestern eine Stunde da war.

Und nun – –

Freuden des jungen Werthers.

Als Albert aus seinem Zimmer zurückkam, wo er mehr hin und hergegangen war und sich gesammelt, als seine Packete durchgesehen hatte, kam er wieder zu Lotten, und fragte lächelnd:

»Und was wollte Werther? Sie wusten ja so gewiß, daß er vor Weihnachtsabends nicht wiederkommen würde!«

Nach Hin- und Wiederreden gestand Lotte, aufrichtig wie ein edles deutsches Mädchen, den ganzen Vorgang des gestrigen Abends. Indem sie's aber gesagt hatte, bangte sie auch schon, sie möchte, aus Unkunde zu lügen, ihm Wermuth gereicht haben. Nein, sagte Albert, sehr ruhig: Sie haben Balsam in meine Seele gegossen. Sie verläugnen auch hierin Ihr edles Herz nicht. Aber ein wenig unüberlegt haben Sie gehandelt, meine liebe Lotte. Sie hatten ihm, wie ich merke, ein Versprechen abgezwungen, daß er vor Weihnachtsabends nicht wieder kommen wollte. Sie wollten mich dadurch beruhigen, weil Sie wusten, daß ich verreisen musste, weil Sie, liebste Lotte, meine Eifersucht gemerkt hatten, die ich gern vor mir selbst verborgen hätte. Ich danke Ihnen dafür (er küßte ihr die Hand). Aber da nun Werther wieder sein Versprechen sich eindrang, so hätten Sie sich nicht so vertraulich mit ihm aufs Kanapee setzen, und unter vier Augen in Büchern lesen sollen. Sie verließen sich auf die Reinheit Ihres Herzens. Dieß ist für ein Mädchen ein sehr edles Bewustseyn. Aber da denkt der beste Kerl nicht dran, zumahl wenn die Liebe Hindernisse find't und die Zeit kostbar ist. O Weiber! Machts dem besten Buben weiß, daß er euch Ein Versprechen ungestraft brechen darf, und er wird mehrere brechen wollen. – So haben Sie 's, liebste Lotte, ohn 's zu denken, selbst so eingeleitet, daß Sie sich ins Kabinett verschließen musten. – Die Scene war wirklich stark –

Lotte weinte bitterlich.

Albert nahm sie bey der Hand, und sagte sehr ernsthaft: Beruhigen Sie sich, liebstes Kind. Sie lieben den Jungen, er ists werth daß Sie ihn lieben, Sie haben 's ihm gesagt, mit dem Munde oder mit den Augen, 's ist einerley. –

Lotte fiel ihm schluchzend in die Rede, betheuerte, daß sie ihn nicht liebe, daß er vielmehr nach der letzten Scene ihren Haß verdiene, daß sie ihn verabscheue. – –

Verabscheuen? das ist etwas, liebstes Lottchen, das lautet so, als ob Sie ihn noch liebten. Hätten Sie ganz gelassen gesagt, der Bursch wäre ihnen gleichgültig, so hätte ich ganz still geschwiegen, so hätte ich Ihnen nicht gesagt, daß ich wechselseitige Liebe nicht stöhren will, daß ich alle Ansprüche –



Abb. 6 Titelblatt: Friedrich Nicolai, Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Berlin: Friedrich Nicolai 1775

Großer Gott! rief Lotte laut schluchzend, indem sie sich das Gesicht mit dem Schnupftuche bedeckte, wie können Sie meiner so grausam spotten! Bin ich nicht Ihre Verlobte? Ja er soll mir seyn was Sie wollen, gleichgültig! verabscheuungswürdig! so gleichgültig als –

Als ich selbst? rief Albert. Das wäre für mich gut, aber nicht für ihn. Für mich wäre unter diesen Umständen –

Indem kam der Knabe, der Werthers Zettelchen brachte, worinn er Alberten um die Pistolen bat.

Albert las den Zettel. Murmelte vor sich: der Querkopf! gieng in sein Zimmer, ergriff die Pistolen, lud sie selbst, und gab sie dem Knaben: Da! bring sie, sagt' er, deinem Herrn. Sage ihm, er soll sich wohl damit in Acht nehmen, sie wären geladen. Und ich ließe ihm eine glückliche Reise wünschen.

Lotte staunte – Albert erklärte ihr nun weitläufig, er gebe nach reifer Ueberlegung alle Ansprüche an sie auf. Er wolle eine zärtliche wechselseitige Liebe nicht stören. Er wolle sie beide und sich selbst nicht unglücklich machen. Aber er wolle ihr Freund bleiben. Er wolle selbst *Werthers* wegen sogleich an ihren Vater schreiben, das solle sie auch thun, und *Werthern* eher nichts sagen, bis sie Antwort erhalten habe.

Lotte, nach vielen Umschweifen, nach vieler weiblichen Zurückhaltung, gestand ihre herzliche Liebe zu Werthern, nahm Alberts Vorschlag dankbar an, und gieng in ihr Zimmer um zu schreiben. Im Weggehen kehrte sie noch um, und äussert' eine ängstliche Besorgniß wegen der Pistolen.

»Seyn Sie ruhig, Kind! Wer sich von seinem Nebenbuhler Pistolen fodert, erschießt sich nicht. Und wenn er allenfalls –«

So schieden sie von einander.

Werther erhielt indessen die Pistolen, setzt' eine vor den Kopf, drückte loß, fiel zurück auf den Boden. Die Nachbarn liefen zu, und weil man noch Leben an ihm verspürte, ward er auf sein Bette gelegt. Indessen wurden Werthers zwey letzte Briefe an Lotten, und der Brief an Alberten dem letztern gebracht, und zugleich erscholl die Nachricht von Werthers trauriger That. Albert ließ dieselbe vor Lotten verbergen, las die sämmtlichen Briefe, und gieng ungesäumt nach Werthers Wohnung.

Er fand ihn auf dem Bette liegend, das Gesicht und das Kleid mit Blut bedeckt. Er hatte eine Art von Convulsionen gehabt, und nun lag er ruhig mit stillem Röcheln.

Die Umstehenden traten weg, und ließen beyde allein.

Werther hob die Hand ein wenig empor, und bot sie Alberten.

Nun triumphire, sagt' er, ich bin nun aus deinem Wege!

Ich komme nicht zu triumphiren, sprach Albert ruhig, sondern dich zu betauern, und wenns möglich ist, dich zu trösten. Aber du bist rasch gewesen Werther –

Werther stieß, für einen so hartverwundeten beinahe mit zu heftiger Stimme, viel unzusammenhängendes *garstiges Gewäsche* aus, zum Lobe *des süßsen Gefühls der Freyheit diesen Kerker zu verlassen, wenn man will.*

A. Dieß ist, lieber Werther, eben so wie die Freyheit dieß Glas zu zerbrechen, eine Freyheit, der man sich nicht bedienen muß, weil sie nicht nützt, sondern schadet.

W. Heb dich von mir, vernünftiger Mensch! du bist zu kaltblütig, so einen Entschluß auch nur von fern zu denken!

A. Ja freilich, so kaltblütig bin ich, und dabey ist mir recht wohl zu Muthe! Meinst etwa 's wäre 'n edler großer Entschluß? Bild'st dir ein, 's wäre Kraft und That drinn? Geh! bist 'n weicherlicher Zärtling. Kannst aus der Mutter Natur Schublade wenns dir einfällt, nicht eben Zuckerwerk gnug naschen, so wilt gleich aus 'r Haut fahren, denkst, sie giebt dir nie wieder Zucker.

W. O des weisen Vernünftlers! Und doch weist du 's Mensch. 's war keine Hülfe da. Ich konnte nicht besitzen, was ich liebte. Und nun, (er schlug die Hand übers Gesicht) was kümmert mich Welt und Natur.

A. Armer Thor, der du alles so gering achtest, weil du so klein bist! Konnt'st nicht? 's war keine Hülfe da? Konnt' nicht ich, der ich dich liebe, weil ein braver Junge bist, die Lotten abtreten. Faß 'n Muth, Werther! 'ch will's noch itzt thun.

Werther richtete sich halb auf: Wie? Was? du könntest du wolltest! – Schweig Unglücklicher! – dein' Arzney ist Gift. – Denn was hülfs? – (er sank wieder zurück) Nein! 's ist auch nichts. – Du bist ein boshafter. – Wer kalt ist, ist boshaft – Hast dirs abstrahirt, wie du mich bis aufs Ende quälen willst. –

A. Guter Werther, bist 'n Thor! Wenn doch kalte Abstraktion nicht klüger wäre, als versengte Einbildung. – Da laß dir 's Blut abwischen. Sah' ich nicht, daß du 'n Querkopf warst, und würd'st deinen bösen Willen haben wollen. Da lud ich dir die Pistolen mit 'ner Blase voll Blut, 's von 'em Huhn, das heute Abend mit Lotten verzehren solt.

Werther sprang auf: Seligkeit – Wonne – u. s. w. – Er umarmte Alberten. Er wollte es noch kaum glauben, daß sein Freund so großmüthig gegen ihn handeln könne.

Albert sagte: Sprich nicht von Großmuth; ein bischen kalte Vernunft thut 's meiste, und den Rest thut's, daß ich 'n Jungen liebe, wie du, in dem s' liegt, noch viel zu schaffen. Das Ding mit dir und Lotten hat mir schon lang gewurmt. 's gefiel mir schon nicht, als du in dem *geschloßnem Plätzchen*, hinter den hohen Buchenwänden, dich zu ihren Füßen warfst; so unbefangen du dabey schienst, so wars doch ein so romantisch-eyerliches Ding, das 'nem Bräutigam nicht in' Kopf will. Darüber habe ich denn allerley hin und her gedacht. Du wirst dich noch erinnern, wie sich *Unmuth und Unwillen aneinander vermehrten* als du am Sonntage so ungebeten dableiben wolltest. Dem sann ich auch nach, und machte mir die *leidige Abstraction*, daß meine Braut dich liebte. Du hältst mich für kalt, Werther, und ich bin's auch, wenns Zeit ist, aber so warm bin ich doch, daß ich herzlich liebe, und herzliche Gegenliebe verlange. Ich sah' also, ich konnte mit Lotten nicht glücklich seyn. Mein Entschluß war schon unterweges gefast, euch glücklich zu machen, weil ich selbst nicht glücklich seyn konnte. Nun kam noch die gestrige Scene dazu. Lotte hat sie mir erzählt! Hör' Werther, 's 'st 'ne starke Scene! Und ich hab auch dein'n Brief an Lotten drüber, gelesen. Hör' Werther, 's Ding 'st nu so! so!

Werther rief: Was meinstu? Meine Liebe ist rein wie die Sonne – Lotte ist ein Engel – vor dem alle Begierden schweigen. –

Albert sagte: Ich glaub 's ja! Aber, hör Werther, hätt'st 's auch wohl schreiben können, in dem letzten Briefe, worauf du sterben wolltest. Und so giengen sie zum Abendessen.

In wenigen Monaten ward Werthers und Lottens Hochzeit vollzogen. Ihre ganze Tage waren Liebe, warm und heiter wie die

Frühlingstage, in denen sie lebten. Sie lasen auch noch zusammen Ossians Gedichte, aber nicht *Selma 's Gesang*, oder den traurigen Tod der schönäugigten *Dar-Thula*, sondern ein wonniglich Minnelied von der Liebe der reizenden *Colna-Dona*,²¹ »deren Augen rollende Sterne waren, ihre Arme weiß wie Schaum des Stroms, und deren Brust sich sanft hob, wie eine Welle aus dem ruhigen Meere.«

Nach zehn Monaten war die Geburt eines Sohns, die Lösung unaussprechlicher Freude.

Friedrich Nicolai: Freuden des jungen Werthers, in: Friedrich Nicolai: Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Berlin: Friedrich Nicolai 1775, S. 4, 18-36.

5. Jakob Michael Reinhold Lenz: Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers

Lieber Freund!

Wie Sie wünschten in ganzem Ernst, Göthe hätte die Leiden des jungen Werthers nie sollen drucken lassen. Verzeyhen Sie, der Wunsch ist zu seltsam, als daß ich von einem Freunde, dessen Verstand und Herz ich hochzuschätzen habe, nicht mit Recht fordern könnte, er solle und müsse ihn verantworten.

Soll ich Ihnen dieses Recht beweisen? Ich weiß daß die schönen Künste den höchsten Reitz Ihres Lebens ausmachen, wenigstens hat sich nur unter diesen Bedingungen mein Herz mit dem Ihrigen verschwistert und kann sich auch nur unter diesen Bedingungen mit welchem Herzen es wolle vereinigen. Ein Mensch der für das ächte Gefühl alles dessen was Schön Groß Edel in der Natur oder in den Künsten ist, abgestorben ist, bleibt in meinen Augen immer ein gefährlicher Mensch, schein' er auch so fromm und zahm als er wolle. Wenn er zu wenig Verstand hat, mir gradezu zu schaden, zu wenig Entschlossenheit ein Bösewicht zu seyn, so wird er durch Unverstand in Erklärung meiner Absichten und Handlungen, durch Unthätigkeit in den allerdrin-

gendsten Angelegenheiten meines Herzens, vielleicht wohl gar durch Entgegenwirkung meiner unverdächtigsten und edelsten Bestrebungen, zu der ihn eine sich selbst abgezogene Moral, und der Kützel mit wenig Mühe doch auch etwas auszurichten, ungeachtet seiner Faulheit bringen kann, mir furchtbarer werden, als der verschmitzteste und kühnste Feind. Ist es doch schon in der Natur so daß die edelsten und stärksten Thiere immer die allerunbeträchtlichsten und elendesten am meisten scheuen. Den Löwen kann ein Hahnengeschrey aus aller Fassung bringen und den Elephanten das Grunzen eines Schweins. Ueberhaupt sind die größten und erstaunendsten Wirkungen der Natur immer der traurigen Regel untergeordnet, daß sie durch die nichts bedeutendsten Zufälle können zerstöret werden, oft durch einen bloßen Stillstand der wirkenden Kräfte, der durch die aller kleinste Entgegenwirkung verursacht werden kann. So wird der Bär der Bäume ausgewurzelt, durch den Schlag mit einer Ruthe auf die Nase gefällt, und der Sieg eines erhitzten Heeres durch einen widerwärtigen Wind vereitelt.

Diese Ausschweifung geht Sie nichts an, da Sie mit mir einig sind, daß alle Glückseligkeit des menschlichen Lebens in dem Gefühl des Schönen bestehet. Das Schöne ist nur das Gute quintessenziirt zu nennen, wie sollte ein menschliches Herz dessen entbehren können, ohne ein elendes Herz zu werden. Nun sehen Sie Werthers Leiden nur als Product des Schönen an, für das Sie es selbst erkennen müssen – und wagen es noch einmal einen so ungerechten Urtheilsspruch mit Ihrem Namen zu unterschreiben.

ZWEYTER BRIEF

Sie halten ihn für eine subtile Vertheidigung des Selbstmords. Das gemahnt mich, als ob man Homers Iliade für eine subtile Aufmunterung zu Zorn, Hader und Feindschaft ausgeben wollte. Warum legt man dem Dichter doch immer moralische Entzwecke unter, an die er nie gedacht hat. Genug hat man über den französischen Meßkünstler gelacht, der bey jedem Gedicht frug: *Qu'est ce que cela prouve?* und täglich verfällt man doch in

seinen Fehler. Als ob der Dichter sich auf seinen Dreyfuß setzte, um einen Satz aus der Philosophie zu beweisen. Das geht dem Autor wohl an der an den Nägeln käuet, aber warum mißt man einen Riesen nach dem Zwerge. Nichts mehr und nichts weniger als die Leiden des jungen Werthers wollt' er darstellen, sie bis an ihr Endziel verfolgen wie Homer den Zorn Achills. Und das große Ganze sollte so wenig Eindruck auf Sie gemacht haben, daß Sie noch am Ende nach der Moral fragen können.

Man hat mir allerley moralische Entzwecke und philosophische Sätze bey einigen meiner Komödien angedichtet, man hat sich den Kopf zerbrochen, ob ich wirklich den Hofmeisterstand²² für so gefährlich in der Republick halte, man hat nicht bedacht, daß ich nur ein bedingtes Gemählde geben wollte von Sachen wie sie da sind und die Philosophie des geheimen Raths nur in seiner Individualität ihren Grund hatte. Eben so sucht man im neuen Menoza²³ einen Ausfall auf die Religionsverbesserungen, da der neue Menoza unter den Umständen doch nicht anders reden und handeln konnte, wenn er einige Persöhnlichkeit behalten wollte. Doch das hier nur im Vorbeygehen, ich konnte nichts bessers thun als zu diesen mir aufgehefteten falschen Vorzügen stille-schweigen, da sie mir ein trauriger Beweis waren, wie wenig es mir noch bisher müsse gelungen seyn das Herz und die Imagination meiner Leser zu fesseln.

Daß man aber mit eben dem kalten Blute sich hinsetzt und nach der Moral der Leiden des jungen Werthers fragt, da mir als ichs laß, die Sinnen vergiengen, ich ganz in seine Welt hineingezaubert mit Werthern liebte, mit Werthern litt, mit Werthern starb – das kann ich nicht vertragen und wenn ich den Verfasser dieses Buches auch nie einmal dem Namen nach gekannt hätte.

DRITTER BRIEF

Die Darstellung so heftiger Leidenschaften wäre dem Publikum gefährlich? – Jetzt hab' ich Sie wohin ich Sie haben wollte. Ich werde ernstlich mit Ihnen reden, meine Freundschaft giebt mir das Recht dazu und sie können nach diesem Briefe beschließen was sie wollen. Wollen Sie die Verbindungen mit einem Herzen

aufheben, dessen Empfindungen mit den Ihrigen so weit auseinandergehen so sind Sie Meister zu thun und zu lassen was Ihnen beliebt.

Als ich das Buch zum erstenmal gelesen, voll von den süßen Tumult den es in meiner Brust erregt, lief ich herum und pries es allen meinen Freunden an. Das erste Exemplar das ich hatte (ein Geschenk des Verfassers) verehrte ich demjenigen Frauenzimmer das ich unter allen meinen Bekannten am höchsten schätzte und das sich in einer Situation befand die dejenigen in der Lotte war äußerlich ziemlich ähnlich schien: weit entfernt nur auf den Gedanken zu kommen, daß ihr das Buch gefährlich werden könnte, gab ich es mit dem unbesorgtesten vestesten Zutrauen, es werde ihr Herz zu den Empfindungen bilden die allein das zukünftige Glück ihres Gemahls ausmachen und bevestigen können. Wie sehr biß ich mir in die Finger als ich das ganze Publikum nachher fast anderer Meynung sah! Und wie kämpften nachher Zweifel und Kleinmuth in meinem Herzen, ob schon ich bey der genannten schönen Leserinn der ich hier das öffentliche Opfer meiner Hochachtung abtrage, mich in meiner Erwartung nicht betrogen gefunden hatte. Es ist sehr viele Moral drin, war das erste Wort das ich aus ihrem Munde über dieses Buch hörte und dieses Wort hab ich mich verheißten, soll das ganze Philosophirende Publikum beschämen.

Laßt uns also einmal die Moralität dieses Romans untersuchen, nicht den moralischen Entzweck den sich der Dichter vorgesetzt (denn da hört er auf Dichter zu seyn) sondern die moralische Wirkung die das Lesen dieses Romans auf die Herzen des Publikums haben könne und haben müsse. Es muß jedem Dichter daran gelegen seyn, nicht Schaden angerichtet zu haben und wehe dem Dichter der bösen Erfolgen seiner Schriften mit kaltem Blut zusehen kann. Der höchste Vorzug eines Dichters für die Ewigkeit ist ein edles Herz und da nun niemand unter dem großen Hauffen Bewunderer und Ausschreyer sich finden will, der meinem Freunde diesen Liebesdienst leiste, sein Herz zu vertheidigen da seine Feinde selbst seinem Verstande und seinen Talenten müssen Gerechtigkeit wiederfahren lassen: so nehm' ich ungedungen und unberuffen dieses süße Geschäft über mich

und will mich wenigstens damit unsterblich zu machen suchen, daß ich den Werth dieses meines Zeitverwandten ganz zu fühlen im Stande bin.

Dieses Zeugniß wird ihm nicht schaden. Auf sein Herz stolz zu seyn, ist höhere Tugend als alle lumpigte Demuth und erkünstelte Bescheidenheit.

VIERTER BRIEF

Nikolais Parodie ein Meisterstück? – Eine Schande seines Herzens und seines Kopfs. Was geht mich hier der Verfasser des Nothankers an, ich wills Ihnen beweisen.

Es hätte Sie zu lachen gemacht? – Mich auch, aber wie Demokriten²⁴ mit Hohngelächter. Wenn man mit einer vielbedeutenden Miene die allerelendesten Plattheiten auskramt, was kann das anders erregen als Unwillen und Hohngelächter.

Der ganze Wisch ist so unwitzig, so furchtsam, so hergestottert für eine Pasquinade, die Erfindung mit der Blutblase so armseelig, die Scheidungen Werthers und Lottens so wenig in ihren Charakter hineingedacht, daß ich hier wohl die sonst ironischen Verse Popens²⁵ in eigentlichem Verstande brauchen möchte:

if Blount dispatch 'd himself he play 'd the man
and so may 'st thou, illustrious Passeran
but shall a printer, weary of his life
learn from her boocks, to hang himself and wife.

Wie denn? Lotte – nach der Anlage – einem solchen Kerlchen wie er beschreibt Gehör geben, um – Werthern wehe zu thun, der unter der Last der öffentlichen Geschäfte schmachtete? Pfuy mit welchen elenden Ideen muß der Mann von dem Buch aufgestanden seyn, ich möcht' um aller Welt Güter willen in dem Augenblick nicht mit seinem Herzen getauscht haben.

Soll er da vielleicht das Meisterstück bewiesen haben, da er die ganze Geschichte so schön durcheinander zettelt, daß das hinterste zu vorderst kommt, Szenen die nach der Verheurathung vorgiengen, vor die Verheurathung setzt und damit möcht ich sagen die Seele der ganzen Rührung herauszieht und alles zur

elendesten Karrikatur macht? Hat der Mensch auch wohl bedacht, was für Hindernisse sich gleich anfangs der Verbindung Werthers mit Lotten entgegenstellten und wie tief und unveränderlich unvermeidlich Werther das empfinden mußte, um Werther zu werden. Das gegebene Versprechen, das öffentliche Amt Alberts kurzum nichts mehr und nichts weniger als die ganze Ruhe und das ganze Glück seiner Lotte selber. Und wie die anwachsende Empfindung der Unmöglichkeit Lotten jemals zu besitzen, diese heilige moralische Empfindung der Unverletzlichkeit des ehelichen Verhältnisses, nur und allein ihn zu dem verzweifelten Entschluß hinaufschrauben konnte. Und wie alles sogleich elende jämmerliche Fratze wird, was sonst das Angesicht eines leidenden Engels war, sobald diese Bedingung wegfällt, diese unübersteiglichen Schwürigkeiten wegfallen. In der That ein Meisterstück eines parodirenden Pasquillanten, wenn er nur sonst Witz und Herz genug hätte Pasquillant zu seyn. So aber da er unter der Larve eines von den sieben Weisen erscheint, und doch alle Kunstgriffe eines Pajaß gebraucht – wer kann ihn da ohne Unwillen sehen Capriolen schneiden.

Nun aber habe ich auch gesagt, daß die Schrift seinem Herzen Schande mache. Welcher Schriftsteller der im Stande ist den Werth eines Genies nur einigermaßen zu erkennen und zu fühlen, welcher Schriftsteller hat das Herz zu sagen: ein Genie ist ein schlechter Nachbar. Ihm die bittere Kränkung ins Herz zu schieben, seine Schriften zeigen von vielen großen Talenten, aber sie schaden dem Publikum und das *ganz gelassen* zu sagen. [...]

Wie wenn ich das Blatt umkehrte und ihm nicht ganz gelassen, sondern mit vieler Hitze bewiese, seine kalte und abgeschmackte Parodie habe dem Publikum (ich meyne dem seini-gen) in eben dem Maaße geschadet, als ihm die Lesung der Leiden des jungen Werthers Nutzen gebracht haben würde. [...]

LETZTER BRIEF

Liebster bester N... verstehen Sie mich nicht unrecht. [Ich habe] Goethe nicht rechtfertigen sondern nur seine Rezens[enten und]

deren Publikum zurecht weisen wollen, um deren Best[es willen] ließ ich mich zu diesem demüthigen Ausdruck herab. W[eder Recht]fertigung noch Empfehlung braucht er, das letzte h[ieße nur] in den Brunnen getragen und das erstere allen braven uneingenommenen Lesern Unrecht gethan. Sie selbst konnten, ich bin Ihnen gut dafür, über der Lesung dieses Buchs nie einen Zweifel dagegen haben, nur hernach ist Ihnen das so beygefallen, da Sie in unsre moralische Welt zurückkehrten, wo kreutz und queer Worte und Ideen in der Luft und auf dem Pappier aneinanderstoßen, bloß um den leeren Zwischenraum der Zeit auszufüllen.

In der Tat ist keine Fertigkeit in unsern Urtheilen nirgends mehr anzutreffen und man beschönigt das mit dem saubern Namen der Unpartheylichkeit, da man es doch viel wahrer Unvermögen nennen sollte. Viel lieber säh ichs man schwiege ganze still und schöbe sein Urtheil auf bis die Zeit es gereift hat. Die Uebereilung im Urtheilen ist im Grunde nichts als die Faulheit im Urtheilen, man überläßt das Geschäfte andern und denn stottert man nach. In unsrer kritischen Zeit wo alles voll Rezensenten heckt – ich muß mich erstaunen, daß ich nirgends *ein Urtheil lese*. Wasch mir den Pelz und mach' mir 'n nicht naß ist ein altes deutsches Sprüchwort.

Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich mich noch nicht im Stande fühle, den Werther *zu rezensiren* noch auch anzuzeigen, denn eine Anzeige denk ich muß doch auch ein Urtheil enthalten. Dazu ist nicht genug die Heloise und ein Paar Romane von Filding und Goldsmith gelesen zu haben – alle Zeiten, alle Nationen mit ihrem Charakter, ihren Produkten der Kunst und deren Wirkung und Einfluß erkannt verglichen zu haben und alsdenn den Werth unsers Dichters nach Maaßgabe der Bedürfnisse unserer Nation zu bestimmen

hic opus, hic labor.

Jakob Michael Reinhold Lenz: Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers. Eine verloren geglaubte Schrift der Sturm- und Drangperiode aufgefunden und herausgegeben von L. Schmitz-Kallenberg. Münster 1918, S. 15-24, 41-43.

RÄUBERROMAN UND LIEBESGLÜCK

Friedrich Schillers Balladen und Dramen hatten nicht den Status einer unverdaulichen ›Hochliteratur‹. Dies stellte auch der Literaturhistoriker Robert E. Prutz fest, der Schiller im positiven Sinne den Titel eines Volksschriftstellers und Unterhaltungsliteraten zugestand: „Und darum ist Schiller von allen unsern großen Dichtern bei Weitem derjenige, den das Volk am meisten kennt und wirklich im Besitze hat; ja es fehlt nicht viel, so können wir seine Balladen und Tragödien, so wenig auch sonst gerade diese Gattungen für die Unterhaltungsliteratur zu zählen pflegen, in der That der deutschen Unterhaltungsliteratur beitrechnen, wenigstens was die Art und die Ausdehnung anbetrifft, in welcher das Publikum sie genießt.“ (Robert E. Prutz, Über die Unterhaltungsliteratur, 1845) Ebenso wie Goethe erreichte Schiller mit einigen seiner Dramen das breite Theater- und Lesepublikum. Zwar wurden seine Bücher nicht so verschlungen wie die Dramen von August von Kotzebue (1785 – 1819) oder die Romane von Auguste Lafontaine (1758 – 1831), aber die „Räuber“ standen ebenso wie der „Werther“ am Anfang einer Kette von Auseinandersetzungen mit dem Thema „Der Räuber als positiver Held“. Kommerziell erfolgreicher war der Roman „Rinaldo Rinaldini“ von Christian August Vulpius, dem im selben Genre aber schon Heinrich Zschokkes (1771 – 1848) Roman „Abällino der große Bandit“ und Johann Martin Millers (1750 – 1814) „Siegwart“ (Leipzig 1776) vorgegangen waren. Die Handlung beginnt in einer stürmischen Nacht am Lagerfeuer in den Apenninen. In der Folge rächt und rettet Rinaldini, liebt und wird gefangen, befreit sich immer auf wundersame Weise und bleibt stets der „gerechte Verbrecher“. Politische Anspielungen, in denen Rinaldini von dem „Alten von Fronteja“ für den Korsischen Freiheitskampf geworben werden soll, bleiben nebensächlich. In der ersten Auflage des Romans stirbt Rinaldini noch, überlebt aber in der Umarbeitung des Romans (5. Aufl. 1824), um in einen „entfernten Weltteil“ zu entkommen. Eine Variante des Stoffes lieferte Ernst Da-

niel Bornschein (1774 – 1838), der während seines Studiums schon mit dem Schreiben von Unterhaltungsliteratur begonnen hatte. Seine meist zeitgeschichtlichen Romane, Schauspiele und komisch-satirischen Schauergeschichten fanden zwar bei der Kritik keinen Anklang, begeisterten aber das Publikum der Leihbibliotheken. Sein bekanntester Räuberroman ist „*Antonia della Roccini, die Seeräuber-Königin*“ (Braunschweig 1801), ein Gegenstück zu Vulpius' „*Rinaldo Rinaldini*“ (1799). Der Roman „*Angelo, Marquis von Mazzini*“ ist darüber hinaus mit erotischen Elementen angereichert, um die Akzeptanz beim Publikum zu erhöhen. Die blutrünstige Form der Unterhaltungsliteratur lieferte der in Erfurt geborene und verstorbene Ignaz Ferdinand Arnold (1774 – 1812), der der englischsprachigen „*Schwarzen Romantik*“ (Gothic novel) nahe stand. Schon die Titel seiner Romane „*Das Bildnis mit den Blutflecken*“ (1800) und „*Der schwarze Jonas, Kapuziner, Räuber und Mordbrenner*“ (1805) versuchten dem Sensationsbedürfnis des Publikums entgegen zu kommen. Dies sollte ihm nicht ganz gelingen: Arnold verhungerte über den spärlichen Einkünften seiner Druckerzeugnisse – nicht immer versprach die Unterhaltungsliteratur ein gesichertes Einkommen.

6. Friedrich Schiller: Räuberlied

*Nahgelegener Wald. Nacht.
Ein altes verfallenes Schloß in der Mitte.
Die Räuberbande gelagert auf der Erde.*

Die Räuber singen.

Stehlen, morden, huren, balgen
Heißt bey uns nur die Zeit zerstreun,
Morgen hangen wir am Galgen,
Drum laßt uns heute lustig seyn. –



Abb. 7 Titelblatt: Friedrich Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel.
Frankfurt, Leipzig 1781 (Privatbesitz)

Ein freyes Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.
Der Wald ist unser Nachtquartier,
Bey Sturm und Wind handthieren wir,
Der Mond ist unsre Sonne,
Merkurius²⁶ ist unser Mann,
Der's Practiciren treflich kann.

Heut laden wir bey Pfaffen uns ein,
Bey masten Pächtern morgen,
Was drüber ist, da lassen wir fein
Den lieben Herrgott sorgen.

Und haben wir im Traubensaft
Die Gurgel ausgebadet,
So machen wir uns Muth und Kraft,
Und mit dem Schwarzen Brüderschaft,
Der in der Hölle bratet.

Das Wehgeheul geschlagner Väter,
Der bangen Mütter Klaggezetzer,
Das Winseln der verlaßnen Braut
Ist Schmauß für unsre Trommelhaut!

Ha! wenn sie euch unter dem Beile so zucken,
Ausbrüllen wie Kälber umfallen wie Muken,
Das kitzelt unsern Augenstern,
Das schmeichelt unsern Ohren gern,

Und wenn mein Stündlein kommen nun,
Der Henker soll es holen,
So haben wir halt unsern Lohn,
Und schmieren unsre Sohlen,
Ein Schlükchen auf den Weg vom heissen Traubensohn
Und hura rax dax! gehts, als flögen wir davon.

*Friedrich Schiller: Räuberlied, in: Friedrich Schiller:
Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt/Main, Leipzig 1781,
S. 161-162.*



Abb. 8 Schlußvignette: Friedrich Schiller, *Die Räuber*. Ein Schauspiel.
Frankfurt, Leipzig 1781, S. 222 (Privatbesitz)

7. Christian August Vulpius: Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann

*Was vergangen ist, vergangen
Bleibe es. Die Gegenwart
Schenket Wünsche und Verlangen,
Wenn man auf die Zukunft harrt.*

Ein Mädchen trat ins Zimmer. Es war Lusette, die Tochter seiner Hauswirtin, einer Krämerin. Sie trug eine Schüssel, belegt mit Zitronen und süßduftenden Limonen, die, von einem so hübschen Mädchen getragen, die angenehmsten Nebengriffe von schönen, schwellenden Limonien, neben reizende Wirklichkeiten stellten. Blumen lagen über den goldenen Früchten.

»Meine Mutter schickt Euch diese Blumen und Früchte und läßt Euch bitten, sie ebenso gern anzunehmen, als sie dieselben gibt«; – sagte Lusette, indem sie sich verneigte und ihm die Schüssel überreichte.

Rinaldo nahm und dankte.

»Was uns« – sagte er, – »ein hübsches, freundliches Mädchen gibt, hat einen sehr angenehmen Wert!«

Lusette neigte sich errötend und verließ schnell das Zimmer.

Rinaldo war mit der Dame beschäftigt, die die Busenschleife verloren hatte. – Von ihr träumte und mit ihr erwachte er. – Er ging, eine Messe zu hören, dem Dome zu. – Hier lag betend die unbekannte Dame. Mit hochklopfendem Herzen warf er sich hinter ihr nieder.

Als sie den Betschemel verließ, sprang er auf, nahte sich ihr, reichte mit zitternder Hand ihr das Weihwasser und stammelte:

»Ich überreiche Euch, schöne Signora! eine Schleife, die Ihr gestern verloren habt, als ich so glücklich war, Euch im Garten der Signora Fiametta zu sehen.«

Lächelnd nahm sie die Schleife und fragte:

»Als Ihr, – wie sagt Ihr? – so glücklich wart?«

»Ja! ich war es, und wurde es wieder –« lispelte er.

Sie schlug die Augen nieder und ging langsam zur Kirchtür. Hier blieb sie stehen und sah ihn freundlich an, indem sie fragte:

»Ihr seid ein Fremder?«

Eine Verbeugung bejahte ihre Frage. Sie fuhr fort:

»Auch ich bin eine Fremde.«

»Mein Herz hegt klopfend einen Wunsch, der –« stammelte Rinaldo.

»Was Herzen wünschen, hoffen sie auch gewöhnlich.«

»Dürfen sie?«

»Wer kann es wehren?«

»Die Erfüllung ihrer Wünsche, die nur umsonst gewünscht wurde.«

Schweigend sah sie vor sich nieder, schlug den Schleier über ihr Gesicht und ging langsam der Sänfte zu, in welcher ihre Mohren sie in ein Haus trugen, das dem Dome gegenüber stand.

Rinaldo ging unter dem Säulengange auf und ab, blickte nach dem Hause, überlegte, beschloß – und ging endlich, nach langem Deliberieren,²⁷ auf das Haus zu. – Hier blieb er stehen. – Die Tür ging auf. Er ging ins Haus. Er fragte nach der Dame, ward gemeldet und vorgelassen.

Fächer und Handschuhe in der Hand trat ihm Fortunata, – so hieß die Unbekannte – entgegen. Sprachlos blieb er ihr gegenüber stehen. – Endlich kam es aber doch zu Worten. Er stammelte ein Kompliment heraus, sprach von glücklichen Augenblicken, von der Schleife, von Verlegenheit, und schloß mit einem Seufzer.

Fortunata spielte mit dem Fächer und sagte:

»Hier sind wir beide fremd. Dies gibt uns ein Recht zu Hoffnungen, uns näher kennenzulernen, wenn wir – einander nicht etwa fremd bleiben wollen.«

»Wollt Ihr das?« – fragte er, indem er ihre Hand ergriff und sie küßte. Nach dem Kusse zog sie die Hand zurück und fragte:

»Wie nenne ich Euch?«

»Ich bin der Ritter de la Cintra.«

»Welch ein Stern leitete Euch nach Sardinien in das traurige Cagliari?«

»Ich bin – weil ich« –

»So, halb auf der Flucht, erzählt man einander keine Lebensgeschichte. Ich bin eben im Begriff, meinen Bankier zu besuchen. – Wir müssen schon ein andermal von unsern Reiseabenteuern

miteinander sprechen. Doch, da es mich, – noch weiß ich nicht warum! – so sehr interessiert, den Finder einer verlorenen Bussenschleife, die mich auch interessiert, näher kennenzulernen, so wollen wir es nicht lange anstehen lassen, uns wiederzusehen.«

»Ihr macht mich glücklich!«

»Glücklich? – Wie viel gehört dazu, einen Mann glücklich zu machen! Genug, wenn Ihr zufrieden seid! – Oder meint Ihr, daß es mit uns Weibern wie mit den Königen sei? Indem sie glücklich machen, wissen sie selbst nichts davon und sind wohl gar dabei noch sehr unzufrieden.«

»O! dies Los müsse Euch und mir nicht fallen! – – Wenn sich zwei Wanderer von ungefähr, einander fremd, auf *einem* Wege treffen, freuen sie sich dieses Zusammentreffens und wandern miteinander.«

»Und diese Wanderer sind wir?«

»Wenn Ihr es wollt!«

»Treffen wir uns auch wirklich auf *einem* Wege? – Dies wär' zu untersuchen.«

»Und diese Untersuchung?«

»Wir wollen sie nicht aufschieben. Erklärungen bei einer kleinen, frugalen Abendtafel –«

»Diesen Abend?«

»Schon? – Doch gut! Es sei! – Diesen Abend also, sehen wir uns wieder!«

»Wir sehen uns! und ich bin glücklich!«

Es war noch lange bis zur Abendzeit. – Wie waren bis dahin die Stunden auszufüllen? – Ein Spaziergang, wie gewöhnlich, und Rinaldo kam in Fiamettens Garten.

Er ging die Hauptallee hinauf, schlug einen Nebenweg ein und kam an einen Pavillon. Hier blieb er stehen. – Die Tür war halb geöffnet. Er nahte sich der Öffnung und sah ein interessantes Mädchengesicht. Das Mädchen selbst saß auf einem Sofa, windend einen Blumenkranz. Sie sah ihn, lächelte ganz unbefangen und rief ihm zu:

»Nur herein!«

Verlegen faßte Rinaldo die Tür an und getraute sich kaum, sie ganz zu öffnen, als von drinnen heraus ihm abermals ein freundliches:

»Nur herein!«

entgegenschallte. Dies gab ihm Mut. Er trat in den Pavillon.

»Ich glaube Euch« – sagte das artige Mädchen, – »schon in meinem Garten bemerkt zu haben?«

»In der Tat!« – stammelte Rinaldo, – »ich war gestern hier. Aber daß ich das Glück haben sollte, von so schönen Augen bemerkt zu werden, das konnte ich in der Tat nicht hoffen.«

SIE Und warum nicht? Habt Ihr meinen schönen Augen ein Kompliment gemacht, so laßt mich Eurer interessanten Figur eins machen. Ein Mann wie Ihr wird immer bemerkt werden. Und ich wette darauf, ich bin nicht die erste in der Welt, die Euch bemerkt. – Ihr seid also hier fremd?

ER So ist es!

SIE Auch ich bin es. Erst seit 10 Wochen lebe ich hier. Ich hoffe aber hier einheimisch zu werden. Deshalb habe ich mir diesen Garten gekauft. Gefällt er Euch?

ER Der Garten ist schön! doch seine Besitzerin –

SIE Ist noch weit schöner? – Natürlich! –

Hier entstand eine Pause. – Rinaldo verlor die schöne Kranzwinderin nicht aus den Augen, diese aber arbeitete, ohne aufzublicken, emsig fort. Er sah ihr lange stillschweigend zu und wollte endlich eben sprechen, als ein Mädchen eintrat und Fiammetten ein Briefchen brachte. Sie las es, lachte, schrieb ein paar Worte mit Bleistift dazu, faltete das Papier und gab es zurück. Das Mädchen verließ den Pavillon. Fiammetta, die eben ihre Kranzarbeit beendet hatte, legte den Kranz aufs Sofa und stand auf. Indem sie aufstand, fiel ihr ein Portrait, das an einem grünen Bande ihr um den Hals hing, aus dem Busen auf die Brust herab. Sie bemerkte es und schob das Portrait in den Busen zurück.

»Das war ein böser Mann!« – sagte sie; »sein Bild gehört nicht vor jedermanns Augen.«

Rinaldo stand ohne Sprache ihr gegenüber. Fiammetta drehte sich unbefangen, als sei sie ganz allein, im Zimmer herum, sang dazu und ergriff endlich eine Guitarre. Sie setzte sich, präludierte ein wenig, spielte und sang.

Romanze.

»An der lauten Meeresküste,
In dem Tal, im Feld und Wald,
In der öden Berge Wüste,
Such ich deinen Aufenthalt.

Rinaldini! Dich zu finden,
Eil' ich ängstlich durch die Flur,
Und um mich Bedrängte schwinden,
Alle Reize der Natur.«

Seufzte Rosa, die Betrübte,
Die ihn im Gefecht verlor,
Ängstlich weinte die Geliebte,
Die Rinaldo sich erkor.

Sieh, da glänzt' im Mondenschimmer
Hell ein aufgespanntes Rohr.
Rosa sah des Rohrs Geflimmer,
Das in Büschen sich verlor.

»Ach! dahin! ich werd' ihn finden,
Sagt des Herzens Ahnung mir;
Und wenn alle Sterne schwinden,
Zeigt die Liebe Pfade mir.

Saht ihr nicht, ihr hellen Sterne,
Saht ihr nicht den kühnen Mann,
Den ich suche nah und ferne,
Ach! und ihn nicht finden kann?

Husch! und horch! es rauscht dort drüben,
Ha, es pfeift! das ist sein Ton!
Ja! ich find ihn, meinen Lieben,
Seine Stimme hör' ich schon.«

»Halt! Wer da? Gib dich gefangen!« –
»»Längst gefangen hast du mich.
Dich, Rinaldo, mein Verlangen,
Sucht' ich hier, und finde dich!««

»Sie hat ihn gefunden!« – sagte Fiametta.

»Wie wir uns gefunden haben!« – fiel Rinaldo schnell ein und ergriff ihre Hand.

»Nicht ganz so!« – lächelte Fiametta, indem sie ihre Hand sanft zurückzog. – »Ich bin kein Zigeunermädchen, und Ihr seid kein Räuberhauptmann; ich kann nicht wahr sagen, und Ihr werdet mich schwerlich ausplündern.«

Sie schien weitersprechen zu wollen, als ein Offizier in den Pavillon trat. Er grüßte Rinaldo gleichgültig, legte Hut und Degen auf einen Tisch und setzte sich ganz unbefangen zu Fiametten aufs Sofa. Leichthin, als ob er mit ihr ganz allein im Zimmer sei, fragte er: »Ist nichts vorgefallen?«

»Nichts von Bedeutung«, – antwortete Fiametta ebenso unbefangen.

Der Offizier fragte, indem er ihn fixierte:

»Wer ist der Herr?«

»Ein Fremder«, – war die Antwort.

»Wollt Ihr Euch nicht niederlassen?« – fragte der Offizier, aber in einem Tone, in welchem man weit eher fragen könnte: Wollt Ihr bald gehen?

Das wollte Rinaldo auch wirklich tun, als der Mann mit dem finsternen Blick, der ihm schon gestern im Garten begegnete, in den Pavillon trat.

Er grüßte gar nicht, behielt den Hut auf dem Kopf und setzte sich auf einen Stuhl ihm gegenüber. Indem er ihn bedeutungsvoll ansah, sagte er:

»Ich habe Euch gestern schon mit Verwunderung und Bedauern betrachtet. Ihr habt ein unglückliches Gesicht!«

Rinaldo erschrak, Fiametta lachte laut auf, der Offizier lächelte und der Physiognomist nahm Tabak.

»Was hat Euch mein Gesicht getan?« – fragte Rinaldo verlegen.

»Das nicht, was es Euch tut«, – sagte der Alte.

»Es ist einmal die Art dieses alten Herrn«, – sagte Fiametta –, »jedem Menschen etwas Unangenehmes zu sagen. – Er ist zwar kein Engländer, aber er hat dennoch den Spleen. Die Engländer haben die Korse angesteckt.«

»Seid Ihr ein Korse?« – fragte Rinaldo schnell.

»Ich bin einer«, – sagte der grämliche Alte. – »Das kann Euch aber nichts verschlagen.«

Fiametta sprang schnell auf, ergriff Rinaldos Hand und sagte:

»Empfehl Euch diesen Herren! Wir haben von andern Dingen, als von Korsika, miteinander zu sprechen.«

Damit zog sie ihn aus dem Pavillon in den Garten, um das Bosquet herum, nach einer Laube zu, und in dieser saß Fortunata, in einem Buche lesend.

Er war Impertinenzen entrissen worden und stand einem schönen Weibe gegenüber, die er in einigen Stunden in ihrer Wohnung sprechen sollte, und die er jetzt ganz unvermutet auf einem Platze fand, der vielleicht ein Erklärungsort über verschiedene Sachen zwischen ihm und einem artigen Mädchen geworden wär', hätte nicht eine andere Schöne denselben schon eingenommen gehabt. Das alles kam, wenigstens ihm, ebenso sonderbar als unerwartet und schnell. Er konnte nicht ohne Verlegenheit sein.

Fiametta flog auf die schöne Fortunata zu, umarmte und küßte sie, während Rinaldo ein wenig Luft und Zeit sich zu sammeln bekam. – Aber er durfte nicht bei sich bleiben. Fiametta drehte sich rasch herum, nahm ihn beim Arme, schob ihn auf ihre Freundin zu, lachte laut auf, sagte:

»Da habt ihr euch!«

damit flog sie lachend zur Laube hinaus.

Rinaldo trat betroffen zurück, wollte sprechen und konnte nicht. Fortunata sah auf die Erde und spielte mit ihrer Busenschleife. Er glaubte zu bemerken, daß es eben die Busenschleife war, die er gefunden und ihr diesen Morgen überreicht hatte. – Nach einer langen Pause kam es endlich zum Gespräch.

ER In der Tat! diese Szene –

SIE Sie ist sonderbar genug!

ER Meine Verlegenheit –

SIE Und die meinige dazu! – – Fiametta ist ein mutwilliges Geschöpf! –

ER Ich soll diesen Abend so glücklich sein, Euch in Eurer Wohnung zu sprechen, und nun kommt der Zufall meinem Glücke zuvor!

SIE Das hat so sein sollen!

Er wollte weitersprechen, aber Fiametta trat wieder in die Laube.

»Ich wünschte«, – sagte sie, – »dich, liebe Freundin, und diesen verlegenen Herrn diesen Abend bei mir bewirten zu können, aber es läßt sich nicht tun. Der grämliche Korse hat eine Gesellschaft hierher zusammengebeten.« –

»Hierher?« – fragte Fortunata schnell.

»Ei freilich!« – fuhr Fiametta fort, – »und ich muß, ich mag wollen oder nicht, die Rolle der Wirtin übernehmen. Du weißt ja, wie das ist! – Es sind schon einige Gäste angekommen.« –

Schnell stieg Fortunata auf, sagte Fiametten etwas ins Ohr, wendete sich dann gegen Rinaldo, bat ihn um seinen Arm und ließ sich von ihm aus dem Garten zu ihrer Sänfte führen. Fiametta begleitete beide bis an die Gartentür. Als Fortunata fortgetragen wurde, ergriff sie Rinaldos Hand und sagte lächelnd:

»Nun haben wir sie fortgeschafft und Ihr bleibt hier.«

»Da Ihr Gesellschaft bekommt?«

SIE Nicht doch! Mit der Gesellschaft war's nur Scherz. – Es steht bei Euch, ob Ihr hierbleiben oder ob Ihr der Sänfte folgen wollt. Bleibt Ihr hier, so sage ich, Ihr seid willkommen; geht Ihr fort, so rufe ich Euch ein Lebewohl nach.

ER Ich verstehe Euch nicht!

SIE Sonderbar! – Aber noch deutlicher! Dieser Augenblick entscheidet für mich oder für meine Freundin. Es geht alles ohne Groll ab. Da wir aber wissen möchten, ob Ihr wirklich der seid, für den wir Euch halten –

ER Und wofür könntet Ihr mich halten?

SIE Für einen zärtlichen Abenteurer wenigstens, wenn nicht gar für –

ER Für?

SIE – einen Menschen, der sich vom Grund seines Herzens aus verlieben kann.

ER O! schöne Fiametta! – Wenn ich *so* sprechen höre –

SIE Fort! Fort! der Sänfte nach! Dieser feierliche Ton sagt mir alles, was ich wissen will. – Geht! diesen Kuß bringt meiner Freundin und sagt ihr: Fiametta hat resigniert. – Gott befohlen! werdet glücklich, aber denkt an mich!

Damit gab sie ihm einen Kuß, schob ihn sanft zur Gartentür hinaus und sprang rasch die Allee hinauf, ohne sich umzusehen, nach der Laube zu. Er sah sie gelassen davoneilen, drückte den Hut in die Augen und lief der Sänfte nach. In der Stadt holte er sie ein, öffnete Fortunaten die Tür, die seiner Ankunft heiter entgegenlächelte, und führte sie auf ihr Zimmer.

Hier kam es zu einem gleichgültigen Gespräch, auf Fiametten, auf ihre Laune, und leichthin wurde ihr Auftrag berührt.

»Sie ist gut!« – sagte Fortunata. – »Ich zahle alles, was sie auf mich assigniert.«

Sie verließ das Zimmer, sich umzukleiden, wie sie sagte. –

Indessen suchte sich Rinaldo zu orientieren und sah jetzt, was er vorher nicht gesehen hatte, daß er sich in einem prächtig ausmöblierten Zimmer befand. Was er sah, zeigte Wohlstand und Geschmack, mit mehr als bürgerlicher Pracht vereint. – Er betrachtete ein schönes historisches Gemälde, als Fortunata eintrat, in ein gefälliges Gewand gleichsam mehr geworfen als verschlossen, ihn bei der Hand nahm und in ein anderes Zimmer führte, welches dem erstern nichts nachgab.

In diesem Zimmer kam es zu einer weit interessanteren Unterhaltung, die aber bald durch die Nachricht unterbrochen ward, es sei aufgetragen. Rinaldo wurde in ein glänzendes Tafelzimmer geführt und aß an einer wohlbesetzten Tafel mit seiner schönen Wirtin, von zwei artigen Mädchen bedient, allein. Die Unterhaltung wurde lebhafter, die Becher wurden fleißig geleert, und als der Nachtsch aufgetragen war, entfernten sich die aufwartenden Mädchen.

»Ich liebe« – sagte Fortunata, – »die Freuden einer interessanten Unterhaltung bei einer gut besetzten Tafel, doch nur, wenn ich sie mit einem Freunde teilen kann. Seit ich hier in Cagliari wohne, habe ich, Fiamettens Gesellschaft ausgenommen, größtenteils allein gegessen. Es hat mir daher heute alles viel besser als gewöhnlich geschmeckt, und wenn Ihr einige Zeit hier bleiben solltet, so bitte ich mir Eure Gesellschaft recht oft aus.«

Sie füllte, als sie das sagte, einen Becher und brachte ihn ihrem Gast mit der Gesundheit zu: »Unsre Freundschaft!«

»Ein Band von der Farbe der Hoffnung hat sie geknüpft!« – fuhr sie fort. – »Ich hoffe, sie wird sich erhalten.«

Rinaldo küßte ihr schweigend die Hand und führte sie an sein klopfendes Herz. Ihre Blicke flogen beredt einander entgegen. Ihre Lippen begegneten sich. Hier hatten sich ihre Gefühle verkettet. Kein Laut entfloß den gepreßten Lippen. Da flog mit einem lauten Knall der Pfropf von einer Champagnerbouteille an die Decke. Sie fuhren zusammen, lächelten und lagen einander in den Armen.

SIE Mann, dem ich mich in den ersten Augenblicken unserer Bekanntschaft so schnell dahingehe, – ich weiß nicht, was es ist, das mich so überraschend an dich zieht! – Mißbrauche die Gewalt nicht, die das, was mir unerklärbar ist, dir über mich gibt! Du könntest mich wohl unglücklich, dich aber nicht glücklich machen. – Ich fühle, ich empfinde es, was du jetzt vielleicht von mir denkst, denken mußt, aber – ich schwöre es dir zu! – du irrst dich. Du weißt nicht was –

ER Fortunata! Laß mich dir alles das sagen, was du mir gesagt hast. Nicht mein Argwohn soll mich unglücklich machen, laß nur nie die Wirklichkeit auf meine Unkosten spielen.

SIE Du glaubst –

ER Ich glaube das am leichtesten und liebsten, was ich wünsche.

SIE Was glaubst du jetzt?

ER Daß du mich lieben wirst.

SIE Ich liebte dich, als ich dich sah. Eine Liebe, wie die meinige, empfängt alles, was sie gibt und nimmt, von *Augenblicken*. Die Augenblicke meiner Liebe sind gekommen. Nun bleiben sie und werden zu Ewigkeiten. Bei allem, was mir heilig ist, im Himmel und auf Erden! ich habe dich gefunden und kann nie wieder von dir lassen. *Entreißen* muß man dich mir. Gutwillig gebe ich nie wieder her, was ich mit diesem Feuer in meine Arme schließe! – Gib dich mir ganz und nimm alles, was mein ist, nur dich nicht wieder zurück! Meine Seele gebe ich dir in meinen Küssen; gib mir dein Herz!

Ein Geräusch im Vorzimmer riß sie auseinander. – Die Tafel ward aufgehoben; sie gingen in ein anderes Zimmer.

Er warf sich nachdenkend auf ein Sofa. So nahe war er dem ersehnten Glück und dachte der Möglichkeit einer Wirklichkeit nach, die er gewünscht hatte. Bei Fortunaten verschlang die



Abb. 9 Illustration: Christian August Vulpius, Rinaldo Rinaldini der Räuber-Hauptmann. Eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts. Zehntes bis zwölftes Buch. Mit Kupfern. Leipzig: Gräff 1800 (= Ferrandino. Fortsetzung ...) (Privatbesitz)

Gegenwart jedes Nachdenken. Sie war geboren, um zu lieben. – Dahin bringt es auch nur das Weib, selten der Mann. *Die Liebe ist ein Becher, gefüllt mit schäumendem Champagner. Sie will im Moussieren genossen sein.*²⁸ Wer bedächtig trinkt, genießt auch, er wird es aber nie zur höchsten Krisis eines alles verschlingenden Rausches bringen. – So, wer bedächtig liebt, liebt auch; zu einem Liebesrausch bringt er es aber nie.

Jedoch, dieser Rausch, dessen Dauer zu berechnen zu sein scheint, gibt er uns wohl mehr als ein nur bloß momentanes Glück? – Ach! was gewinnt Liebe nicht, selbst auch nur durch Momente! Nach Augenblicken rechnet die Liebe, und für die Zukunft hält sie sich in der Gegenwart schadlos. Der Genuß dieser gegenwärtigen Augenblicke ist der Triumph der Freude, die uns glücklich macht. – Die Freuden unsers Lebens hängen an sehr dünnen Fäden, und dennoch fesseln sie so stark, was willig sich fesseln läßt.

Fortunata kam zurück. Das Gespräch wurde fortgesetzt.

»Du weißt nun«, – sagte sie, – »wie ich lieben kann, wie ich lieben will und werde. Von dir verlange ich bloß, so geliebt zu werden, wie du mich lieben kannst und wie du auch andere – nur bitte ich, nach mir! – lieben wirst. Die Beständigkeit ist ein Weib. Sie zankt sich ewig mit ihren leichtgesinnten Eheherrn. – Die Männer lieben in der Regel so leichthin wie möglich. So wie der Mond, der gute Freund der Erde, diese liebt; zuweilen gar nicht, größtenteils nur halb und nur auf einige Tage mit voller Ergebenheit. – Was soll man aber tun, wenn man einen Mann liebt? Man muß vorliebnehmen. – Ihr könnt ja doch nur geben, was Ihr habt.«

»Du meinst also, treue Liebe sei bei uns eine verrufene Münze?«

»Wenn auch nicht verrufen, doch selbst ausgeprägt, aber dennoch immer eine Münzart. Was die Männer geben, läßt sich gleich wieder verwechseln, und auf Agio steht ihr Gold niemals.«

»Fortunata ist bei Laune!«

»Sie ist ja bei einem Manne, dem sie soeben gestanden hat, daß sie ihn lieben kann.«

»Und wird?«

»Und will und wird. – Schwüre gebe ich nicht, aber mein Wort gebe ich dir, so wie es eine Korsin gibt.«

»Du, eine Korsin?«

»Dies bringt mich nach Sardinien. Mein Vaterland seufzt unter der Geißel der Franzosen, unter der Tyrannei ihrer übermütigen Satrapen, und für jedes Herz voll Freiheit und Vaterlandsliebe hat ihre Hand geschärfte Dolche. – O! mein unglückliches Vaterland! Ach Ritter! Ich bin nur ein Weib, aber könnte ich mein Vaterland retten, ich würde nicht mein Blut, mein Leben, ich würde selbst meine Freiheit nicht achten. In Ketten wollte ich in dem abscheulichsten Kerker sterben, dürfte ich rufen: Korsika ist frei! Ich bin eine Zondarini. Schon unter Theodors Fahnen focht mein Ahnherr für die Freiheit seines Vaterlandes. Mein Vater fiel für die Freiheit der Korsen, meine Brüder sanken für ihr Vaterland mit Ruhm und Ehre. Mein Bräutigam, ein Lampertini, wurde meuchlings von Franzosen gemordet, und ich – bin eine Landflüchtige.«

»Und warum flohst du aus Korsika?«

»Höre! – Eine Gesellschaft Verbundener unterhielt Gemeinschaft mit einem Bunde, der in Sizilien gestiftet wurde, Korsika zu befreien. An ihrer Spitze stand der edle Prinz Nicanor« –

»Der Prinz Nicanor?«

»So nannte er sich. Seine Geburt ist ein Geheimnis.«

»Lebt er noch?«

»Das weiß ich nicht. – Er warb für die Korsen. Ein berühmter Mann wollte sich an die Spitze der Retter meines Vaterlandes stellen« –

»Wer war dieser Mann?«

»Sein Name mache dich nicht irre. Es war Rinaldini. – Er ist gefallen. Zerrissen wurde der Bund, verraten das Geheimnis. Ich, eine Mitwissende um alles, was geschehen sollte, eine tätige Freundin dieses Bundes, entfloh zur rechten Stunde noch und kam hierher, wo ich auch mich nicht sicher glauben darf. Eine französische Requisition, und ich werde ausgeliefert an meine Feinde, die in mir ihre unversöhnlichste Feindin kennen und auf das strengste bestrafen werden.«

»Du kennst den Prinz Nicanor nicht?«

»Ich habe sein Bildnis. Ihn selbst sah ich nie.«

Fortunata stieg auf, nahm aus einer Schatulle ein Portrait, und Rinaldo erkannte in demselben das Bildnis des Alten von Fronteja. – Fortunata sah ihn aufmerksam an. Er verriet sich, ohne es zu wollen oder es zu ahnen.

SIE Du kennst ihn!

ER Wie?

SIE So sagt dein Blick.

ER Mein Blick?

SIE Keine Verstellung! Du kennst ihn.

ER Ein diesem sehr ähnliches Gesicht kenne ich, doch keinen Prinz Nicanor.

SIE So kennst du doch den Alten von Fronteja?

ER Fortunata!

SIE Oder nicht?

ER Ich kenne ihn.

SIE Und auch dich selbst?

Sie gab ihm ein zweites Portrait. Es war das seinige. – Er gab es eilig ihr zurück, bedeckte mit seinen Händen sein Gesicht und rief aus:

»Ach! allenthalben hin verfolgt es mich, mein eigenes Gesicht!«

»Auch zu mir?« – fragte Fortunata, indem sie seine Hand ergriff.

ER Nimm deine Versprechungen schnell zurück!

SIE Nicht eine.

ER Nimm sie zurück!

SIE Nimmer! – Ich wußte ja, wem ich sie gab.

ER Unglückliche!

SIE Ich folge Olimpien, Lauren, Dianoren –

ER Für dich und sie kein Glück!

SIE Ich will geliebt von einem Manne mich wissen, der es wagen durfte, voranzugehen der Fahne, die flatternd Freiheit meinem Vaterlande entgegenrauschte! – Mit einem *Kranze* wollte ich frohlockend dir entgegenreiten, und siehe da! es findet dich mein *Herz*. Der Kranz bleibt dir, dies Herz ist dein.

ER Mir grünen keine Kränze! – Wie könnten Herzen für den Räuber klopfen?

SIE So bescheiden wurdest du mir stets geschildert!

ER Die schöne Zondarini, der Kranz, dies Herz und – Rinaldini!
SIE Dem kühnen Manne das entschlossene Weib.

ER Meine Kühnheit liegt bei meinen Schätzen. – Kalabriens Gebirge decken beide.

SIE Du stehst auf deinen Monumenten.

ER O Fortunata! Kränke mich nicht länger. – Sprich ihn nicht aus, den mir verhaßten Namen!

SIE Wo nennt man ihn nicht gern? – Italien und seine Inseln, Frankreich und England spricht von dir. In Deutschland trifft man ihn nicht minder oft, den Namen Rinaldini. – Lies diese Briefe!

ER Empfinde, was mich quält, wenn du es kannst!

SIE Die Liebe nicht!

ER Mein Selbstgefühl. – Die Welt bewundert einen Räuber; das kränkt mich tief. Als *Räuber* konnt' ich nur gefallen. Dies ist der Stempel meines Ruhms. – Und ich –

SIE Du nimmst, was man dir gibt; und schweigst du nicht, so drücken zärtliche Lippen den Mund dir zu!

Fiametten fand Rinaldo den folgenden Morgen allein im Garten. Sie saß am Stickrahmen in der Laube. Rinaldo trat ein. Sie sprang auf, griff nach der Guitarre, präludierte kurz, spielte und sang.

Es glühen im Haine
Die duftenden Rosen;
Im silbernen Scheine
Erglänzen die Blüten
Zum lieblichen Kranz.

Ich bringe dir Rosen;
Sie gelten der Freundschaft,
Die duftenden Rosen.
Wie zieret die Myrte,
Den lieblichen Kranz!

Es gelten die Myrten
Den zärtlichen Freuden.
Von allen Gesträuchen,
Erkor sich die Liebe
Die Myrte allein!

Rinaldo deutete den Sinn des Gesanges so, wie ihn gewiß auch die Leser deuten werden. Lächelnd griff er nach der Guitarre, spielte und sang:

Anadyomene windet
Myrten in die braunen Locken,
Und die schönsten Blumenglocken,
Wanken um den Myrtenkranz.

Rosen duften an dem Busen,
Sanfter Krokus wankt bescheiden,
Um das Meer der Lüsternheit;
Und wo blüht Vergißmeinnicht?

Nah am Herzen blüht dies Blümchen,
Lächelt sanft im stillen Glanze,
Weit entfernt vom Myrtenkranze,
Doch dem schönsten Platze nah.

»Bravo!« – rief Fiametta und warf sich an seinen Hals. Fortunata trat in die Laube, und auch ein »Bravo!« rief sie beiden zu.

»Es bleibt alles unter uns!« – lächelte Fiametta.

Fortunata fragte nach Fiamettens Gesellschaftern.

»Sie sind« – antwortete diese, – »bei dem endlich erschienenen Prinzen Nicanor.«

RINALDO Wie?

FORTUNATA Ist er hier?

FIAMETTA Seit gestern Abend. Er hat die für ihn gemietete, herrliche Villa Massimi bezogen.

FORTUNATA So ist er denn endlich in der Nähe, der Stern, dem wir aus der Ferne nachzogen!

FIAMETTA Alles ist in Bewegung. – Aber unser Ritter ist stumm.

RINALDO Diese Nachricht hat mich überrascht.

FIAMETTA O! laßt Euch ja nicht überraschen, solange Ihr selbst noch überraschen könnt!

Bald darauf kamen Nachrichten und Einladungen von dem Alten von Fronteja an, der, wie wir wissen, jetzt als Prinz Nicanor auftrat. Er wollte diesen Abend seinen Freunden eine glänzende Fete geben. Dazu waren sie eingeladen, und dahin gingen sie, als es Abend wurde.

Sie traten in den prächtigen Garten der schönen Villa. Eine sanfte, angenehme Musik tönte aus den Hecken ihnen entgegen. – Der Alte von Fronteja trat aus einer Laube hervor, gekleidet in ein himmelblaues, mit Sternen besätes Kleid, umwunden mit einem goldenen Gürtel. Eine goldene Kette, an welcher als Schaustück ein Saphir mit Diamanten umfaßt hing, umschlang seinen Hals und bedeckte seine Brust. Ein Purpurmantel umwallte seine Schultern, und ein Lorbeerkranz umschlang seine Schläfe. So, im erhöhten und vermehrten Kostüm, als Demiurg* geschmückt, näherte er sich den Kommenden mit freundlichem Blick. Seine rechte Hand reichte er den Damen zum Kuß, die Linke streckte er gegen Rinaldo aus, indem er sagte:

»Sei mir willkommen! Gegrüßt sei von mir in meinem, meiner, und deiner Freunde Namen! – Ich reiche dir freundschaftlich die Hand des Grußes und des frohen Empfanges. Es ist die Linke, es ist die Hand, die dem Herzen näher ist als die Rechte. Es ist die Linke, die, – und wenn auch *aus Freundschaft*, – dennoch keinen Dolch gegen den Freund führte; und die Rechte darf wohl wissen, was die Linke tut. So ist es aber nicht im entgegengesetzten Falle. – Umarme mich, mein Freund!«

Er umarmte ihn, als eben Olimpia, die Gräfin Ventimiglia, herzutrat. Sie öffnete ihre Arme, und Rinaldo lag, ohne selbst zu wissen wie schnell, an ihrer Brust. – Aus sanften melodischen Kehlen ertönte in die Musik der Gesang:

Wiedersehen, wiederfinden
Wird sich Treu und Zärtlichkeit.
Wenn der Hoffnung Sterne schwinden,
Wenn das rasche Rad der Zeit
Sich in engen Kreisen windet,
Wenn der schönste Traum entschwindet,
Nähert sich die Wirklichkeit.
Wiedersehen, wiederfinden
Wird sich Treu und Zärtlichkeit!

* Bei der den Lesern bekannten Krata Repoa, die Benennung des Obersten und Aufsehers dieser Gesellschaft und des Bundes der ägyptischen Mysterien.

Rinaldo war ohne Sprache. Olimpia nahm ihn bei der Hand. Der Alte führte Fortunata; Fiametta folgte. – Im Freien war die Tafel serviert. Die Gäste nahmen Platz. – Als sie saßen, erhob sich der Alte, breitete seine Arme gegen den Himmel aus und sprach:

»Laß, du ewiges, gegen deine Geschöpfe stets gütiges Wesen über uns! dieses freundschaftliche Mahl uns gesegnet sein!«

Der Himmel war hell, und die Luft so rein und still, daß sie kaum die Flammen der zwanzig großen Wachskerzen, die die Tafel zierten und erleuchteten, bewegte. Der widerstrahlende Lichtschimmer tingirte das Laub auf vielerlei Art und gab bald helle, bald dunkle Schattierungen. Hier strahlten Blätter in einem glänzenden Gelb, dort verloren andere sich in dunkles Grün. Da glänzten die weißen Blüten, die an langen Gewinden herabhingen, auf goldgelbem Grunde, dort ließen zwei abstechende Blätter die Strahlen eines Sterns durchfallen, der wie ein Diamant funkelte. Die kühle Nachtluft hielt die würzigen Düfte der Blüten an der Erde gefangen und ließ sie zweifach genießen. Der wankende Widerschein, der auf dem Laube spielte, das abwechselnde Hell und Dunkel, das Gestalt und Farben der Blätter veränderte, – dies alles gab dieser Tafelszene im Freien einen unbeschreiblichen Reiz. Der Alte ergriff einen Becher, goß Wein aus demselben in eine goldene Schale und gebrauchte sie zu einer feierlichen Libation, mit den Worten:

»Den Manen unsrer Freunde!«

Olimpia hob den strahlenden Becher hoch und sagte:

»Unsern lebenden Freunden!«

»Gott gebe uns Freuden!« – setzte der Alte hinzu.

Ein feierlicher Chor ertönte:

Die Vorsicht streut Blumen
Auf dornigen Pfad,
Die Vorsicht streut Dornen
Auf rosigen Pfad.
Es welken die Blumen;
Die Dornen zerstreut
Ein freundliches Lüftchen
Der heilenden Zeit!

Der Alte sagte sehr pathetisch in seinem gewöhnlichen Lehr- und Ermahnungstone:

»Der Mensch, der sein Leben genießen will, lebe der Gegenwart. Sie verschlinge das Vergangene! – Vorüber geht der Sturm und schöne Sonnenblicke erheitern das erschütterte Herz. *Der Mensch ist der Welt geboren*. Er lebe mit der Zeit, welche die Welt wiegt und trägt. Leiden dürfen uns nie zaghaft machen. Der Nacht folgt Tag. *Morgenröte und Abendröte glänzen an einem Horizont*. Was können Unglück und Widerwärtigkeiten des Lebens einem Standhaften tun, der mutig diesen brausenden Welten die Brust entgegenwirft? – Sie können ihn umspülen, und er kann sie bekämpfen. Dem Mutvollen riegelt die Natur selbst alle Pforten auf. Von der Erde blickt er gen Himmel. Er kennt das Grab der Erde, er sieht das glänzende Haus der Sterne. Sein Geist hat dort seine Heimat, und überirdische Strahlen nährt seine unsterbliche Seele in sterblicher Hülle.«

Die Musik fiel ein. – Olimpia wendete sich zu Rinaldo, dessen Aufmerksamkeit ein ihm gegenüberstehendes Mädchen beschäftigte. Lächelnd fragte sie:

»Kennt Ihr denn Eure Freundinnen so wenig?«

»Serena!« – rief Rinaldo aus. – »Ja, es ist Serena!«

Sie war es, das schöne Gärtnermädchen, das uns aus dem achten Buche dieser Geschichte bekannt ist.

Rinaldo reichte ihr die Hand. Auf frohes Wiedersehen wurden von beiden die Becher geleert. Ihr winkte Olimpia. Serena erhob sich und reichte ihm einen Blumenkranz. Der Alte lächelte:

»Dies ist das Angebinde der Freude, das ein sanftes Herz reicht.«

»Beides weiß ich zu schätzen!« – rief Rinaldo aus.

Der Alte wurde immer gesprächiger. Die Freude glänzte auf seinem Gesichte sichtbar. Olimpia ergriff eine Schale und sagte:

»Wenn die Freude frohe Menschen glücklich macht, sollen diese immer der Unglücklichen gedenken, und wo das Wohlleben thront, finde die Armut wohlthätige Freunde!«

Sie warf Geld in die Schale, die herumging und bald gefüllt wieder zu ihr zurückkam.

»Die ersten Armen, die ich morgen sehe!« – sagte sie, indem sie die Schale leerte.

»Daran tust du sehr wohl, wohltätige Freundin!« – rief der Alte ihr zu.

Man brachte Fortunaten einen großen, goldenen Becher, geschmückt mit dem Wappen von Korsika. – Sie hob den Becher, und ein: Es leben die Korsen! tönte aus allen Kehlen ihrem Ausrufe nach.

»Gott gebe ihnen« – setzte der Alte hinzu, – »Kraft und Mut und stärke ihre Hoffnungen, welche die schönste Erfüllung krönen möge!«

Musik und Gesang ertönten.

Darauf stand der Alte auf, sprach ein kurzes Gebet, und die Tafel ward aufgehoben.

Die Gesellschaft hatte sich zerstreut. – Rinaldo wandelte, in stille Betrachtungen verloren, gegen einen Wasserfall in die Mitte des Gartens hin. Ein Schatten wankte ihm zur Seite einer duftenden Jasminlaube zu. Er sah sich um und sah Serenen. – Schweigend blieben beide einander gegenüber stehen. Er faßte ihre Hand. Schweigend kamen sie in die Laube, schweigend setzten sie sich nieder. Rinaldo spielte mit Serenens Fingern. Er seufzte. – Seufzend wurde Serena das Echo dieses Seufzers. – Er ergriff ihre andere Hand und lispelte:

»Serena!«

Sie seufzte tief auf. – Glühende Wangen nahten sich glühenden Wangen; schweigend fanden sich küssende Lippen. – Tiefe Stille herrschte rund umher. – In das laute Rauschen des Wasserfalls tönte nur sanft der Wechselschall zärtlicher Küsse. Des Mondes klares Antlitz spiegelte sich in den Wellen des Wasserfalls und warf verstohlene Blicke in die Laube. Hier spiegelte sich Auge in Auge, hier ruhten in langen Atemzügen Lippen auf Lippen, und verschlungen waren Arme in Arme. – Tiefer sanken die Lippen des Entzückten, sanft sträubte sich das zitternde Mädchen. Leise Seufzer kämpften kraftlos gegen brennendes Ungestüm. Kein Wort wurde gesprochen.

Es rauschten Fußtritte durch die Stille der Nacht. Serena riß sich los und entschlüpfte der Laube. – Rinaldo sah ihr unentschlossen nach. Eine Hecke entzog sie seinen Blicken. – Fortunata trat in die Laube.

»Ich suchte dich!« – sagte sie und ließ sich neben ihm nieder. Sanft flöteten die Nachtigallen, laut rauschte im lieblichen Unisono der Wasserfall, girrende Vögel nisteten über der Laube nicht vergebens einander entgegen.

Wie viel und vielerlei hatte Rinaldo nicht mit dem Alten und mit Olimpien zu sprechen!

Mit tausend Fragen trat er in das Haus. Er fragte nach dem Alten. Dieser hatte sich schon zur Ruhe begeben. – Er wollte zu Olimpien.

Über die Galerie ging er auf ein ihm entgegenstoßendes Zimmer zu. Er öffnete die Tür. Eine schwebende Lampe erleuchtete ein geräumiges Zimmer. Sechs Totengerippe saßen um einen Tisch herum. – Er trat betroffen zurück und verließ schnell das Zimmer. Serena kam ihm entgegen. Er eilte auf sie zu, faßte ihre Hand und wollte sprechen, als eine Glocke ertönte.

»Was ist das?« – fragte er.

»Es ist die Mitternachtsglocke, die uns gebietet, zur Ruh zu gehen«, – war Serenas Antwort.

Arm in Arm kamen Fortunata und Olimpia. Ein Knabe mit einer brennenden Wachskerze ging voran. Serena verschwand von der Galerie. – Rinaldo ging auf die Damen zu. Schweigend zeigte er auf das so sonderbar dekorierte Zimmer.

Olimpia schien ihn zu verstehen, aber sein fragendes Zeichen mochte sie nicht beantworten. Sie sagte:

»Morgen, lieber Freund, haben wir recht viel miteinander zu sprechen.«

»Warum nicht jetzt?« – fragte er.

»Die Glocke ruft zur Ruh.«

»Ich verlange nur eine kleine Antwort auf eine kurze Frage, die dieses Zimmer betrifft.«

Olimpia winkte. Der Knabe ging, und Fortunata folgte dem Knaben. – Rinaldo fragte:

»Was will das Unwesen mit den Totengerippen sagen?«

»Unser Freund und Meister«, – antwortete Olimpia, – »der weise Alte, sagte schon mehr als einmal zu mir: die Ägypter hatten die Gewohnheit, die Leichen geliebter Personen bei Gastma-

len sogar auf ihren Tafeln zu haben. Es war der dritte Grad der *Krata Repoa*, das *Tor des Todes*, in welchem der Eingeweihte, *Melanephoris* genannt, in ein Zimmer gebracht wurde, das mit Vorstellungen von einbalsamierten Körpern und Särgen besetzt war. Alle Wände hingen von dergleichen Zeichnungen voll.«

»Spielt ihr denn allenthalben die alte Komödie fort?«

»Ein wenig.«

»Die sechs Skelette in diesem Zimmer –«

»Sind die irdischen Überreste von Freunden und uns werten Menschen. Besieh sie selbst genauer und überzeuge dich. – Morgen sprechen wir recht viel miteinander. Jetzt wünsche ich dir eine angenehme Ruh!«

»Bleibt Fortunata hier?«

»Bei mir.«

»Ihr kennt Euch?«

»Ein Zweck vereint uns alle zu *einer* Bekanntschaft.«

»Und wo bleibe ich? – Wer fragt nach mir? Wer zeigt mir einen Ort, wo ich ein Lager finde?«

»Von diesen Zimmern allen kannst du dir wählen, welches du wählen willst. – Der Sohn des Hauses hat freie Wahl.«

»Den Sohn des Hauses nennst du mich?«

»Du weißt nicht, was du bist, weißt nicht, wie sehr du geliebt wirst.«

»Auch noch von dir?«

»Von uns allen.«

Sie wollte gehen. Er hielt sie zurück und fragte:

»Ist dein Gemahl auch hier?«

»Ich erwarte morgen seine Ankunft.«

»Olimpia!« – –

»Was wolltest du sagen?«

»Ich bewundere dich!«

»Es waren schöne Augenblicke, in denen du mir einst weit schönere Sachen sagtest! Wenn die Zeit der Bewunderung kommt, ist die Zeit der Liebe dahin. Der Liebesrausch verschlingt gewöhnlich die Bewunderung. – Auch Fortunata wird dies noch erfahren. – Doch, sei du nur dem *Ganzen* unseres Bundes, was *wir* wünschen, und du machst uns alle glücklich!«

Sie drückte ihm die Hand und ging schnell davon.

Rinaldo öffnete zum zweitenmal das geheimnisvolle Zimmer, trat unter die tote Gesellschaft, ging näher hinzu und sah die Schädel der Skelette mit Buchstaben bezeichnet. Er nahte sich dem nächsten, las, – und las den Namen: *Rosalie*.

Er bebte zurück und seufzte tief auf:

»Ach! Rosalie! meine geliebte Freundin!«

Noch einmal las er diesen Namen, verließ eilig das fürchterliche Gemach, schlug die Tür hinter sich zu und eilte in heftiger Bewegung über die Galerie einem leeren Zimmer zu. [...]

Die Soldaten standen vor dem Schlosse. Ein Kapuziner und der Kerl (als Verräter), der den Schatz heben wollte, waren bei ihnen. Der Offizier verlangte eingelassen zu werden. – Man fragte, was er suche? – Er antwortete, er habe Order, das Schloß zu durchsuchen, und werde seine Befehle vorzeigen.

Nicanor trat auf die Warte und ließ sich mit dem Offizier in eine Unterredung ein.

»Wir wissen«, – sagte dieser endlich, – »daß Rinaldini sich in dieses Schloß geflüchtet hat. Ihn suchen wir. Bei uns sind Leute, die ihn kennen.«

»Mein Sohn!« – sagte Nicanor, indem er ins Zimmer trat, – »du bist verraten. Ich weiß jetzt nicht, was zu tun ist. Sammle dich und überlege.«

Dianora sank auf ein Sofa. Violanta und Isotta eilten herbei. Nicanor und Rinaldo gingen in den Saal.

»Was willst du tun?« – fragte Nicanor.

»Ich will sterben!« – war Rinaldos Antwort.

»Der Tod bleibt dir noch, wenn alles verloren ist.«

Violanta stürzte herbei. Schlüssel klirrten an ihrer Seite, zwei brennende Wachskerzen trug sie in den Händen. Rinaldo erblickte sie kaum so, als er ausrief:

»Wie konnte ich auch etwas vergessen, das Violanta nicht vergaß! – Vater! öffne das Schloß. Die Soldaten finden mich nicht.«

»Fort! fort!« – schrie Violanta.

Rinaldo nahm ihr die Schlüssel ab. Der Alte fragte:

»Wir lassen also die Zugbrücke fallen?«

»Sie falle!« – sagte Rinaldo. – »Mich finden sie nicht.«

Violanta reichte ihm ein Päckchen mit Proviant und kurzem Gewehr, gab ihm Feuerzeug, Kerzen und eine Brechstange, begleitete ihn bis an die Treppe und ging dann dem Alten nach.

Die Leser kennen die unterirdischen Gänge dieses Schlosses, in denen einst Rinaldo Violanten fand. – Hier befand er sich wieder. Die Tür des Eingangs hatte er hinter sich verschlossen und verriegelt. Eben das geschah mit der Tür, die sich an dem Ausgange des Gewölbes befand; – er kam durch das zweite Gewölbe an Violantens Kerker vorbei, hob die eiserne Falltür, stieg die Wendeltreppe hinauf und kam in den einsamen Turm, der allein auf der äußersten Spitze des Berges stand, auf welchem das Schloß lag. Zwischen den Zinnen dieses Turms hervor überblickte er die Gegend. Alles war rund herum öde und still. Nur das Blöken und Brüllen der weidenden Herden tönte zu ihm hinauf, und in der Entfernung erklangen die Schallmeien der Hirten. – Endlich ertönten die Abendmetten-Glocken der benachbarten Klöster. Es schwebte die goldene Sonne in Feuerpracht dem Meere zu. – Jetzt wurde es noch stiller. Leichte Abendwölkchen schwebten die Berge hinan. – Rinaldo blickte nach dem Schlosse zurück und seufzte: »O Dianora! Ach! mein Lionardo!«

Am Fuße des Berges wandelten menschliche Gestalten umher. – Der Mond ging auf, trat hell und rein an den hellen Äther und versilberte die Bäche des Tals. – In den Schießlöchern der Warte nisteten Turteltauben. Ihr sanfter Flügelschlag durchtönte die Stille der Nacht.

»Da girrt der Gatte bei der Gattin!« – seufzte Rinaldo; – »da deckt er die liebliche Brut mit sanften Flügeln, und stille Ruhe umschwebt das liebende Pärchen!«

Er blickte über sich:

»Dort schwebst du, stiller Gefährte der Nacht! Heiter ist dein Antlitz. Deine sanften Strahlen erquicken die Fluren. Warum umleuchtest du nicht meine Pfade in den friedlichen Gefilden der glücklichen Inseln, wo man den Verbannten nicht kennt!«

Er sah hinab. Unten am Berge blinkten Gewehre. – Er verließ die Warte und stieg in die finstern, unterirdischen Gänge zurück, durch die er gekommen war. – Vor der zweiten Tür hörte er Geräusch. Man sprach:

»Noch eine Tür! – Sie ist auch von innen verschlossen. – Brecht sie auf!«

Man setzte die Werkzeuge an. – Rinaldo floh die Treppe hinauf, warf die Falltür hinter sich zu und kam in den Turm zurück. – Hier zog er aus dem Päckchen, welches Violanta ihm gegeben hatte, eine Strickleiter hervor, befestigte dieselbe, ließ sich an dem Turme hinab und zog die Leiter nach.

»Sehen Sie, mein lieber fremder Herr!« – sagte der Führer, der die Fremden umherführt. – »Sehen Sie, dieses ist das Schloß der Gräfin Martagno, die so unglücklich war, den Räuberhauptmann Rinaldini zu lieben. – Hier steht die Warte, an der er sich hinabließ, als man ihn suchte. – Hinter diesem Dornenbusche, wo die Aloen stehen, fiel er und gab seinen Geist auf. – Er wollte den Berg hinab. Die Soldaten am Fuße des Berges sahen bei Mondenlicht sich etwas hier bewegen; sie schossen herauf, er sank und verblutete hier sein Leben. Da sich weiter nichts regte, glaubten sie vermutlich nach einem Berghöhlentier geschossen zu haben, und suchten nicht nach. – Als die Soldaten vom Schlosse abgezogen waren und nicht gefunden hatten, was sie zu finden hofften, suchten Rinaldini's Freunde umher, glaubten ihn vielleicht in einer Berghöhle verborgen und fanden ihn entseelt hinter jenem Busche.«

Der Führer zieht den Hut, faltet die Hände, und bewegt die Lippen. Dieses Gebet gilt der Seele des Verschiedenen. Dann fährt er fort:

»Hier an dieser Seite des Turms bemerken Sie ein Kreuz in diesen Stein gehauen, und hier, wo wir stehen, unter uns, liegt Rinaldini. Der Boden ist gleichgemacht, kein Grabeshügel erhebt sich über seinen Gebeinen. Sein Leichnam ruht nicht in geweihter Erde.«

»Unglücklicher!«

»Jawohl, unglücklich!«

»Und sein Vater, seine Mutter, seine Gattin, sein Kind? Wo blieben diese?«

»Sie haben sich eingeschifft, in einen entfernten Weltteil zu gehen*. – Dieses Schloß bleibt unbewohnt, wird verfallen und

* Eine ausführlichere Erzählung der Schicksale und Begebenheiten dieser Personen werden in dem Buche: Nicanor, der Alte von Fronteja, die Leser finden, und gewiß nicht ohne Teilnahme lesen.



Abb. 10 Illustration: Christian August Vulpius, Rinaldo Rinaldini der Räuber-Hauptmann. Eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts. Zehntes bis zwölftes Buch. Mit Kupfern. Leipzig: Gräff 1800 (= Ferrandino. Fortsetzung ...) (Privatbesitz)

endlich zum Steinhafen werden; dieser Turm wird zusammenstürzen und endlich des Unglücklichen Grabhügel sein. – Ruhig modere sein Gebein! Friede sei mit seiner Seele!«

Christian August Vulpius: Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann. 3 Bde. 1799-1801. (5. Aufl. 1824) Text nach dem Neudruck der überarbeiteten Ausgabe von 1824, Frankfurt/M.: Insel Verlag 1980, S. 417-440, 536-539.

8. Ernst Daniel Bornschein: Angelo, Marquis von Mazzini oder das verliebte Kind

An Freund Demiani und Krebel in Leipzig.

Gott grüß euch, ihr Herren! Hab' lange schon einmahl gedruckt mit euch sprechen wollen, und immer hat's sich 's nicht wollen thun lassen. Da hab' ich nun einen ganz närrischen Einfall gehabt, euch nämlich an die Spitze eines Buches zu stellen, das einen gar leidigen Titel führt. Zwar hast du dich, Freund Demiani! im Felde der Liebe eben noch nicht sonderlich herumgetummelt, denn die Mädchen und Weiber unseres Jahrhunderts (du hast sicher Recht) sind manchemal keinen Schuß Pulver werth. Da lob' ich mir die Männer, und einen feisten Gaul. Es ist ein ganz ander Leben, wenn man auf einem Hengste, als bei einem Mädelsitzt. Da fliegt man so mir nichts dir nichts in die Welt hinein, als wenn alles unser eigen wäre, und dort in der Ecke bei einem Mädels kriecht und schmiegt man sich wie eine Schnecke. Möchte nur in aller Welt wissen, wie man daran ein Vergnügen finden könnte. Mazzini war ein rechter Narr, daß er sich verliebte. Hät't's sollen sein bleiben lassen.

Nun kann ich zwar deine Neigung, Freund Krebel! die du bisweilen fürs schöne Geschlecht hast blicken lassen, nicht im mindesten tadeln, denn die Weiber sind bisweilen nicht ganz zu werfen, ich bin auch gern mit unter ihnen, wo es am tollsten herzugehen pflegt. Nur muß du dir den Fehler abgewöhnen, daß du zu viel von einer Gewissen sprichst. Du verstehst mich schon.

Denn wenn das Ding noch ärger wird, so greif ich dir ehestens an den Puls, oder Freund Demiani muß sich einen Schnepfer aus L. verschreiben, um dir eine Ader zu schlagen.

Sagt mir doch, Kinder! wo bleibt denn Freund Tittmann? Ist er noch nicht zurück? Sollte der etwa von Rinaldinis Thaten gehört haben? Es ist jetzt um Sondershausen nicht richtig, und die Schnapphähne²⁹ treiben überall ihr Wesen. Es sollte mir sehr leid thun, wenn er unter die Mörder gefallen wäre. Es wäre doch ewig Schade, wenn das schöne Kleeblatt, zu welchem ich der Stengel hieß, so durchaus zerstieben sollte, wie die Spreu vom Winde. Wißt ihr was – laßt den Alten von Fronteja kommen, der wird euch rathen. Vielleicht ist noch Hülfe da, und es heißt ja im *adagio*: „Unverhoft kommt oft.“ Wer weiß was geschieht. Cynthio, Zebedaro und Philippo werden das ihrige dazu beitragen. So viel versprech’ ich euch ... sollte Freund Tittmann zurück kommen, so will ich seine Wunden verbinden, mit Oehl und Wein! da habt ihr meine Hand darauf. Lest ihm danun, wenn er sich unmuthig auf seinem Lager wälzt, ein Kapitel aus Rinaldini vor, und wenn dann ein naseweises Bürschgen kommt, um ihn zu tadeln, so schmeißt ihm hinter die Ohren. Der Junge tadelt doch nur, weil ers nicht versteht. Den Alten von Fronteja aber grüßt, und Freund Tittmann schüttelt in meinem Nahmen die Hand, wenn er zurück kommt.

Tittmannsdorf,
am Tage des heiligen Gregor
der die Brezeln erfand
1799.

Ernst B*

Vorrede.

*Bambino l’amoroso*³⁰ heißt die Piece,³¹ nach der ich diese Bogen bearbeitete. Das zweite Heft soll zu Michaelis nachfolgen. Es enthält den Schluß der Geschichte. Meine Uebersetzung verdient eigentlich den Nahmen Uebersetzung nicht, sie ist ganz frei, und ohne ängstliche Wortbindung geschrieben. Dieß für meine Beurtheiler.

Ernst B**

Die Baroninn überhäufte mich mit den zärtlichsten Liebkosungen, und ich erwiderte sie mit aller nur möglichen Leghaftigkeit. Ich fühlte, daß meine Leidenschaften alle Augenblicke mit noch weit größerer Gewalt entbrannten. Ich war auser mir selbst, nichts konnte die Flammen tilgen, die mich verzehrten; ich glaubte noch immer, den höchsten Gipfel der Wollust zu erreichen, allein mein flüchtiges Glück entfernte sich, je näher ich demselben kam. Wenn ich vor Entzücken zu sterben glaubte, erhielt mir ein unbekannter Reiz das Leben. Ich suchte die Wollust im Schooße der Wollust selbst, und mir war immer, als ob noch etwas fehle, nach dem mein Geist vergeblich rang. Meine Seele, die nur allzu wenig unterrichtet war, um alle die Süßigkeiten eines vollkommenen Entzückens einzusehen, war viel zu begierig, als daß ich mich bloß an den Praeliminarien hätte begnügen sollen – sie war in einem Zustande, der sich besser empfinden als beschreiben lässet. Ich schwamm in einem Meere des Vergnügens, das ich noch nie genossen hatte, und dennoch schwebte mir eine dunkle Idee vor, daß auser diesem noch ein weit seligeres vorhanden sein müsse. Nach diesem bessern Etwas strebte meine Seele. Die Wonne, die sie umfloß, verdoppelte meine Begierde, statt sie zu stillen. Ich kannte den Gegenstand meines Kummers nicht einmahl. Das machte mich noch unruhiger.

Die Baroninn, die sich weit besser, als ich, auf die Bekämpfung ihrer Leidenschaften verstand, und einen Zeugen meiner ausserordentlichen Bewegung abgab, kannte schon längst eine Empfindung, deren Genuß sie gern mit mir getheilt hätte, wenn sie die Zauberey, welche die Fülle ihrer Güte vernichtete, hätte überwinden können. Ein Geräusch, welches sich im nächsten Zimmer erhob, riß unsere Unterredung ab, die sich allem Vermuthen nach weit später geendiget haben würde. Sie erhobte sich schnell, und war bedacht, die kleinen Unordnungen, die die Lebhaftigkeit unseres Gespräches bewirkt hatte, so weit es die Kürze der Zeit zuließ, wieder auszugleichen.

Dieser Zufall war mir höchst unangenehm, ich schalt in meinem Herzen über den ungelegenen Besuch, welcher ganz zur Unzeit mein Tete à Tete abriß. Die Baroninn war eben so mißvergnügt, ohngeachtet sie ihren Verdruß weit besser zu verbergen wußte.

Einen Augenblick darauf traten zwei Damen herein, die ich kannte, denn beide waren Freundinnen meiner Tante, zu der sie fast täglich kamen. Sie machten einen Theil der Summe jener abgeschmackten Gesichter aus, von denen ich am Anfange dieses Buches sprach. Ihr Besuch war anhaltend, und langweilig. Eine Zeit lang schmeichelte ich mir, sie würden sich entschließen, uns zu verlassen; allein meine Hofnung war vergebens. Wohl zwanzig mahl fragten sie, wie viel die Uhr sei? und ich merkte endlich, daß dieß ein Stück ihrer Unterredung sei. Ich glaube, daß solche Menschen ein heimliches Vergnügen empfinden, andere ehrliche Leute mit ihrer Migräne zu quälen.

Um meinem Verdrusse einen noch höhern Zuwachs zu verleihen, kam der Graf von Villevier eben zu einer Zeit, als ich dem Ende meiner Peinigung mit Vergnügen entgegen sah. Nun schwand alle Hofnung, meine Unterhaltung mit der Baroninn fortzusetzen. Ich sah mich endlich gezwungen, den Grafen nach Hause zu begleiten. Da ich es nicht ändern konnte, überließ ich mich geduldig meinem Schicksal. Ich suchte beim Abschiede in den Augen der Baroninn einigen Trost, allein sie wich mir aus, vermuthlich um sich gegen den Scharfblick der weiblichen Neugier zu schützen. Ich verließ sie, und dachte die ganze Nacht hindurch nichts als – meine Liebe. Ich weidete mich an tausend wollüstigen Bildern, die mir meine Fantasie vorspiegelte, und schmiedete tausend kleine Plane, deren fernere Ausbildung ich bis auf den kommenden Tag verschob.

Dieser Tag, der mit der Gluth meiner Wünsche sich so fest verknüpfte, erschien, und – vernichtete alle meine Projekte. Der Graf gieng aufs Land, und nahm mich mit, da ich zum Theil Ursache dieser Reise war. Eine von unsern Verwandtinnen, deren Gemahl eine sehr ansehnliche Stelle in der Residenz bekleidete, hatte meinen Oheim gebeten, mich ihr vorzustellen. Sie hatte mich noch nie gesehen, und wünschte mich kennen zu lernen. Der Graf, der mich sehr liebte, gab mir davon Nachricht, und ersuchte mich, die Gunst der Frau von Vertain, (so hieß sie) zu eringen, denn sie ist, setzte er hinzu, sehr leicht im Stande, durch ihr Ansehen und durch ihr Vermögen die Begründerinn deines Glückes zu werden.

Mein Vater hatte mir nach seinem Tode kein Vermögen hinterlassen, das dem Namen, den ich führte, gemäß gewesen wäre. Dieß war auch die Ursache, warum meine Mutter in der Provinz blieb, denn sie war nicht vermögend, in Paris ein Haus zu führen. Mithin hätt' ich Beschützer und Freunde höchst nöthig, um meine Geburt und die Verdienste meines Vaters geltend zu machen. Dieß führte mir mein Oheim, mit der größten Artigkeit, zu Herzen, indem er jedes Wort abwog, meine Delikatesse zu schonen. Nur hohe Seelen sind dieser Behutsamkeit fähig, sie empfinden nur zu sehr die sanften Saiten des Gefühls, welche bloß mit Sanftheit berührt sein wollen. Es ist zwar keine Schande, arm zu sein, demohngeachtet fällt es unsrer Eitelkeit schwer, sich in gewisse Untersuchungen einzulassen, die unsere zeitliche Ruhe betreffen.

So jung ich auch war, so wollte doch mein kleiner Stolz geachtet sein. In diesem Punkte war ich ungemein empfindlich, ich schätzte mich glücklich, wenn man mir hierinnen eine zärtliche Aufmerksamkeit bezeugte, daher dankte ich dem Grafen für seine Güte im Herzen, die mit so viel Behutsamkeit meiner Schwachheit schonte. Wir kamen an. Frau von Vertain empfing uns ungemein gütig, und als Personen, aus deren Besuch sie Ehre zu schöpfen dachte. Ihr Gemahl war, ohngeachtet er in großem Ansehen stand, doch weit geringer, als sie. Diesen Fehler wußte sie durch ein gütiges Betragen auszuwezen; nicht etwa, als ob sie von Natur unfreundlich gewesen wäre, sondern weil ihre Artigkeit ohne diese kleine Züchtigung vielleicht weniger rührend gewesen sein würde. Alles war bei ihr nach dem feinsten und ausgesuchtesten Modeschnitt behandelt, die Gesellschaft, so zahlreich sie war, war ziemlich gewählt, und sie bewirthete ihre Gäste auf die angenehmste Art von der Welt. Da ich in dem Verfolg meiner Geschichte, noch besonders Gelegenheit haben werde, ein schönes Bild von ihr zu entwerfen, so spare ich auch bis dahin eine ausführliche Schilderung ihres Charakters, und ihres – Gesichts.

Schon bei meinem Eintritt schien sie mich einer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen. Sie betrachtete mich mit Augen, aus welchen eine ädle, für mich schmeichelhafte Neugierde blitzte.

Ohngeachtet nun diese Art des Anschauens ganz etwas neues für mich war, so war sie doch auch kein ganz unerforschliches Räthsel, und trotz meiner nur oberflächlichen Erfahrung, konnt' ich mir die Ursache einigermaßen erklären. Es giebt Blicke, welche aus dem unerschöpflichen Born der Neugierde entspringen, und man wird nur allzuleicht gewahr, daß sie bloß das Vergnügen des Sehens suchen. Bloß aus dieser Quelle allein erhalten sie Leben und Kraft. Es giebt aber auch andere, die noch weiter gehen. Sie durchschauen uns mit prüfender Sorgfalt; sie verweilen bei gewissen Punkten; und begegnet man ihnen, so wenden sie sich scheu zurück, aber nur ein Augenblick – und sie sind wieder an ihrem vorigen Platze. Sie vergessen sich selbst, und entdecken wider ihren Willen, wie viel Antheil sie an dem Gegenstand nehmen, der sich ihnen näherte. Mit diesen Blicken ohngefehr betrachtete mich Frau von Vertain; ich merkte sogar, daß das Examen ihrer Augen sehr vortheilhaft für mich ausfiel. Wenigstens schmeichelte ich mir diesen süßen Zutrauens – denn was thut die Eitelkeit nicht alles!

Dieser Tag würde für mich der schönste meines Lebens gewesen sein, wenn mir die Baroninn nicht zu tief im Herzen gesteckt hätte. Nur mit Innigkeit dacht' ich an das vergangene Vergnügen zurück, das ich bei ihr genossen hatte. Das eifrigste Bestreben – die ausgesuchtesten Liebkosungen der Frau von Vertain, mir das Landleben angenehm zu machen, konnte diesen Verlust nicht ersetzen. Ich war noch weit verliebter, als ich selbst glaubte; dieß stimmte mich mehr, als jemahls zum Ernst, und nun schrieb man dieß meiner Blödigkeit zu. Wir kehrten endlich nach Paris zurück, und verließen Frau von Vertain, die mit mir vollkommen zufrieden zu sein schien. Wir mußten ihr versprechen, bald wieder zu kommen, weil sie die Absicht hatte, mich ihrem Gemahle vorzustellen, der damahls nicht zu Haus, sondern in Paris war.

Man kann leicht denken, daß ich des andern Tages keinen Augenblick verlor, um der Baroninn meine Ehrfurcht zu bezeigen; allein ich konnte sie nicht sprechen, da sie nicht zu Hause war. In den folgenden Tagen gieng es mir eben so, entweder sie war ausgefahren, oder unpaß. Diese Schwierigkeiten erhöhten meine Sehnsucht. Mein Hofmeister besserte sich; ich verlor also einen Theil meiner Freiheit, die ich während seiner Krankheit genos-

sen hatte. Diese Entdeckung machte mich fast trostlos. Ich merkte wohl, daß auf Seiten der Baroninn etwas unangenehmes dahinter stecke, allein je mehr ich der Ursache dieses Benehmens nachspürte, desto weniger errieth ich den Bewegungsgrund davon. Ich brachte den Grafen endlich dahin, daß er sie in meiner Gesellschaft besuchte, in der angenehmen Hofnung, unter seinem Schutze günstiger aufgenommen zu werden; allein auch hier blieb mein Versuch fruchtlos. Sie ließ sich nicht sprechen. Meine Geduld war aufs höchste gespannt. Ich ärgerte mich über den Eigensinn, der mir hier so übel verschwendet zu sein schien. Ich beschuldigte die Baroninn des Leichtsinnes, und beschloß, ebenfalls den Spröden zu spielen, und alles anzuwenden, sie zu vergessen; allein dieser Vorsatz dauerte nicht lang. Noch den nämlichen Abend erfuhr ich von einer Dame, die ich bei meiner Tante traf, daß sie des folgenden Tages mit ihr im Schauspiele erscheinen würde. Der Gedanke, sie wieder zu sehen, tilgte den letzten Funken meiner Erbitterung, und ich säumte keinen Augenblick, mich bei guter Zeit ins Schauspielhaus zu begeben.

Ich stand auf dem Theater, und betrachtete sehr aufmerksam alle Damen, die von den Logen Besitz nahmen. Ich fieng schon an, ungeduldig zu werden, da ich das nicht fand, was ich suchte, als sie in die Loge trat. Ich suchte vor allen Dingen den Blick ihres Auges zu ergründen, damit ich bei ihrer Begegnung Gelegenheit haben möchte, ihr mein Compliment zu machen; aber ich konnte dazu nicht kommen, es sei nun, daß sie mich mit *Bedacht* vermied, oder wirklich *nicht* bemerkte. Ich verwandte kein Auge von ihr – das Schauspiel blieb von mir ungesehen.

Das ganze Stück war abgespielt, und ich stand noch immer in der unbeweglichen Stellung, wie vorher. Ich hörte einigemahl meinen Namen laut hinter mir rufen, ich sah mich um, und erblickte den Baron von Selbing, einen deutschen Edelmann, den ich von der Academie her kannte. Er sprach mit einer Schauspielerinn, die damahls vielen Beifall erhielt. Sie nannte sich Lisette. Er winkte mir. Ich näherte mich ihnen, und sobald ich eintrat, schlugen sie beide ein wütendes Gelächter auf, welches mich in keine geringe Bestürzung setzte. „Ich störe sie vielleicht zu einer sehr ungelegenen Zeit, Marquis! sagte der Baron, allein

ich bitte mir die Sünde nicht zuzurechnen, da lediglich diese schöne Dame Schuld daran ist.“

„Ich, Herr Baron? erwiderte Lisette. In Wahrheit sie verstricken mich in einen sehr unangenehmen Handel. Wie komm ich denn zu der Ehre, ihre begangenen Fehler abzubüßen?“

Sie können den Vorfall nicht leugnen, Mademoiselle! sagte der Baron. Sie waren die erste, die mich auf die stillen Betrachtungen des Herrn Marquis aufmerksam machten.

„Und gesetzt – ich hätte das gethan, fuhr Lisette fort, ist das für sie eine hinreichende Ursache, den Herrn Marquis darinn zu unterbrechen?“

In diesem Augenblick gieng ein Bekannter des Barons vorüber, er verließ uns mit einer kurzen Verbeugung, und ich blieb allein bei Lisetten zurück. „Sie werden böse auf mich sein, Herr Marquis! sagte sie erröthend, daß ich wirklich den Fehler beging, dessen mich der Baron zeihete.“

„Und warum Mademoisell! versetzt’ ich, sollt’ ich auf sie zürnen, da eben diese liebenswürdige Schalkheit das Vergnügen einer Unterhaltung mit ihnen gewährt?“

Sie sind sehr galant, Herr Marquis! aber ihre Augen waren vor wenig Augenblicken mit etwas weit angenehmerem beschäftigt, und ich bin nicht eitel genug, mir zu schmeicheln, daß meine Gegenwart den eben erwähnten Verlust ersetzen möchte.

„Lassen sie sich selbst Gerechtigkeit widerfahren, Mademoiselle! Gesetzt, daß meine Gedanken sich mit irgend einem reizenden Gegenstande beschäftigt hätten, so könnte und würde dieß blühende Gesicht, welches mit so schalkhaften Augen mich anlächelt, den Verlust gewiß doppelt ersetzen – allein sie irren sich, ich sah nichts, als die mancherley Köpfe der hinausströmenden Menge.“

„Sie täuschen mich nicht, Herr Marquis. Die Blicke ihres Auges waren zu feurig, als daß ich dieß Bekenntniß für Wahrheit annehmen sollte.“

Hm! wenn je in der Welt ein Weib das Feuer eines solchen Blickes verdient, so sind sie es!

Sie nahm, wie es schien, diese Schmeicheley sehr wohl auf. Je lebhafter unser Gespräch ward, desto verwirrter ward mein

Herz. Ich verlor die Baronne ganz aus dem Gedächtniß. Das schöne Mädchen stand allein vor mir, ich sah nichts, als sie. Lisette war sehr schön, und ich ärgerte mich, daß ich nicht schon lange ihre Bekanntschaft gemacht hatte.

Ich hatte bisher die Schönheiten, welche sich unter den Fahnen der Wollust dem Dienste des Priaps³² geweiht hatten, nur selten in Obacht genommen. Die lächerlichen Anekdotchen, die ich täglich von ihnen erzählen hörte, schilderten mir selbige als sehr gefährliche Dirnen, die, so schön sie auch wären, dennoch nicht vermögend seien, einem zärtlichen Herzen wohl zu thun. Die Erfahrung selbst schwächte diesen Glauben nicht, sie bestärkte mich sogar darinn. Sie sind kokett, flatterhaft, und den Leidenschaften mehr aus Gewohnheit, als aus zärtlicher Liebe unterworfen. Fast alle sind sie ohne Erziehung, ohne Sitten, ohne Reinheit der Grundsätze, und gerade das, was ein anderes Frauenzimmer in unsern Augen verringern würde, rechnen sie sich zum Verdienst an. Je zahlreicher und allgemein bekannter ihre Triumphe sind, desto mehr werden sie gesucht, und ihre Gunstbezeugungen scheinen durch die Menge der Anbeter, die davon Beweise besitzen, kostbar zu werden. Es sei fern von mir, über die Laster des Zeitalters zu philosophiren; allein ich kann nicht umhin, mein gerechtes Erstaunen darüber drucken zu lassen, daß man gewisse Dinge noch hochschätzt, die man gerade zu mit der tiefsten Verachtung belegen sollte. Bei mir ist es vielleicht ein Fehler der Jahre; ich bin jetzt kein brausender Jüngling mehr – das Alter ist nur zu verdrießlichen, schwerfälligen Urtheilen gestimmt; allein der Widerwille – der Haß gegen alles, was nur den geringsten Schein irgend eines ausschweifenden Vergnügens trägt, sind dessen herrschende Leidenschaft.

Diese Ideen kamen mir damahls nicht in den Sinn. Lisette schien mir liebenswürdig, und ich verlor das Andenken an das ganz, was mich eigentlich in die Comvedie³³ geführt hatte. Die Lebhaftigkeit unseres Gesprächs wuchs augenscheinlich. Ich gieng mit ihr in die Loge, und sie entkleidete sich in meiner Gegenwart. Die wenige Erfahrung, welche ich bereits erworben hatte, machte mich frech. Ich sprach nun tausend unanständige Dinge.

Sie bequemt sich lachend zu dem Spaß, und ich war froh, sie meinen Absichten so passend zu finden. Mit einem Worte – wir waren kaum eine Viertelstunde beisammen, und schon lebten wir so vertraut, wie ein paar alte Bekannte.

Ich reichte ihr meine Hand, und führte sie hinab. Ich stand eben unten an der Treppe, als mir, die Baroninn ins Auge fiel. Ich erröthete bei ihrem Anblick, und schlug schnell die Augen nieder. Sie stieg in den Wagen, ohne mir merken zu lassen, daß sie mich gesehen hatte. Ich glaubte auch wirklich ihren Blicken entgangen zu sein, dieß freuete mich sehr, nicht etwa deshalb, als ob mein Herz ihre Hochachtung gegen mich noch schätzte, sondern weil sich meine Eigenliebe härmte, ich möchte bei ihr in einem falschen Lichte erscheinen. Diese Sorge unterbrach in etwas meine lustige Laune. Lisette schien meinen finstern Ernst nicht zu bemerken – und dachte sie sich ja etwas dabey, so schrieb sie ihn ohne Zweifel der Gewalt ihrer Schönheit zu. Ich kam nach Hause. Meine Fantasie beschäftigte sich mit neuen Projekten. Lisettens freundliches Betragen spiegelte sich mir in lauter reizenden Bildern vor, ich sah nichts, als das Vergnügen, das ich in einem so zwanglosen Umgange zu genießen hoffte. Und wie reizend schien mir dieser Genuß. Kaum hatte es drei Uhr geschlagen, als ich ins Schauspiel lief. Dem Anscheine nach hatte sie meine verliebte Angst vermuthet, denn sie wartete bereits auf mich. Die Späßchen des vorigen Tages begannen von neuem. Ich wagte einige Angriffe, und sie nahm selbige nicht unwillig auf. Sie sträubte sich zwar, allein mit so einem schwachen Widerstande, der mich nur beherzter machte. Unsere Herzen standen in einem zu guten Vernehmen, als daß ich es bei diesem kindischen Vorspiel hätte sollen bewenden lassen. Meine Begierden sprachen mir Muth ein, und meine Schöne war zahm genug, mir alle nur mögliche Freiheit zu erlauben. Sie war nicht gewohnt, ihre Anbeter lange schmachten zu lassen. Sie gab bald gern, was sie zu geben beschlossen hatte, ja! sie wußte nur allzu gut, daß eine Wohlthat die höchste Summe ihres Werthes verleiht, wenn sie nicht zur rechten Zeit geübt wird. Sie konnte durch ihren Widerstand meinem Glücke leicht ein Hinderniß in den Weg wälzen; allein sie war viel zu großmüthig, sich ihrer

Rechte zu bedienen, und besaß eine so reizbare Gefälligkeit, daß man sie gewiß gelobt haben würde, wenn man die Ursache derselben nicht im Eigennutze hätte suchen müssen. Dieß verdunkelte den Glanz ihrer Gunstbezeugungen sehr. Sie war übrigens (wie man allgemein versicherte) mehr aus Gewohnheit, als Empfindung gutherzig. Ich bekümmerte mich indeß nicht im geringsten um den Bewegungsgrund ihrer Güte, ich suchte sie vielmehr zu nützen. Das Vernünfteln benimmt dem Vergnügen die angebohrne Süßigkeit. Man muß zur rechten Zeit den Philosophen spielen. Im Punkte des thierischen Genusses auf keinen Fall. Die Reize eines solchen Geschöpfes sind lediglich für den Gebrauch der Sinne bestimmt; die meinigen schwammen in einem Meere voll Zauberey. Ich drückte die Empfindungen meines Herzens durch die zärtlichsten Liebkosungen aus, und meine Hände, die anfänglich mit dem Flitterstaat ihres Kleides getändelt hatten, verirrten sich allmählig, und suchten eine wichtigere Beschäftigung.

„Aber mein Gott! Marquis! wie so unartig sind sie, rief sie in einem unwillig scheinenden Tone. Fast bin ich geneigt, mit ihnen zu schmollen. Sie können sich gratuliren, daß ich heute nicht zum Zorn gestimmt bin, auser dem aber mein Gott! hören sie doch nun endlich einmahl auf; sie werden mich in Wahrheit noch böse machen.“

Die Stimme, mit der sie mir drohete, war viel zu matt, um mich abzuschrecken. Ich ließ mich nicht zurück weisen, und jede Gunst, die ich erhielt, gab mir gleichsam das Recht, deren noch mehr zu fordern. Ich hoffte schon lange auf eine ähnliche Ohnmacht, wie bei der Baronne, und nahm mir ernstlich vor, diese günstige Gelegenheit zu meinem Vorthail zu benützen; allein ich harrete vergebens auf diesen glücklichen Augenblick. Die Tugend Lisettens war eine zu abgenutzte Tugend. Sie war Meisterinn über die Bewegungen ihres Herzens, sie wußte den Ungestüm desselben zu bekämpfen, und ergab sich nicht eher, als bis sie glaubte, daß es nun Zeit sei? Erfahrung und Gewohnheit überwandten die Schwachheiten der Natur – sie wünschte, daß man das, was sie einzuräumen für gut befand, nicht der Auflösung ihrer Sinne, sondern ihrer Gutherzigkeit zu danken haben sollte.

Dieser Willfährigkeit ungeachtet, welche ich anfänglich bei ihr wahrnahm, und von welcher ich mir einen so günstigen Ausgang versprach, war ich dennoch in meiner Liebe nicht weiter gekommen. Ich erstaunte über den schlechten Fortgang, ich seufzte und beklagte mich schmerzlich über die Grausamkeit meiner keuschen Susanne. Ja ich besorgte so gar (wie thöricht) ich möchte ihr misfallen haben! Sie sprach mir Trost zu, und versicherte mich sehr gütig, daß nicht Mangel an Liebe, sondern Furcht, überfallen zu werden, ihrem guten Willen einigen Zwang anlegte. „Kommen sie morgen um neun Uhr Vormittags auf mein Zimmer, sagte sie leise, indem sie mir ihre Wohnung nannte, vergessen sie es nicht. Dort will ich ihnen beweisen, daß ich von dem Verlangen, mich in dem Besitz ihrer Freundschaft zu erhalten, nicht so weit entfernt bin, als sie heute zu glauben scheinen.“

So sehr mich die Liebe quälte, so mußte ich dennoch mich mit der süßen Hofnung, morgen den Quell des Lebens zu finden, begnügen lassen. Ich sang meine Begierde in den Schlaf, und gieng nun mit dem Trost nach Haus, auf den andern Tag das zu erringen, wonach ich so eifrig gestrebt hatte.

Kaum brachen sich die ersten Stralen der Sonne auf den Spitzen des Kirchthurms, als ich aus dem Bette sprang. Ich hatte die ganze Nacht kein Auge zugethan. Ich war bald für Ungeduld gestorben, die Früchte der Wollust zu brechen, welche mir aufbewahrt wurden. Kaum verließ mich der Bediente, der mich in die Akademie begleitete, so flog ich, wohin mich Liebe und Eitelkeit riefen. Die Eitelkeit ...? Allerdings, denn ich brüstete mich nicht wenig, ein so trotziges Herz überwunden zu haben, dessen Werth man so oft erhoben hatte.

Ich fand meine schöne Lisette in einem sehr niedlichen Nachthabit, der mit aufgelösten Bändern den schönsten weiblichen Busen zeigte. „Ich bin in der That allzu gut, sprach sie, indem sie mich erblickte, und man muß sich auf ihre pünctliche Liebe, und Verschwiegenheit eben so sehr verlassen können, als ich – – – ich ließ ihr nicht Zeit, den angefangenen Sermon zu enden. Mein üppiger Kuß überzeugte sie deutlich genug, wie sehr ich gerührt sei, daß sie sobald die Wirkung ihrer Güte beschleunigen wolle. Worte können nur unvollkommen das Entzücken schildern, das

unsere Seele in gewissen Perioden des Lebens empfindet, und Ausdrücke sind viel zu langsam, die schnellen Gefühle des Geistes zu erreichen. Wenn wir darüber nachdenken wollen, so verwirren sich unsere Gedanken, unser Verstand verstrickt sich, er verliert die Kraft zu denken auf einige Augenblicke. Die Wollust hält uns fest in ihren Schlingen, sie entfernt alle andere Dinge um uns her, bloß und allein den Zauber unsrer Sinne beschäftigt sie. Dieß ist vielleicht der einzige denkbare Zustand, wo sich, das menschliche Herz dem Vergnügen unbedingt überläßt, wo es weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft denkt – wo es bloß die Gegenwart genießt, wo es sich unaufhaltsam im Becher der Wollust berauscht.

Ich hielt mich für unaussprechlich glücklich! Ich kniete vor dem Altare der Venus, und mein Opfer ward mit aller der Freundlichkeit aufgenommen, welche die Zufriedenheit bewirkte. Eine angenehme selige Stille folgte unsrer brünstigen Umarmung. Lisette überließ sich dem Genuß der Sinnlichkeit ohn' alle Behutsamkeit, sie schonte sich selbst nicht mehr. Ihre Zunge, als der Dollmetscher der Wollust, stammelte nur halbgebrochene Töne, welche von der Zerrüttung einer Seele zeigen, die nicht mehr bei sich selbst ist. Unsere, bis auf den höchsten Gipfel der Wollust, gehobenen Herzen hatten, auser dem Bewußtsein des seligsten Entzückens, jede andere Empfindung verlohren. Meine Augen erloschen, und mein Geist wand sich loß von den Fesseln des Körpers; ich glaubte zu sterben, und gab mich mit unbeschreiblicher Wonne der exaltirten Begeisterung willig hin. Ich verlor den Gebrauch meiner Sinne, und kaum war ich wieder zu mir selbst gekommen, als ich mich von neuem in ein Meer voll Seligkeit stürzte.

Ernst Daniel Bornschein: Angelo, Marquis von Mazzini oder das verliebte Kind. Dem Französischen frei nachgebildet vom Verfasser der Abentheuer des Herrn von Lümmel. Leipzig: Carl Günther 1799, Vorbemerkung, Vorrede, S. 62-89.

9. Ignaz Ferdinand Arnold: Der erste Mord des schwarzen Jonas

KUPPELEI. MEIN ERSTER MORD.
ICH WERDE VERHAFTET; KOMME IN INQUISITION.
EIN FALSCHER REINIGUNGSEID.
MEINE FLUCHT AUS DES TEUFELS KLAUEN.

Ich könnte eine unendliche Menge meiner Kuppelgeschichten erzählen, und die mancherlei, oft wirklich ganz neue und originelle Arten, wie ich manches Mädchen in die Garne der Verführung lockte, würde Bände füllen; aber sie würden mich nicht schlechter, dem Tode nicht reifer machen, als ich bin, wollte ich sie alle umständlich erzählen.* Und wofür diese Blätter mit Thaten anfüllen, die gegen meine folgenden doch nur wahre Schulfuchssereien in der Büberei sind? Einer einzigen Kuppelerei muß ich aber hier umständlich erwähnen, weil sie meinem Leben vielleicht seine ganze unglückliche Richtung gab.

Martchen, die Tochter eines Fleischers, galt für eines der schönsten Bürgermädchen in der Stadt, und eine Menge junger und alter Wollüstlinge waren lüstern nach ihrem Genusse. Die Eltern hatten das Mädchen in allem Guten erzogen; Martchen hatte viel Religion, und mancher Versuch von merklich geübten Verführern war fehlgeschlagen. Mir ward es vorbehalten, dieses Mädchen zeitlich, und vielleicht auch ewig, zu verderben. Auf einem Spatziergange nach einem nahe gelegenen Lustorte, gesellte ich mich zu ihr, sprach von der schönen Gesellschaft, die wir dort antreffen würden, ja verdoppelte meinen Schritt, so daß ich mit ihr vor den andern voraus kam. So bald ich merkte, daß sie uns aus dem Gesicht verlohren hatten, schlug ich einen Seitenweg ein, der uns schneller an den Ort dieser Bestimmung führte.

* Mehrere waren wirklich umständlich in den Akten erzählt, und wirklich muß man sich über die sinnreiche und oft ganz neue Art wundern, womit er Mädchen unglücklich machte; aber da wir befürchten müßten, bösen Menschen – und in wie mancherlei Hände kommt nicht ein gedrucktes Buch – noch mehr Anleitung zu Verführung unschuldiger Geschöpfe zu geben; obwohl es andern Theils auch eine Warnung für junge Mädchen werden könnte, unterdrücken wir sie.

Meine Kunden hatten sich beim Wirthe ein besonderes Stübchen gemiethet. Diesen führte ich sie zu, und nun war sie geliefert. Man gab ihr Wein zu trinken, worinn verschiedene reizende Mittel aufgelöst waren, und halb mit Gewalt, halb durch künstlich erregte Triebe, ward sie das Opfer jener Wollüstlinge, die sie nun der Reihe nach genossen. Einmal war die Bahn gebrochen, und Martchen fand Geschmack an der Wollust. Ich brachte sie alenthalben an und wucherte mit ihr.

Ihre Eltern kamen hinter ihre liederliche Lebensart, und thaten sie von sich. Sie vermietdete sich in ein Weinhaus, welches durch das schöne Martchen nicht wenig in Aufnahme kam.

Das Unglück wollte, daß sie sich schwanger fühlte, und einen gewissen angesehenen Mann in der Stadt als Schwängerer angab. Sie ging ihn ohngescheut an, und verlangte Geld von ihm, das Wochenbette zu bestreiten und ihr Kind zu ernähren.

Unglücklicherweise hatte der Mann kein eigenes Vermögen, alles kam von der Frau her; und wenn seine Untreue an dieser laut würde, müßte er riskiren, sie samt ihrem Vermögen zu verlieren. Er gab also mir, der sie ihm zuerst zugeführt hatte, – ich war damals sechzehn Jahre alt – den Auftrag, mit ihr zu unterhandeln. Er wolle ihr ein für allemal eine Summe geben, mit der sie sich beruhigen könnte.

Ich handelte mit ihr auf drei hundert Thaler, sagte aber meinem Kommittenden, sie verlange schlechterdings fünf hundert Thaler.

Er händigte sie mir ein. Ich bestellte Martchen hinaus in den Wald, wo ich ihr das Geld zustellen würde. Als ich zu Hause meine zwei Hundert, die ich erlogen hatte, von ihren Dreihundert abzählte, that mirs wehe, das schöne Geld so aus den Händen zu lassen; und der Gedanke, mich durch ihren Tod in den Besitz der übrigen drei Hundert zu setzen, kam mir so ganz natürlich. Die Gegend, wohin du sie locken willst, ist einsam. Sie ein Weib, ich ein Knabe mit Riesenstärke. Es kostet einige gute Stiche, und drei hundert Thaler sind verdient. –

Ich nahm das Geld zum Scheine, und, um sie desto sicherer zu locken, zu mir, und erschien im Walde an der bestimmten Stelle, wo ich sie schon antraf. Sie hatte auf mich gewartet.

Ich wies ihr das Geld, sagte ihr aber, daß sie mir wohl ein kleines Bothenlohn gestatten könnte.

Sie both mir drei Karolins.

Geld verlange ich nicht, liebes Martchen, war meine Antwort. Behalte alles. – Aber dich – dich möcht ich genießen. Komm mit mir ins Dickig und laß mich an dir schwelgen.

Dieser Vorschlag kam ihr gelegener, als ein Abzug von baarem Gelde.

Sie gewährte mir ihren Genuß, und schlich mit mir ins Dickig.

Ich lockte sie an einen Ort, den nie ein menschlicher Fuß betrat.

Hier überließ sie sich ganz meinen üppigen Launen.

Ich rastete an ihren Bußen, und während sie ganz entzückt im sinnlichen Genuße, von Wollust betäubt, da lag, zog ich mein Messer, das ich in dieser Absicht zu mir gesteckt hatte, hervor, schlitzte ihr den Bauch auf, und meuchelte sie.

Wüthend sprang sie auf; aber, da sie schon an der Erde und unter mir lag, war es mir Kinderspiel, sie nicht in die Höhe zu lassen. Ich warf mich auf sie, und stach mit meinem breitklingigten Messer in ihren Körper, wie ich dazu kam, Ihre Brüste so wohl, als ihren Unterleib, zerfleischte ich schändlich. In der Angst vergaß ich, ihr den Hauptfang durch die Gurgel zu geben, um den sie mich endlich noch röchelnd bath. Ich schnitt ihr die Gurgel ab, und ließ sie winselnd in ihrem Blute liegen, eilte mit dem Gelde davon.

Nicht lange war ich zu Hause, als auch schon die That ruchbar wurde.

Der Jäger war kurz nach verübtem Morde in diese Gegend gekommen. Seine Hunde hatten angeschlagen; er war ihnen nachgegangen, und hatte die Leiche gefunden, die bei seiner Berührung noch warm gewesen war.

Mich hatte er mit ihr im Holze gesehen. Ich war kurz nach ihr aus der Stadt gegangen. Mein Verhältniß zu ihr war stadtkündig. An meinen Kleidern war Blut. Ursache genug, mich einzuziehen und zur Inquisizion reif zu finden.

Schon am andern Morgen, nachdem man die Leiche der Ermordeten aufgehoben und in die Stadt gebracht, wurde ich aus dem Hause geholt und aufs Rathhaus geschleppt, wo mir bis zum an-

dem Morgen ein gut verwahrtes Gefängniß angewiesen wurde. Am andern Morgen führte man mich zum Verhör.

Schon die Nacht über hatte ich Muse gehabt, über alles nachzudenken, was man mich allenfalls fragen könnte, und was ich antworten könnte. Wie weit es allenfalls käm, wenn die Sache aufs äußerste getrieben würde.

Ich gab mir, als ich vor dem Richter erschien, die Mienen der unbefangenen Unschuld, und das war mir ein leichtes, denn bei meinen frühern Uebungen hatte ich schon mich geübt, jede Miene anzunehmen, die in den verschiedenen Verhältnissen, wohin ich kommen könnte, nöthig waren. So wußte ich, war ich in der Kirche, die Miene der Andacht so treu nachzumachen, daß Alt und Jung sich an mir erbaute. Sprach man von Verbrechern, lag Staunen in meinem Gesicht, wie ein Mensch sich so weit vergessen könnte. – Hielt man mir etwas vor, so war meine Stirn so dreist, so frech im Lügen, daß man mich entweder vor unschuldig hielt, oder zurückgeschreckt durch meine Effronterie, gar nicht weiter forschen mochte. Kurz, ich war in meinem sechzehnten Jahre ein vollendeter Bösewicht.

Der Richter, vor dem ich eine gewisse Angst affektirte, wie Unschuldige, die zum erstenmale verhaftet werden, ohne zu wissen, warum? holte mit seinen Fragen weit aus; aber ich ließ mich nicht fangen. Oft suchte er mich in meinen Antworten zu verwirren, fragte mich über verschiedne Gegenstände zweimal; aber zu gut hatte ich meine Fragen gemerkt, und sagte bei jeder, die er wiederholte: das haben Sie mich schon gefragt, schlagen sie das Protokoll nach. Unverrichteter Sache mußte das erste Verhör geschlossen werden, man war keinen Finger breit gegen mich vorgerückt. Man führte mich zurück in Kerker. Hier sann ich nun allen Fragen, allen Antworten nach, und bereitete mich auf den folgenden Morgen.

Festen Muthes erschien ich vor meinem Richter. Allein die Sprache änderte sich dießmal gewaltig. Die Fragen betrafen einige besondere Umstände meiner Lebensart, die freilich zu bekannt war, um viel Gutes neben der Wahrheit von ihr zu erzählen. Dinge wurden mir vorgehalten, die ich gar nicht glaubte, daß die Polizei sie ausgespürt hätte. Ich war oft betrunken gewesen, hatte andre, mir wenig bekannte Leute frei gehalten, und mich in

der Trunkenheit verrathen. Eben jene, die ich mit Wein und Braten unbesonnener Weise gefüllt, waren meine Verräther geworden. Verschiedne Kuppelgeschichten kamen an den Tag, und der vertraute Umgang mit der Gemordeten, ihre Schwangerschaft, und verschiedne Nebenumstände, trieben mich mächtig in die Enge. Dennoch ließ ich den Muth nicht sinken, ich wußte, daß der vertraute Umgang mit meiner Person auch nicht den entferntesten Beweis gegen ihren Mörder abgeben könne. Allein, man hatte mich an diesem Tage zum Thore heraus gehen sehen. Kurz zuvor war sie nach dem Walde gegangen. Ich war ihr gefolgt. Ein Jägerbursche, der mit einem Bauermädchen in einem Busche gescherzt, hatte uns ins Dickig gehen, mich allein zurück kommen sehen. – Kurz, mit jedem Verhör nahm meine Sache eine unglücklichere Wendung.

Mein schlechtes Leben stand jeder Vertheidigung im Wege, einige meiner Kammeraden waren eingezogen, und hatten auf mich bekannt. Nichts half mir durch, als meine Frechheit. Man hielt mir das blutige Hemd und die mit Blut besprüzten Strümpfe, vor, aber ich faßte Muth, und die Richter konnten nicht einmal in ihrem Protokolle anmerken, daß ich dabei die Farbe verändert. Man konfrontirte mich mit meinen Genossen, aber ich trat ihnen kühn unters Gesicht, läugnete alles frisch weg.

Einigemal erhielt ich Hiebe, aber ich war Spartaner genug, sie heldenmüthig abzuhalten. Mag es kommen, wie es wolle, dacht ich. Ueberweisen – völlig überweisen werden sie dich nie können. Wenns um und um kömmt, bringt man dich ins Zuchthaus, dort kannst du entspringen, und an deinen Kammeraden kannst du dich rächen.

Man drohte mit der Tortur. Ich blieb gelassen. „Läugne so lange du kannst,“ war mein Katechismus. Wirklich schreckte man mich mit den Daumenschrauben, (gab mir die Terrizion³⁴). Ich ließ mir sie anlegen, betheuerte vor Gott und allen Heiligen: ich leide unschuldig, jammerte und weinte, daß man endlich nachließ. –

Mein Prozeß dauerte ein Jahr und drüber. Es kam endlich auf den Reinigungseid, und der – war ja zu schwören. Ein Eid ist ja ohnehin nichts weiter, als ein Kompliment, das man dem lieben

Gott macht, und bei dem man sich nur so lange etwas denkt, als bis man den Hut wieder aufsetzt, sagt Rabner. –

Ich schwur, und kam los. –

Meine Eltern namen mich nicht auf, und ich hatte nicht Lust, länger an einem Orte zu bleiben, wo man mit mir so übel gespielt hatte, und wo ich allgemein verachtet war. Ich schlich zu meiner verborgenen Schatzkammer, einem hohlen Baume, wo ich meine sauer erworbenen fünf hundert Thaler suchte, und noch glücklich fand.

Ich ging nicht wieder nach der Stadt zurück, sondern eilte in ein mehrere Tagereisen entferntes Dorf, dessen Namen ich nicht mehr anzugeben weiß, und verdiente mich als Knecht.

Ignaz Ferdinand Arnold: Der erste Mord des schwarzen Jonas, in: Ignaz Ferdinand Arnold: Der schwarze Jonas, Kapuziner, Räuber und Mordbrenner. Ein Blutgemälde aus der furchtbaren Genossenschaft des berüchtigten Schinderhannes. Aus seinem Inquisizions-Protokoll gezogen. Erfurt 1805, S. 42-57.

IN ALMANACHEN UND JOURNALEN

Almanache und Taschenbücher standen als Veröffentlichungsform zwischen den umfangreicheren Büchern und den in kürzeren Abständen erscheinenden Zeitschriften und Zeitungen, die aktuellere und in kleinen literarischen Formen aufbereitete Inhalte abdruckten. Die Texte in den (Musen-)Almanachen waren um 1760 von dem Begriff „Empfindsamkeit“ geprägt. In diesem

Kontext hatte dies zwei Bedeutungen: einerseits „moralische Zärtlichkeit“, andererseits „physische Empfindsamkeit“. Spezielle Almanache wurden im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts von Zeitgenossen vor allem als Träger von Mode-Literatur gesehen. In ihnen hielt sich die mit der „Empfindsamkeit“ verbundene literarische Form über die aktuelle literarische Entwicklung hinaus, um ein daran immer noch interessiertes Publikum mit „seinen“ Texten zu versorgen. Überbleibsel dieser „Empfindsamkeit“ finden sich bis ins 20. Jahrhundert, etwa in den Romanen einer Hedwig Courths-Mahler (1867 – 1950). Die regelmäßig erscheinenden Almanache und Taschenbücher richteten sich an ein ausgewähltes Publikum.

Journale hingegen hatten spätestens mit dem anwachsenden Informationsbedürfnis Ende des 18. Jahrhunderts einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert erlangt. In Lesekabinetten, Lesehallen und Leihbibliotheken dem Publikum zugänglich gemacht, wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts aus Journalen und Zeitungen mit einem hohen Abonnementspreis ein Massenmedium, das für Jedermann erschwinglich und interessant wurde. Mit unterhaltenden Beilagen wollte man die Leser gewinnen, um sie an die Zeitung zu binden (vgl. auch den Abschnitt „Zeitschriftenkultur und Massenware“). Um 1800 waren die Formen der (literarischen) Unterhaltung noch nicht so massenwirksam aufbereitet. Trotzdem war das Lesepublikum in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zahlenmäßig erheblich angewachsen, da Frauen als neue Leserinnen gewonnen werden konnten. Karoline von Wolzogen (1763 – 1843) trat sogleich mit ihrem Hauptwerk „Agnes von Lilien“ in Schillers Zeitschrift „Die Horen“

1796/97 an die literarische Öffentlichkeit. Sprachlich stand sie noch der Empfindsamkeit nahe, in Bezug auf Weltanschauung und literarischem Konzept den Autoren der Weimarer Klassik. In dem Roman widersteht ein „reines“ Mädchen den Angriffen auf ihre Person in einer moralisch unzulänglichen Gesellschaft. Wolzogen fand beim Publikum große Zustimmung – die junge Generation der Romantiker konnte mit ihrem Werk aber kaum noch etwas anfangen und Wolzogen zog sich, entmutigt durch ablehnende Reaktionen, vom literarischen Leben zurück. Weniger abhängig von den literarischen Entwicklungen erwies sich das von Friedrich Justin Bertuch herausgegebene „Journal des Luxus und der Moden“, das durch eingestreute Nachrichten aus den Metropolen Europas, in denen über modische, gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen berichtet wurde, den Weg für die illustrierten Unterhaltungsblätter des 19. Jahrhunderts vorzeichnete und gleichzeitig über Jahrzehnte hinweg die Gunst des Publikums nicht verlor. Die oft publikumswirksame Aufbereitung der Beiträge und die für die damalige Zeit zahlreichen Illustrationen hatten daran großen Anteil.

10. Karoline von Wolzogen: Agnes von Lilien

Ich wurde in dem Hause des Pfarrers von Hohenfels, als seines Bruders Tochter erzogen. Sobald ich es verstehen konnte, sagte mir der Pfarrer, meine Eltern wären während meiner ersten Kindheit gestorben, aber ich sollte ihn als meinen Vater ansehen. Ich erfüllte dieses Verlangen in seinem vollen Sinn, denn ich fühlte nie, daß meine Eltern mir fehlten. Er war ein seltener Mann, und ich werde in der Geschichte meiner Erziehung ausführlicher seyn, als ich vielleicht sollte, weil sich sein Character in derselben am besten darstellt. Sein Gemüth war eine reine Harmonie, der sich jeder mit Vergnügen näherte, und ohne es zu suchen, wirkte er auf einen grossen Cirkel. Er ließ sich gern und leicht in ein Gespräch ein, und wußte das gemeinste an die wichtigsten Gegenstände so natürlich und leicht anzuknüpfen, daß er das innere Wesen der Menschen aufschloß.

Als mein Verstand reif genug war, um die Menschen gegen einander zu vergleichen, sagte ich oft meinem Vater, wie hoch über alle andere erhaben *er* mir erschiene. Mit einem milden Ernst in seinem Blick erwiderte er dann: Wenige zwang das Schicksal mit so freundlicher Gewalt auf der Bahn des Rechten zu bleiben, als mich. Manche Kraft wird zerstört, ehe sie ihre wahre Richtung empfängt. Ich hatte hohen Genuß und tiefes Leiden, aber die Flamme der reinen Liebe erhielt mein besseres Leben. Eine Welt von Erinnerungen schien sich bey solchen Aeusserungen in seinem Innern zu entwickeln; sein Auge war gesenkt, er war in sich selbst versunken, aber schnell als von einem neuen Feuer belebt, kehrten sich dann seine Blicke nach mir, er sagte mir ein freundliches Wort, gab mir einen kleinen Auftrag, welchen ich vorzüglich gern befolgte, ich fühlte, daß irgend ein Gefühl seinen Busen drängte, welchem er Gewalt anthat, und es war mir als schwebte auf seinen Lippen: „Du bist doch mein Liebstes in der Welt!“ Ueber meine Erziehung wachte er mit der Sorgfalt, mit der er jede einmal übernommene Pflicht beobachtete. Er beschäftigte sich mit mir in seinen ernsten Stunden, aber ich war auch sein liebstes Spiel in den wenig geschäftlosen Augenblicken, die er sich vergönnte. Ich entsinne mich, daß er mich früh gewöhnte, die Begriffe der Arbeit und Ordnung mit meinen Spielen zu verbinden, das geringste einmal angefangene Geschäft mußte ich vollenden. Ich war weich und liebend gebildet und konnte auch keine leise Aeusserung der Unzufriedenheit von meinem Vater ertragen. Am tiefsten schmerzte mich, wenn er nach einer begangenen Unart mich wenige Stunden von sich entfernte. Das Einkommen, von welchem das Hauswesen bestritten wurde, war sehr mäßig, aber eine weise Einrichtung verbannte mit aller unnützen Verschwendung auf der einen Seite, auch allen Geitz auf der andern. Nichts gieng verlohren, also war genug da, um ein reines ordentliches Leben zu führen, und meine Jugend war reich an allen kleinen Freuden, die der Wohlstand erzeugt.

Diese einfachen Verhältnisse, durch die Kunst meines Vaters geleitet, dienten mir zur Schule des Betragens für das künftige Leben. „Du sollst herrschen und dienen lernen, mein liebes Kind,

sagte er mir zuweilen: Wenn man beides mit Einsicht und mit Achtung für sich selbst zu thun versteht, so ist eins so leicht als das andere, aber sicher ist es Quelle mannichfaltiger Schiefheit und Verworrenheit in vielen Verhältnissen, wenn unsere Fähigkeit ausschliessend für das eine, oder für das andere entwickelt wurde. Die Ungeschicklichkeit, sich in irgend einer Lage zu betragen, zieht ein Heer kleiner Uebel um uns her, die endlich den Blick in die äussere Welt und in unser Inneres umdämmern. Darum übe dich in allen Formen des Umgangs, und lerne jeden Menschen nach seinem individuellsten Daseyn behandeln, und dich selbst in jedem Verhältniß auf die freieste und für andere am wenigsten drückende Art stellen.“ Sein Beispiel, sein stillwirkendes Leben erklärte mir den tiefen Sinn dieser Rede. Wenn mich nicht häusliche Geschäfte abriefen, war ich größtentheils in einem Cabinet, welches an meines Vaters Zimmer stieß. Ich fühlte mich in voller Freiheit, und war doch in immerwährender Aufsicht. Da mein Vater selbst nie in eine gewisse Leere und Unbedeutenheit des Daseyns versank, so lernte ich sie auch nicht kennen; ich lebte in einem Cirkel stiller Geschäftigkeit, und mein jugendlicher Frohsinn entwickelte sich mit einigen Gespielen meines Alters. Die Kinder unserer Guthsherrschaft und ein paar Bauerkinder aus der Nachbarschaft lockten mich zu allen kindischen Spielen, und mein Vater sah es gern, wenn ich in körperlicher Behendigkeit die andern übertraf, selbst Rosine durfte kein schiefes Gesicht machen, wenn ich mit zerrissener Schürze und Halstuch zurückkam, aber ich selbst mußte auch alles wieder in guten Stand bringen, und wenn sie dazu helfen wollte, so war es nur Gefälligkeit. Ich hatte einige Lehrstunden, um mich an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen, aber mir damals unbemerkt war mein Vater, während dem ganzen Lauf des Tages, mit meiner Bildung beschäftigt.

Wir lebten in einer lieblichen Gegend, und die mannigfaltigen und grossen Naturgestalten um mich her nährten meinen Schönheitssinn. Das geheimnißvolle Leben der Natur ergriff mich früh, und die sanften Schauer der Bewunderung dehnten meinen Busen in erhabenen Gefühlen aus. Freundlich gesinnte Geister, schien mirs, wandelten im wechselnden Spiel des Lichtes um

die Häupter der Berge, und in den buschigten Ufern des Flusses; ich empfand jenen namenlosen Zauber, in den der Genuß der Schönheit uns wiegt, in vollem Maaße. Mein Vater ergriff diese reinsten aller Lebensmomente, um mein tiefstes Daseyn mit dem Gefühl Gottes und der Unsterblichkeit zu beleben, das gleich einem himmlischen Hauch in unserm Innern wohnt, und das ganze Leben gleich einem reinern Element durchdringt. Die christliche Religion lehrte mich mein Vater in ihrem wahren Sinn, kindlich und einfach, als das Resultat der reinsten menschlichen Natur, der wir streben müssen, uns zu nähern, und sie in unserm innern und äussern Leben herzustellen. Mein glückliches Gedächtniß und mein leiser Sinn für die Schönheit brachte meinen Vater auf den Gedanken, mich die alten Sprachen zu lehren, die er enthusiastisch liebte. Die langen Winter-Abende hinter den Spinnroten oder am Strikzeug vergingen uns so, daß er mir Stellen aus den Alten vorsagte, die ich auswendig lernen und übersetzen muste. Die Kunstgestalten der alten Welt sollten meine Einbildungskraft zum Gesetz der Schönheit stimmen, und mich lehren meine Sinne für den Eindruck des Gemeinen und Unwürdigen zu verwahren. Durch den Reitz der Neuheit dringt oft ein gemeiner Gegenstand an unser Gemüth, und aus Mangel an schönern Bildern, die ihn verdrängen könnten, umfassen wir ihn mit leidenschaftlichem Begehren. Ich war immer beschäftigt, und durch einen wichtigen Gegenstand interessirt. Dieses erhielt meinem Vater die Zügel meiner Einbildungskraft in Händen. Freie Luft und Bewegung stärkten meinen Körper. Ich lernte den Feldbau in allen Details kennen, legte im Obst- und Küchengarten wohl selbst Hand an. Mein Sprach-Studium, Uebungen des Stils im Deutschen und Französischen, Geographie, Naturlehre füllten die Morgenstunden, die von häuslichen Geschäften übrig blieben. Des Nachmittags lehrte er mich Clavierspielen, und ließ mich nach einer Sammlung guter Kupferstiche und Gypsabgüsse, die er besaß, zeichnen, um meiner Hand einige Fertigkeit zu geben, und mein Auge über die Richtigkeit der Verhältnisse zu üben. Sorglos und unbefangen flossen meine Tage dahin, die Liebe meines Vaters erfüllte sie mit fröhlichem Wechsel. Jede ländliche Beschäftigung war uns ein klei-

nes Fest, welches die gewohnte Lebensweise unterbrach, und der Fleiß wurde mir wieder zum Genuß, wenn ich meines Vaters Freude an meinen Fortschritten wahrnahm. Die Gesellschaft der Salmschen Familie, unserer Guthsherrschaft, wurde mir uninteressanter, jemehr sich mein Geschmack bildete. Aber mein Vater hieß mich oft sie besuchen, um daß ich meine Eigenheiten der Gesellschaft sollte anschmiegen lernen, und um von der Aeusserung einer gewissen Sonderbarkeit befreyt zu bleiben, die man leicht in der Einsamkeit gewinnt. Durch natürliche Gutmüthigkeit, die gern jeden glücklich und frei in seiner eigenen Sphäre sich bewegen sieht, lernte ich leicht den Ton der Unterhaltung treffen, der für die Familie passend war, und die Seiten meines Wesens verbergen, die sie nicht fassen mochte. Die Fräuleins liebten meinen Umgang, weil ich weder in Kleiderpracht noch in sogenannten feinen Manieren mit ihnen rivalisierte, und wenn mein natürlicher Anstand, und mein reinliches einfaches Hauskleid, ein Lob von ihren Eltern, oder einem Fremden, welcher zum Besuch bey ihnen war, erhielt, so waren die Eigenschaften einer Pfarrers Tochter doch so ganz unter der Sphäre ihrer Präensionen³⁵, daß keine Aufwallung des Neides ihr Wohlwollen gegen mich unterbrach. Ich fühlte mich, ohnerachtet ihres guten Betragens gegen mich, dennoch fremd in ihrem Hause, und wenn ich dann mit dem Ausdruck herzlicher Sehnsucht wieder zu meinem Vater kam, sagte er mir mit einem tiefsinnigen Blicke: Mädchen, Mädchen! Du gewöhnst dich so ganz nur im Odem der Liebe zu leben, ich fürchte, du wirst sonst nirgends zu Hause seyn. So erreichte ich mein achtzehntes Jahr.

Es war einer der ersten schaurigten Herbstabende. Ein dichter Nebel lag in den Thälern, der Wind trieb stürmisch graue Wolken über den östlichen Himmel, und der West flammte in tiefem Purpurroth. Gelbe Blätter flogen aus den schon halbnakten Wipfeln der Bäume und flatterten an den Fenstern vorbei. Das Knistern des Feuers im Kamin versammelte den ganzen kleinen Haushalt. Alle Bilder des herannahenden Winters spielten in der ersten erwärmenden Flamme empor, und jedes Mitglied der Familie durchflog in Gedanken den Kreis seiner Geschäfte, die Freuden und Leiden, denen es in diesem Zeitraum entgegen sah.



Abb. 11 Porträt Karoline von Wolzogen geb. von Lengefeld gesch. von
Beulwitz (1764 – 1847) (Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Mein Vater saß mit jener weisen Ruhe, die des Wechsels gewohnt ist, und Jahre wie Tage gleichmüthig vor sich hinziehen sieht, in seinem Lehensessel. Er legte den Plutarch aufgeschlagen aus der Hand, weil es finster wurde, und nahm die große gedruckte Bibel vor sich, um einen Text für die nächste Sonntags-Predigt zu wählen. Rosine gieng im Zimmer auf und ab, das blank gescheuerte Geräthe aus der Küche herbeizuholen, welches ich mit zierlicher Ordnung in den Wandschrank im Hintergrunde des Zimmers aufstellte. Man zog die Thürschelle, und mein Vater rief: Agnes, mein Kind! schon war ich an der Hausthüre. Es war halb finster, doch konnt ich noch bemerken, daß eine fremde Gestalt hereintrat. Was wünschen Sie, mein Herr? fragte ich, und er erwiederte: „ich bin ein Reisender und sehr ermüdet, man kann mich im Gasthof nicht aufnehmen, darf ich hoffen, daß der Herr Pfarrer es verzeihen wird, wenn ich ihn um ein Nachtlager bitte?“

Die Stimme war einnehmend, und erregte einen sonderbaren Antheil in meinem Herzen, so daß ich die gewohnte Gastfreiheit meines Vaters, mit lebhafterm Ausdruck als gewöhnlich, verkündigte. Das wird Ihnen mein Vater mit Vergnügen geben, sagte ich, treten Sie herein. Er trug seine Bitte meinem Vater nochmals vor, dieser hieß ihn freundlich willkommen, und setzte sich wieder an seinen Tisch bei dem Fenster, um einige Gedanken aufzuzeichnen, die ihm für seine Predigt eingefallen waren. Der Fremde war ein grosser schöner Mann, seine Kleidung war sehr einfach, und deutete weder Armuth noch Reichthum an. Ich trug ihm einen Stuhl zum Kamin, und setzte mich mit meinem Strickzeug ihm gegen über. Die Flamme im Kamin warf einen hellen Schimmer auf sein Gesicht, und ich nahm feste und anmuthige Züge wahr, aus denen nicht mehr die erste Fülle der Jugend leuchtete. Rosine hatte unterdessen Licht herbeige Holt, mein Vater schrieb fort und alles war still. Ich suchte vergebens nach ein paar Worten, um eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber nichts war mir gut genug von allem, was mir einfiel, und nie scheuete ich mich mehr, etwas unbedeutendes zu sagen, als in diesem Augenblick. Die Furcht, er möchte mein Schweigen für Unaufmerksamkeit oder für Mangel an feiner

Sitte halten, machte mir es gleichwohl peinlich. Er schien keinen Anspruch auf Unterhaltung zu machen, und sah still nach dem Feuer. Zuweilen streifte sein Blick im Zimmer umher, und nur einmal ruhte er auf mir. Es war etwas unaussprechlich anziehendes in seinem dunkelbraunen Auge, mild und still faßte es die Gegenstände, aber zugleich so tiefeindringend, als möchte es das verborgenste im Herzen erspähen. Mein Strickgarn fiel zu Boden, er hob es auf und gab es mir mit gerader gutmüthiger Höflichkeit. Der Faden hatte sich um seine Hand geschlungen, sie ruhte einige Sekunden in der meinen, und ein Ring fiel von seinem Finger. Während ich den Ring aus dem Faden loswickelte, hatte ich Zeit, auf dem blauen Emaille den Nahmen *Amalie* zu lesen.

Der Fremde nahm ihn mit einem flüchtigen Erröthen zurück. Ob seine gebückte Stellung oder die Nähe des Feuers es verursacht hatten? oder ob der Ring lebhaftere Gefühle in ihm erregte? oder ob er den Nahmen seiner Schwester, seiner Freundin, oder seiner Frau am Finger trug? diese Fragen kreuzten sich in meinem Kopf, und neben dem bemerkte ich die feingeformte Hand, die so eben in der meinen gelegen hatte. Nun legte mein Vater ein Zeichen in seine Bibel, und nahte sich dem Kamin. Freundlich zog er mit der linken Hand sein ledernes Käpp'chen vom Haupt, reichte die Rechte dem Fremden, und hieß ihn nochmals willkommen. Sie rauchen vielleicht eine Pfeife Taback in der kalten Herbstluft? fragte mein Vater. Der Fremde winkte Beifall. Ich trug nun auch den Theetisch zum Feuer, so kam alles in Ordnung, und der kleine Zirkel näherte sich einander vertraulicher, als der blaue Dampf in leichten Gewölken umherzog, und der gute Thee balsamisch duftete. Nach ächt griechischer Sitte schritt man erst zum Gespräch, nachdem der Gast gespeist worden war.

Wahrscheinlich kommen Sie heute von A.? sagte mein Vater, Sie hatten dann eine schlimme Tagreise, es ist eine von unsern schlechtesten Strassen im Lande – „So unwegsam und holpericht die Strasse ist, erwiederte der Fremde, so mild und freundlich scheinen mir die Menschen, die daran wohnen, und mit dem Tausche wäre man wohl gern zufrieden, wenn man es überall so haben könnte.“

MEIN VATER. Ja brave gute Leute giebt es hier, und gibts überall, hoffe ich. Seit fünf und zwanzig Jahren liegt meine Welt in dem engen Zirkel von wenigen Stunden beschränkt, und wenn es mir in diesen dunkel und verwirrt scheint, so habe ich doch immer ein sicheres Mittel, wieder ins Klare zu kommen.

DER FREMDE. Und welches?

MEIN VATER. Ich suche mir die individuellsten Verhältnisse des Menschen, der mir grundschief und verdorben scheint, ganz bekannt zu machen. Sein Alter, Stand, Erziehung, Temperament, Vermögen, Freundschaften u.s.w. dann greife ich in meinen eigenen Busen und fürwahr vieles, vieles in seiner Handlungsweise wird mir da leichter erklärlich, was mir ausser jenen Beziehungen ungeheuer dünkte.

DER FREMDE. Glauben Sie an den Saamen des Bösen in der Menschennatur?

MEIN VATER. (Lächlend.) Nicht in dem Sinn, wie Sie vielleicht meynen, mein Herr; aber ich glaube, und fühle den Saamen der Schwachheit in jeder menschlichen Brust – glaube, daß nicht jeder sich halten kann, in der schönen Freiheit der Liebe, daß er oft das begehrt, was er nicht sollte, und dadurch zum Slaven wird, weil er aus dem Gleichgewicht seines innren Wesens heraustritt, wo er König und Herr seyn könnte.

DER FREMDE. So sind wir eins! O wie freut es mich, wenn ich ein Gemüth finde, das seine Einheit bewahrte, das seine Wahrheit und Liebe lebendig erhielt! Wer in diesem schönen Kreise der Menschheit zu bleiben strebt, kann nicht irren, denn Wahrheit und Liebe sind das Wesen der Religion und Philosophie, und erhalten das Leben der gesunden starken Natur im regen Gefühl der Schönheit. Ihr seyd nun einmal die privilegierten Seelenärzte – fuhr er freundlich lächlend fort – und mich dünkt, ich sey bey einem der bescheidensten, mithin der erfahrensten. Wie bewahrt sich die Seele am freiesten im Kampf mit dem heterogenen Stoff der Sinne, und der Verdorbenheit um sich her?

MEIN VATER. Freund, vor allem möcht ich Ihnen sagen: Alle gute Gabe kommt von oben herab, vom Vater des Lichts!

DER FREMDE. Und wenn es Seelen gibt, die nur die Richtung gegen das Licht kennen? – Es windet sich die eingeschlossene

Blume nach der Seite, wo ihr der Lichtstrahl entgegen dringt, aber die dunklen Schranken weichen nicht, und ihre Farben bleiben matt und bleich. Was sollen diese thun?

MEIN VATER. Sich des geahneten Lichtes freuen, bis das Schicksal, oder eine bis jezt ungeahnete neue Kraft in ihrem Gemüth die Schranken zerbricht. Jedes wahre innige Verlangen deutet auf die anziehende Kraft eines fernen Gegenstandes.

Der Fremde stand lebhaft von seinem Sitze auf, stellte sich dicht vor meinen Vater, sah ihm fest, aber mit unaussprechlicher Freundlichkeit ins Auge. Ueber meine Wangen flog eine glühende Röthe. Du wahrer Jünger deines Herrn, sagte er mit sanftgehobener Stimme, indem er meines Vaters beide Hände faßte; Du besitzt seine Milde und seinen grossen Sinn, wie lange suchte ich vergebens eine Seele, wie die Deine? Mein Vater sah innig zufrieden aus, und es war seit diesem Augenblick ein herzlicheres Verständniß zwischen uns dreyen. Welcher fein fühlende Mensch hatte nicht solche Momente, in welchen die Seele gleichsam als in ein feineres Element versetzt, zärtere, innigere Beziehungen wahrnimmt, und sich leichter und fester an eine andere anzuschliessen vermag, deren Schönheit sie im reinern, erhöhtern Licht erblickt!

Rosine hatte den Tisch gedeckt, und das Abendbrod aufgetragen, welches aus unsern gewöhnlichen zwei Schüsseln bestand, und wegen des Gastes nur durch einen kleinen Nachtsch ver-mehrt wurde.

Mein Vater hatte die Gewohnheit in seinem Hause, daß immer ein kleiner Vorrath vorhanden seyn mußte, um einen guten Freund bewirthen zu können. Tractirt wurde nie, und kein Fremder konnte an einem ungewöhnlichen Treiben und Lärmen in Küche und Keller wahrnehmen, daß er Ungelegenheit verursachte. Ich bat mit der geringen Bewirthung vorlieb zu nehmen, und der Fremde erwiderte freundlich, es seye nichts gering, was mit solcher Güte und Anmuth gereicht werde, er habe nie einen bessern Reisbrey gegessen, und wirklich ließ er sich ihn treflich schmecken. Das Einfache, Edle in seinem Betragen rührte mich sonderbar, und ich hatte es an keinem andern Mann meiner Bekanntschaft noch bemerkt. Sein Schweigen gegen

mich gefiel mir vorzüglich; mir schien es, als läge eine Art von Achtung darinnen, und als hielte er mich für eine gewöhnliche unbedeutende Unterhaltung zu gut. Oft fand ich seine Augen auf mich gerichtet, und der stille Antheil, den ich an seiner Unterhaltung mit meinem Vater nahm, schien ihm nicht zu entgehen. Das Gespräch begann sich wieder anzuknüpfen, als der junge Herr v. Salm, der Sohn unsers Guthsherrn, hereintrat. Er war eben von der Universität gekommen, um seine Eltern während den Ferien zu besuchen. So vorlaut der junge Herr auch sonst seyn mochte, so still war er in der Gesellschaft meines Vaters, der keine Platttheit, welche sich mit Prätension äuserte, ungerügt hingehen ließ. Er sah den Fremden aufmerksam an, der ihm ohngeachtet seines einfachen Anzugs zu imponiren schien. Lang trug er sich mit einer Frage, die er endlich bey einem Stillstand des Gespräches herauspolterte; denn wenn er nicht ungestraft vorlaut seyn durfte, so war er schüchtern. Auch wollte er nicht gern Fremden eine geringe Meinung von sich geben, und hub darum immer mit etwas Gelehrtem an. Darf ich fragen, mein Herr, ob Sie gute Lateiner in Ihrer Stadt an der Schule haben? Für diesesmal war ich mit seiner Frage sehr wohl zufrieden, denn ich hoffte etwas von unsers Gastes Wohnort durch sie zu erfahren. Die Antwort befriedigte mich nur halb. Ich war seit drey Jahren ausser Deutschland auf Reisen, Herr von Salm, und kenne also den gegenwärtigen Zustand der Schulen nicht. Er sprach nach diesem mit meinem Vater über den Nutzen, die alten Sprachen gründlich in der Jugend erlernt zu haben, und endlich kamen sie auf ihre Lieblingsschriftsteller. Es freute mich wahrzunehmen, wie sehr mein Vater das Urtheil des Fremden ehrte, und die mannigfaltige Schönheit und Anmuth zu bemerken, die sich bey regerem Interesse des Geistes in seinen Zügen entfaltete. Herr von Salm halb verlegen, und halb unmuthig, keinen Antheil an der Unterredung zu haben, sagte mir halbleise, er gienge, um seine Schwester zu mir abzuholen. Wie gern hätte ich für diesen Abend ihre Gesellschaft entbehrt! Der Fremde wandte sich gegen mich, als uns Herr von Salm verlassen hatte, und fragte mich, ob diese Familie meine einzige Gesellschaft sey, und ob ich vergnügt in dieser Einsamkeit lebte? Ich erwie-

derte, daß es mir nur sehr selten einfiele, mannichfaltigern Umgang zu wünschen, und daß ich mich nie entschliessen könnte, ihn zu suchen, wenn ich die Gesellschaft meines Vaters dadurch verlieren müßte. Es kommen mir leicht Thränen ins Auge, wenn ich an die Trennung von meinem Vater dachte, weil er selbst oft mit Rührung von der unfehlbaren Trennung sprach, die uns früh oder spät, doch so sicher, drohte. Ich war diesen Abend seit der Erscheinung unsers Gastes so sonderbar gespannt, daß ich mich vergebens bemühte, meine hervordringende Thränen zurückzuhalten. Gutes Kind, sagte der Fremde lebhaft, und sah mir freundlich theilnehmend ins Auge: „halten Sie diese schönen Thränen nicht zurück – Nichts bürgt mir so sicher für die Weisheit der Eltern, und die Güte der Kinder, als wenn diese das väterliche Haus lieben.“ Mein Herz schlug heftig, und ich fühlte einen noch nie empfundenen süßen Schauer durch meine Nerven zittern, wir schwiegen alle einige Minuten, der Fremde sah starr, doch lieblich vor sich hin, endlich wandte er sich zu meinem Vater und sagte mit gemilderter Stimme: Wie glücklich sind Sie durch Ihre Tochter! „Ja ich bin es so sehr durch diese, als wäre sie es durch die Natur.“ – Der Fremde sah den Pfarrer hier fragend an, und ich selbst fühlte zum erstenmal etwas Geheimnißvolles mit meiner Existenz verbunden. Als mein Vater die Augen niederschlug, und schwieg, schlossen sich die schon zu einer Frage geöffneten Lippen des Fremden. Erndten Sie auch sichtbar Segen an Ihrer Gemeinde? sagte er nach einigen Momenten des Nachdenkens – Ja, Gott sey Dank, antwortete mein Vater, mein Bemühen bleibt nicht fruchtlos. Es war ein wildes Völkchen, als ich herkam. Eigennützig, und diebisch aus Faulheit und Ungeschicklichkeit, und voller Streitsucht aus Unwissenheit und Misstrauen. Aber jetzt fängt es an, sich in die Ordnung zu fügen.

DER FREMDE. Welcher Mittel bedienen Sie sich?

MEIN VATER. Mein Herr, ich fieng es von der umgekehrten Seite an, als man es gewöhnlich treibt. Mir scheint es ein Irrthum, wenn man wähnt, man müsse mit aller Cultur sogleich beim Geistigen anfangen – ich meyne, man kommt immer zu früh daran, ehe das Leibliche in Ordnung ist, und sogenannte aufge-

klärte Gesinnungen seyen nur taube Blüten, wenn sie nicht aus dem gesunden Stamm eines ordentlichen reinlichen Lebens Nahrungssaft einsaugen. Wenn das Volk durch Arbeitsamkeit sichern Unterhalt findet, so kommt Ordnung und Sitte von selbst. Wirkliche Noth hebt alle moralische Bande auf, der Mensch, den sie drückt, ist im Zustande des Kriegs gegen die Gesellschaft. Wenn die physischen Bedürfnisse mäßig befriedigt sind, sproßt die menschliche Seele aus eigener Kraft in Gedanken auf, und die Gefühle des Rechten und Guten, des Glaubens und der Hoffnung entkeimen ihren mütterlichen Boden, als starke, gesunde Gewächse. Die Erfahrungen, die ich in meinem kleinen Kreise machte, scheinen mir beweisend. Ich war so glücklich durch die Hülfe meiner vorigen Guthsherrschaft vieles für den Wohlstand dieses Dörf'chens thun zu können. Unser voriger Herr war nicht allein ein vortreflicher Landwirth, sondern er kannte auch alle Producte und Bedürfnisse der umliegenden Gegend auf das genaueste, verstand in hohem Grad die Kunst, die Menschen zu behandeln, und sie zu seinen guten Zwecken zu lenken. Er richtete den Feldbau und alle Arbeiten seiner Unterthanen nach den Bedürfnissen der benachbarten Orte ein, so sehr es die Eigenthümlichkeiten des Bodens gestatteten. Da er das Zutrauen Aller besaß, so verband sein Geist das Ganze, und jeder Einzelne fand irgend einen Vortheil in seiner Haushaltung dadurch. Ueberall wußte unser Herr Zugang zur vortheilhaftesten Absetzung der überflüssigen Producte, und so entstand nach und nach durch die Sicherheit des Erwerbs der Geist der Arbeitsamkeit und stillen Ordnung. Wenig Müssiggänger blieben in der Gemeinde, und die Gemüther bildeten sich gesund und sittlich. Im Anfang wurde der Geldbeutel ihres Herrn mehr in Anspruch genommen, als meine Seelenarzneien. Jetzt bey einem ruhigen und arbeitsamen Leben, und nach den Eindrücken, die die Jugend, mit welcher ich mich gleich anfänglich beschäftigte, empfing – jetzt nahet sich mir der größte Theil meiner Gemeinde im ächten Gefühl edlerer Bedürfnisse. Die Jugend wünscht Aufklärung über manche Gegenstände des Denkens, und oft Regeln für das Leben von mir, und das Alter spricht gern von seinen Hoffnungen nach dem Tode. O warum mußte uns un-

ser treflicher Herr sobald entrissen werden – durch das traurigste Schicksal so schnell von der Segen-blühenden Saat seines wohlwollenden Herzens entrissen! Seit wann ist er gestorben? fragte der Fremde mit sichtbarer Bewegung. Ich habe nicht einmal den Trost, erwiderte mein Vater, zu wissen, daß seine Seele in ein besseres Leben hinüber gegangen ist – er lebt vielleicht noch im Elend, in trauriger Gemüthsverwirrung, in Gefangenschaft; nur Gewalt kann ihn von uns trennen, wenn er noch am Leben ist, und dieses bange Schweigen des Todes gegen Herzen, die ihn so innig liebten, verursachen. Er lebte so ganz mit seinem beßten Wesen in diesem Dörfchen, dem Kreiß seiner Wohlthätigkeit – willig hat er es nicht verlassen, es liegt eine uns undurchdringliche Nacht auf seinem Schicksal!

Die Gemüthsbewegung des Fremden stieg immer höher, und er fragte mit zitternder Stimme: Auf welche Art verschwand er? Es sind achtzehn Jahr, als unser Herr eines Morgens befahl, sein schnellstes Pferd zu sattlen, er zog seine Jagdkleidung an, ritt an meinem Hause vorbei, und rief mir zu, an die Gartenthür, die etwas entfernter von der Strasse ist, zu kommen. Er reichte mir einen Beutel, und sagte: hier haben Sie einen kleinen Fond zu unsern Einrichtungen für meine Unterthanen. Es möchten vielleicht Hindernisse für unsere Plane in den nächsten Zeiten entstehen, diese Summe denke ich, soll hinreichen, sie fürs erste sicher zu stellen. – Leben Sie wohl, mein bester Freund – Er wandte das Gesicht von mir ab, aber ich hatte eine ungewöhnliche Spannung in seinem Wesen wahrgenommen, seine Hand schien zu zittern, als er mir den Beutel reichte. Die Ahnung eines Unglücks flog durch meine Seele, und als ich meine Arme nach ihm erhob, um seine Hand zu drücken, und noch ein Wort von ihm zu vernehmen, gab er dem Pferde die Sporen, und war mir Pfeilschnell aus den Augen. Noch einmal sah er sich nach mir um, und seitdem sah ich ihn nie wieder. Es sind achtzehn Jahr verstrichen, aber noch liegt jener Augenblick als gegenwärtig in meiner Seele, und nie sehe ich den kleinen Fußsteig, der in den Wald führt, ohne daß alle Schrecken seines Abschieds mich überfallen. Dort ritt er hin, und warf den letzten, gewiß schmerzlichen Blick, auf sein Eigenthum. Alle Herzen waren sein, und

er in dem blühenden Mannsalter von dreyßig Jahren, mit einer Fülle der Thaten und der reinsten Liebe im Busen, mußte das alles verlassen! Die Unruhe jener ersten bangen Tage seines Verschwindens ist unaussprechlich. Ich fand die Summe von zweitausend Thalern in dem Beutel, und dieses vermehrte meine Besorgnisse, als seyen sie ein Vermächtniß, wenigstens deuteten sie eine lange Abwesenheit an. Ich kannte seine Vermögensumstände, seine Güter waren nicht Schuldenfrey, und nur durch eine sehr strenge Oekonomie in allen Ausgaben für seine Person gewann er den Ueberschuß, den er zum Besten seiner Unterthanen verwendete. Seit fünf Jahren, die er hier verlebte, sah ich ihn immer nach dem festen Plan handeln, seine Güter von Schulden zu befreyn, und sich durch kluge Wirthschaft eines unabhängigen Einkommens zu versichern. Die Summe von zweitausend Thalern konnte er nicht erübrigt haben, und es mußte eine fremde, gewaltsame Lage ihn nöthigen, von seinem Plan abzugehen. Oft hatte er mir gesagt, wie glücklich er durch das Gefühl sey, frey und unabhängig auf seinen Gütern zu leben, und wie kein anderes Verhältniß ihn anziehen könnte, weil ihm keines so natürlich und ehrwürdig schiene.

Die Unterthanen, welche gewohnt waren, ihren Herrn alle Sonntage bei ihren Vergnügungen zu sehen, bestürmten mich mit Fragen nach ihm, und ich mußte suchen, meine quälende Unruhe zu verbergen. Seinem Jäger und Verwalter hatte er gleichsam im Scherz, weil er eben überflüßig Geld habe, ihren Lohn auf drey Jahre voraus bezahlt. Ich schickte sie und einige meiner zuverlässigsten Bauern in der Gegend umher, aber keiner konnte ein Spur von dieses geliebten Herrn Aufenthalt entdecken. So vergingen mehrere Wochen, die Bauern wurden immer unruhiger und drangen mit Fragen in mich. Als ich endlich sagen mußte, ich wisse eben so wenig als sie, und theile ihre Besorgnisse, entstand ein allgemeiner Jammer. Sie liefen stürmend im ganzen Schlosse umher, noch an selbigem Abend durchsuchten sie das ganze JagdRevier und alle Wälder der Gegend mit Fackeln, und behaupteten, man habe ihren geliebten Herrn ermordet, und sie müßten die Mörder ausfindig machen. Keiner wollte an seine Arbeit, biß sie ihn gefunden hätten; es war in der Erndtezeit,

aber sie liefen lieber Gefahr ihren Unterhalt für das ganze Jahr zu verlieren, ehe sie sich vorwerfen wollten, nicht alles für ihren Herrn gethan zu haben. Nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen hörten sie endlich auf meine Ermahnungen, ihr Schmerz wurde stiller, und sie giengen wieder an ihre gewohnte Arbeit. Die Hofnung, welche ich ihnen machte, daß die Entfernung ihres Herrn von kurzer Dauer und freiwillig seye, weil er für sie bey seiner Abreise gesorgt habe, stellte am besten Ruhe und Ordnung wieder her. Ich selbst nährte diese süsse Täuschung, bis ich eine Reise nach S. unternahm, wo ein vertrauter Freund meines Herrn sich aufhielt. Dieser bat mich alle Nachforschungen einzustellen, er schien mit dem traurigen Geheimniß seiner Flucht bekannt zu seyn. „Sehen Sie unsern Freund als einen Todten an, er kann uns nur durch ein Wunder wiedergegeben werden, meine Pflicht erlaubt mir nicht, Ihnen mehr zu sagen.“ Diese Worte schlugen alle meine Hofnungen danieder.

Der Herr von Salm, wußte es bey der Ritterschaft durchzusetzen, daß er, als Mitbelehnter, auch die Administration des Guths erhielt; er zog nach einem Jahre ein, man fand alles im besten Stand, und keine neue Schuld im Verzeichniß angezeigt. Den Schreibtisch in unsers Herrn Kabinet fand man ganz leer, und der Jäger sagte: er habe in den letzten Tagen viele Papiere verbrannt. Nirgends konnte ich seitdem eine Spur seines Aufenthalts entdecken. Vor zwei Jahren starb sein Freund in S. und mit ihm ist meine letzte Hofnung verschwunden.

Der Fremde wurde immer bewegter, und drückte meinen Vater mit feuchten Augen die Hand, sah dann lange stumm vor sich hin, und als die Thränen von neuem seine Augen schwellten, verbarg er sein Gesicht in seinen gefalteten Händen.

So oft ich diese Geschichte auch schon gehört hatte, so hörte ich sie doch immer mit gleichem Interesse, und von Kindheit an, war es meine liebste Unterhaltung gewesen, meinem Vater von seinem verschwundenen Freund erzählen zu hören. Wenn die Aeltesten des Dorfes an schönen SommerAbenden unter den Linden versammelt waren, und ich mit meinem Vater vom Spaziergang zurückkommend bey ihnen ausruhete, kam wohl einer, legte ihm traulich die Hand auf den Arm, und flüsterte ihm ins

Ohr; ja unser Herr sollte wiederkommen! Mehrere kamen herbey, und man sprach von seiner Regierung und sehnte sich nach ihr zurück, wie nach der goldenen Zeit. Der lebhafte Eindruck, den diese Geschichte auf unsern Gast machte, freute mich innig. Mir war es als machte ihn dieser Antheil an einen so oft wiederkehrenden Gegenstand unserer Gespräche noch heimischer in der Familie; auch ergriff mich eine dunkle Ahnung, er seye in das geheimnißvolle Schicksal jenes so geliebten Mannes enger verflochten, als er es äussere. Es war ein bedeutendes Schweigen in dem kleinen Zirkel, unsere Herzen näherten sich einander, ohne Worte; die junge Familie von Salm unterbrach es zu meinem Verdruß. Die Fräuleins hatten ihren Sonntagsstaat angelegt, da sie von einem Fremden gehört hatten, und kamen mit zierlichen Verbeugungen und einer französischen Exklamation zur Thüre herein. Nachdem sie den Fremden steif und vornehm begrüßt hatten, musterten sie ihn von Kopf zu Fuß mit neugierigen Augen, und flüsterten dann zusammen: ob gleich seine Kleidung nicht nach dem neuesten Schnitt sey, so habe er doch einen vornehmen Anstand. Er hatte für die Verbeugung höflich gedankt, und nach einigen flüchtigen Blicken auf die Damen, zog er sich mit meinen Vater in ein Fenster zurück. Die Fräuleins sprachen viel über ihre Reise nach S., von den vornehmen Familien mit denen sie dort Bekanntschaft zu machen dächten, und von ihrer Verwandschaft mit ihnen. Sie sprachen von diesen allen mit ungewöhnlich lauter Stimme, aber da alle Versuche, die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zu ziehen, fehl schlugen, so flüsterten sie wieder heimlich zusammen: Es sey schwerlich ein Mann von Stande, da er keine der guten Familien dieser Gegend zu kennen schiene. Das Geflüster, welches sich die jungen Damen oft biß zu einer beleidigenden Art über einen dritten erlaubten, den sie für unbedeutend hielten, war mir unerträglich; ich schlug ein Spiel vor. Die Fräuleins, die nun einmal die Hoffnung aufgegeben hatten, durch ihre glänzende Unterhaltung die Aufmerksamkeit unsers Gastes zu fesseln, überließen sich nunmehr auch ganz ihrer ungebundensten Laune, und wählten die blinde Kuh. Das nächste Zimmer wurde geöffnet, und der junge Salm mußte sich die Augen verbinden. Er that es nur nach wie-

derhohnten Neckereyen seiner Schwestern, da er doch noch immer eine hohe Meynung von dem Fremden hegte, und noch hoffte, seine Gelehrsamkeit in einer Lücke des Gesprächs einzuschieben. Endlich kam das Spiel in Gang, und ob ich gleich immer mit der halben Seele bey meinem Vater und dem Fremden war, so konnte ich doch nur abgetrennte Worte vernehmen. Ich hörte meinen Nahmen wiederhohlt nennen, sie sprachen eifrig, die Augen des Fremden suchten mich oft, und leuchteten mir wie ein Blitz in die Seele; bey jedem Stillstand des Gesprächs nahte er sich unserm Spiel immer mehr, und schien es mit Antheil anzusehen. Die Fräuleins blieben mit ihren hohen Absätzen, und langen Schleppen überall hängen, und liefen so ungeschickt, daß sie oft hinfielen, während ich in meinem leichten Hausanzuge, und platten Schuhen leicht forthüpfte. Es freute mich nicht wenig zu fühlen, daß die Augen unsers Gastes nur mir folgten, und zum erstenmal bemerkte ich mit Vergnügen, wenn unsere Schatten auf der weißen Wand durch einander hüpfen, daß ich eine schlankere Gestalt hatte, als meine Gespielinnen. Endlich kam die Reihe an mich, die Augen zu verbinden. Ich lief ein paar Minuten im Zimmer umher, dann nach der Thür, wo mein Vater und der Fremde standen, und faßte den Lezten bey dem Arm, um ihn in unser Spiel zu ziehen. Ich that dieses in einem Ausbruch fröhlicher Jugendlane, die mich leicht bey solchen Spielen ergreift, selbst meinen Vater neckte ich oft so. Als ich schon des Fremden Arm gefaßt hatte, fiel mir erst ein, mich zu fragen, ob ich dieses auch hätte thun sollen? Und mein unbefangenes Gemüth wunderte sich wieder über diese Frage, da es ihren Geheimnißvollen Sinn noch nicht verstand. In dieser Verwirrung hielt ich immer den Arm fest, biß er sich von meiner Hand los machte, und meinen Leib umfaßte. Süßes Moment des Lebens, wo Sinn und Geist zuerst in der holden Himmelanstrebenden Flamme empor fliegen, wie allgegenwärtig bleibst du einem zartfühlenden Gemüth! Ich war anständig erzogen, in der höchsten Reinheit und Keuschheit des Sinns und der Einbildung; dieß war der erste Mann, gegen den ich meine volle Weiblichkeit empfand. Ich fühlte mich seit seiner Gegenwart von jenem süßen magischen Gewebe umspinnen, daß die Blicke der

Liebe zu erzeugen scheinen, und in dem all unser Thun zärter, feiner und bedeutender wird. Bey seiner Berührung bebten meine Nerven, und eine hohe Heiligkeit schwebte um sein Wesen, die schauernd meinen Busen beklemmte. In diesem namenlosen süßen Gemisch der ersten Regungen des Herzens, stand ich sprachlos, und versuchte nicht der süßen Gewalt, die mich umwand, zu entfliehen. Fallen Sie nicht, liebes Kind, sagte er sanft, als ich endlich seinen Arm leise wegrückte, und umfaßte mich von neuem. Ich suchte meine tiefe Bewegung durch einen Scherz zu verbergen, und verlangte, er sollte an meine Stelle ins Spiel. Er löbte mir das Tuch um die Augen ab. Als ich ihn ansah, waren seine Blicke fest auf mich gerichtet, und eine unaussprechliche Lieblichkeit milderte ihren Ernst. Sie haben mich also gefangen Liebe; wollen Sie mich auch festhalten? sagte er mit dem zärtesten, doch halb ernsten Ton, der in der Modulation seiner klangvollen Stimme meine tiefste Seele ergriff. Er mischte sich nun auf eine leichte, fröhliche Art für einige Momente in unser Spiel, seine schöne Gestalt und die große Leichtigkeit und Grazie seiner Bewegungen entfaltete sich in vollem Reitz. Als er sich zurückzog, gab er mir die Binde zurück, und sagte: ich hätte ihn um zwanzig Jahre verjüngt, eigentlich dürfe man Amors Binde im vierzigsten nicht mehr tragen.

Er sah mich bey den letzten Worten scharf an; mir war als suchte er eine Widerlegung in meinen Blicken. Bald hernach bat er meinen Vater um die Erlaubniß, sich zur Ruhe zu legen, indem er sehr ermüdet sey, und morgen eine starke Tagreise vor sich habe. Er gieng sachte aus dem Zimmer, ohne weder mich noch die andere Gesellschaft zu grüßen.

Mein Vater folgte ihm; als er zur Thür hinaus war, ergoßen sich die Fräuleins mit ihrem Bruder in tausendfache Vermuthungen und Fragen über die Erscheinung dieses Fremden. Nicht weniger drangen sie in mich, alle kleinen Umstände seiner Ankunft zu erfahren. Die Gegenwart meines Vaters machte sie etwas zurückhaltender. Er hatte einen edlen Ton in seinem Hause eingeführt, und alles unnöthige leere Geschwätz wurde so viel als möglich verbannt, weil es nur aus kleinen Gesinnungen entsteht, und sie auch wieder nährt. Der junge Salm, der doch den Werth

des Geistes und der Kultur genug erkennen konnte, um große Achtung dafür zu äusern, ergoß sich in Lobeserhebungen über den Fremden. Ein vortrefflicher Mann! rief er, mit jenem präensionirten Enthusiasmus, in den Seelen von geringen Fähigkeiten leicht verfallen; in Wahrheit ein vortrefflicher Mann! begann er von neuem, wie er schön und bieder spricht, welch ein Feuer in seinem Auge, und wie etwas großes und vornehmes in seinem ganzen Benehmen liegt, als stehe ihm alles an, was er zu thun gedenkt, und als sey er überall der Herr. Und durch Simplicität und Verstand Herr, sagte mein Vater, welches die beste Herrschaft ist. Die Fräuleins fielen auch ein und fanden, er habe gute Facons, und einen Tadel, der schon auf den Lippen schwebte, schienen sie nur aus Furcht vor meinem Vater zu unterdrücken. Im Ganzen schien es ihnen doch aufgefallen zu seyn, daß die wenige Aufmerksamkeit, die er der ganzen jungen Gesellschaft bezeigt hatte, nur einzig auf mich gerichtet war. Wie froh war ich, als die Gesellschaft endlich Abschied nahm, und mich meinem Herzen überließ! Mein Vater gab mir sogleich gute Nacht, und hieß mich das Frühstück gegen sieben Uhr bereiten. Selbst meinen Vater verließ ich gern, zum erstenmal in meinem Leben. Ich ordnete das nöthigste für den morgenden Tag, und gieng in mein Zimmer. Ich sank auf einen Stuhl neben dem Bette, und überließ mich den lieblichen Bildern, die allgewaltig auf meine Seele eindringen. [...]

Karoline von Wolzogen: Agnes von Lilien, in: Die Horen eine Monatsschrift. Hg. v. Friedrich Schiller. Zweyter Jahrgang, 8. Bd., Jahrgang 1796, Zehntes Stück. Tübingen: Cotta 1796, S. 6-69, dort S. 6-33.

11. Friedrich Justin Bertuch: Modenachrichten

1. PARISER MODEN.

Zu Anfang des Nivose³⁶

Noch nie waren die Sitten zügelloser, und die Vergnügensjagd wüthender bey unsern Schönen, als jetzt. Es scheint als erwarteten wir in diesem Jahre das *Ende aller Dinge*, und wollten vor-

her die Schaafe noch bis auf den Boden ausleeren. Die Ehescheidungen, daß *Sacrement d'adultère*, wie *Mercier*³⁷ es nennt (in seinem *nouveau Paris*), sind in progressiver Vervielfältigung, und mehr als eine Dame denkt wenigstens, was eine unter ihnen kürzlich laut aussprach: *je veux jouir du moins de la perte de ma reputation*. Man fürchtet, daß der strenge *Cambaceres*, dessen Einfluß auf die neueste Legislatur schon jetzt sehr sichtbar ist, dem Ehescheidungsunfug nachdrücklich steuern werde. Darum will man in der Sache noch vor Thorschluß so viel als möglich thun. Zu den frechesten Zügellosigkeiten gehört die Umkleidung der Damen in Männer. Zwey thun sie sich zusammen, wovon die eine, in einen jungen *Roué*³⁸ travestirt, die andre als Cavaliere überall hinführt. Ein weites Feld zu Abentheuern und verliebten Szenen. Man spielt da den Grausamen gegen die Schöne, giebt Rendezvous, die sich sehr lächerlich auflösen, und kann in dieser Umkleidung sich hundert Freyheiten erlauben, die der schamlosesten Dirne doch nicht gestattet wären. Dazu kommt die verhältnißmäßige Wohlfeilheit des männlichen Anzuges, wo mit Halbstiefelchen-Pantalons von Apricosenfarbigem Sammt, und einem Redingotte³⁹ mit 3 Kragen alles abgethan ist. Viele *Männinnen* der Art die sogar den kleinen losen Schelm (*le petit crâne*) spielen, haben gar keine weibliche Garderobe mehr. Die Modistinnen ereifern sich, wie natürlich, ganz außerordentlich gegen diese Quiproquos.

Die zwey Hauptformen des weiblichen Anzugs sind die *griechische* und die *türkische* Mode. Die letztere hat den Herbst und den Winter zu ihrer Saison. Dazu kommt jetzt noch das Beyspiel der *Consulesse Bonaparte*⁴⁰, die ihrem Mann zu Liebe die türkische Tracht vorzieht. Daher heißen auch jetzt alle tausendfähige *chapeaux capotes*⁴¹, die in den Turbans hinüberspielen, *à la Mamelucke*. Die weißen Esprits kämpfen mit den Reiherfedern (*herons*) und Federblumen (besonders trägt man gern eine Sonnenblume vor der Stirn) um den Vorrang. Die Nacktheit ist größer als je. Ueber ein feines Batisthemde eine Robe von schwarzem Crep mit einem *Coquilicot*-Gürtel gebunden, und einen Ponceau-Shawl darüber, den man in der Gesellschaft so gleich abwirft, das ist das ganze Ajüstement. Musseline sind im-

mer begünstigter als Florence und Atlaß⁴². Nur in der Einfassung in Bordüren zeigt sich der Reichthum der Erfindung. Diese Garnirungen sind bald in Gaze, bald gestickt, bald ist ausgezackter Sammt aufgenäht, bald sinds Perlenschnüre, bald Kometen, bald Goldschnüre u.s.w.

2. LEIPZIGER WITZJAGD.

Leipzig, den 17. Decembr. 1799.

Eine eigene Art von Modelectüre gewährten hier vorigen Sommer die sogenannten *Verzeichnisse von Büchern nebst ihren Verlegern*. „Haben Sie auch schon die Verzeichnisse gesehen?“ „N. steht auch im Verzeichniß!“ hörte man oft, und jeder, betroffen oder unbetroffen, eilte, selbst oder durch andre Abschrift zu nehmen. Und was sind diese Bücherverzeichnisse Anders, als ein Aggregat von größern oder kleinern Schmähungen, Pasquille im weitem und engern Sinn, gegen eine namhafte Anzahl hiesiger distinguirter Privatpersonen jeden Geschlechts und Alters, in der Form von Büchertiteln gerichtet? Cajus⁴³ hat, z.B. ein Buch von der Keuschheit, Sempronius⁴⁴ eines von der Frugalität verlegt oder geschrieben. Jenen kennt die Stadt als einen erklärten Wollüstling, diesen als Verschwender ohne Grenzen; Tullia ist Verfasserinn eines Romans, dessen Titel einen Theil ihrer wirklichen Lebensgeschichte verräth, u.s.f. Wäre nur feine Ironie und Iuvenalischer⁴⁵ Witz, auch wohl ein Scherz über den Muth, in dem oder jenem Dinge, bisweilen auch außer der Regel der Mode zu seyn (um mit Kant mich auszudrücken) bemerkbar gewesen, wie hie und da wirklich der Fall ist; so hätte der Einfall noch hingehen mögen. Aber die Rüge körperlicher Gebrechen zeigt von so viel Plumpeheit, die Aufdeckung mancher geheimen Geschichte (welche der Schleyer der Menschenliebe besser auf immer gedeckt hätte) von so viel Indiscretion, endlich die offenbare Verbreitung baarer Lügen von so viel Bosheit, daß man nur zu bald (selbst wer aus Eitelkeit gern medisirte) inne werden mußte, auf welches schlüpfrige Glatteis die leidige Neugier dasmal geführt habe. Schlimm genug, daß die Titel gar nicht aufhören wollten, von sechzig bis hundert, ja endlich bis dreyhun-

dert stiegen. Doch das ist der Fall ja bey Manuscripten, daß die Abschreiber sich auch manchen Zusatz erlauben. Am Ende kamen ganz unbekannte Personen an die Reihe. Bereits ist dies Produkt leichtfertiger Tadelsucht, nebst den gleichzeitigen „*Directoren in der Klemme*,“ einer sogenannten Oper in 3 Acten, worin niedrige Leidenschaft den Namen zweyer für Leipzigs ästhetische und pädagogische Kultur verdienter Männer verleumderisch anzutasten sich erkühnt, der Vergessenheit übergeben, während eine nur herausgekommene, verworfene Schrift (deren bescheidnerer Vorläufer „*Leipzig im Profil*“ war): *Leipzig im Taumel* betitelt, den Arm der Polizey selbst in Thätigkeit gesetzt hat. Die Pflicht, durch Milderung unsrer Urtheile über Andre, ja durch Verschweigung derselben, die Achtung für die Menschheit zu erhalten, hat der, durch die Flucht der Bestrafung entzogene, wohlbekannte Verfasser nicht nur gänzlich aus den Augen gesetzt, sondern auch durch das schmutzige Detail der schamlosesten Szenen, ja durch die gar nicht ehrenvolle Einführung seiner eignen Person nur zu laut beurkundet, auf welcher Stufe der Moralität der Verfasser stehn müsse. Wer könnte aus solchen Pfützen seinen Durst stillen wollen?

3. PETITION DER HÜTHE.

Frankfurt am Mayn, den 17. Decemb. 1799.
Im Frühjahr und Herbst pflegt der ansehnlichste Theil unsrer Einwohner in der Stunde von 12 bis 1 Uhr vor Tische die Promenaden um unsere Stadt zu besuchen. Der ganze *beau monde*⁴⁶ zeigt sich da in seinem Glanze. Die Vorübergehenden, welche fast alle größtentheils in engem oder weitem Verhältniß zu einander stehen, grüßen sich dann wechselsweise durch Abnehmen des Huths, so oft und wiederholt, daß es, die Wahrheit zu gestehen, manchem lästig seyn mochte. Neuerlich fand man beyliegende *Bittschrift der Hüthe* (in zwey Columnen französisch und teutsch) um Schonung an vielen Bäumen der Promenaden angeschlagen. Ob sie die gewünschte Wirkung haben wird, muß die Zeit lehren. Ich schicke Ihnen einen Abdruck, dessen ich zufällig habhaft wurde, als eine Modenneuigkeit, und



Abb. 12 Tafel 1; Illustration: Journal des Luxus und der Moden 15 (1800),
No. 1, Januar 1800 (WLB Stuttgart)



Abb. 13 Tafel 2; Illustration: Journal des Luxus und der Moden 15 (1800),
No. 1, Januar 1800 (WLB Stuttgart)

wünsche den armen Hüthen Schonung und Erleichterung von ihren Drangsalen im neuen Jahre!

ANSUCHEN DER HÜTHE
an das spazierengehende Publikum.

In dem gerechtigkeitsliebenden Jahrhundert, worin wir uns befinden, schmeicheln wir uns, nicht fruchtlos eine drückende Ungerechtigkeit zu rügen.

Indem wir den Männern zum Kopfputz dienen, decken wir ihre Häupter gegen die rauhe Jahreszeit, und zur Erkenntlichkeit werden wir durch den Spaziergang von zwölf bis ein Uhr dermaßen abgenutzt, daß wir verzweifeln, in den künftigen Hundstagen noch im Stande zu seyn, gegen den Sonnenstich zu schützen.

Wir Unterzeichnete bitten daher ein spazierengehendes Publikum, uns einen unbeweglichen Platz zu gestatten, in soferne wir unsre Pflicht erfüllen, Köpfe zu beschirmen, und nichts desto weniger von unserer vollkommensten Ehrfurcht überzeugt zu seyn.

Wir willigen ein, daß diese wichtige Abänderung der Höflichkeitsbezeugungen nur einstweilen Statt finden soll, bis dereinst bey dem allgemeinen Frieden eine genauere Bestimmung darüber beschlossen wird.

Frankfurt, den 15. December 1799.

Die Hüthe.

4. NEUESTE DEUTSCHE MODEN.

F... den 16. Januar 1800.

Ich freue mich, Ihnen hier eine sehr geschmackvolle Wintertracht mittheilen zu können, die ihren Ursprung der besonders in Frankfurt mit vieler Zufriedenheit des Publikums aufgeführten Oper *Camille* (von Pär⁴⁷ komponirt) zu danken hat, und daher auch *Camille* genannt wird. Hier ist es. (Taf. 1 [S. 147, A. d. Hg.]) Es ist, wie Sie sehn, eine Art von Fourreau oder Douillette⁴⁸ von dunkelfarbigem Taft oder Atlaß gemacht, mit langen, engen, über die Hand vorgestülpten Ärmeln und einem stehen-

den Kragen, der nur mit einer goldnen Nadel zugesteckt ist. Der Rücken (wie aus dem der Figur beygezeichneten Umriß zu ersehn ist) ist ganz aus einem Stücke. Vorwärts laufen auf beyden Seiten von den Schultern bis über die Brust zwey etwas schräg geschnittene, wattirte Stücken, die vorn zugesteckt werden. Das Vordertheil des Rocks ist apart, und wird unter der Brust zugebunden oder auch mit einem Gürtel von demselben Stoffe unter der Brust gefaßt. Vom Halskragen bis auf die Füße ist auf dem Kleide ein blinder Besatz mit Knöpfchen von demselben Zeuge besetzt, so daß es völlig das Ansehn hat, als sey es vorn zugeknöpft. Ueber den kleinen stehenden Kragen ragt eine Spitzenkrause hervor, die nahe unter dem Kinn den Hals umschließt. Die zweyte Mustertafel (Taf. 2. [S. 148, A. d. Hg.]) stellt Ihnen eine Dame vor in vollem Anzuge oder Hofkleide. Die Frisur besteht in kurzgeschnittenen, in kleinen Schlangenlößchen gedrehten Haaren, über der Stirn mit einem brillantirten Diadem von schwarzem Sammt gefaßt, aus welchem zur Seite drey Kornähren von Gold statt der Essprits oder Herons emporsteigen. Das Kleid von weißem Kreppflor ist vorn offen, und schlägt sich über der Brust zur linken Seite zusammen. Seine Garnitur sind weiße Spitzen. Der Rock, oder untere Theil, ist 5 bis 6 mal mit Streifen weißen Atlaß-Bandes besetzt, mit zackigten Nacarot-Atlaßband⁴⁹ aufgelegt, und in jedem der vier Winkel des rautenförmigen Vierecks (*in lozenges*, wie die Engländerinnen es nennen) mit glattgeschlagenen, silbernen Ringelchen gestickt. Unsere Dame trägt außerdem goldene Ohrenringe mit kleinen Brillanten gefaßt. Das Halstuch ist mit einem goldenen emallirten Sterne zusammengesteckt; weiße Atlaßschuhe; Florfächer reich mit Gold gestickt.

Friedrich Justin Bertuch: Modenachrichten, in: Journal des Luxus und der Moden 15 (1800), No. 1, Januar 1800, S. 42-50.

EMANZIPATIONSMODELLE SCHREIBENDER FRAUEN

Ebenso wie im vorigen Abschnitt Karoline von Wolzogen ein Modell für das Leben von Frauen in der Gesellschaft vorgestellt hat, rückte dieses Thema bei anderen Autoren an noch zentralere Stelle ihres Werkes. Zu diesen Autoren gehörte auch Amalie von Helvig-Imhoff (1776 – 1831). Sie wurde in Weimar geboren und war eine Nichte von Johann Wolfgang Goethe. Durch die als Hofdame am Weimarer Schloss genossene Bildung verfasste sie nach einigen kleinen literarischen Proben das Hexameterepos „Die Schwestern von Lesbos“, das sie zusammen mit Goethe überarbeitete. Es erschien zuerst in Friedrich Schillers „Musenalmanach für 1800“. Mit ihren Texten bewegte sie sich in einem Spannungsfeld zwischen Unterhaltung und Emanzipation. Im zweiten Abschnitt ihres literarischen Schaffens nahm ihre Produktion, wie etwa die im „Taschenbuch der Sagen und Legenden“ (1812) veröffentlichten Texte (vgl. den Abschnitt „Thüringer Sagen und Legenden“), altdeutsche und katholisierende Züge an und reichte damit nicht mehr an die Qualität ihrer früheren literarischen Produktion heran. Zu den von schreibenden Frauen angebotenen Emanzipationsmustern gehörten neben den Dichtungen von Helvig-Imhoff auch die Texte einer für Modeblätter und Almanache schreibenden Caroline Auguste de la Motte Fouqué (1775 – 1831). Beiden gelang es, Lebensentwürfe in einem als Massenware verpackten Medium vorzustellen, ohne dabei ein konzeptionelles Programm zu entwerfen. Kritik ernteten die Texte von Caroline Fouqué ebenso wie Helvig-Imhoffs „Schwestern von Lesbos“. Johann Wolfgang Goethe schrieb am 16. September 1799 an C. W. Humboldt: „Amelie Imhoff hat ein kleines episches Gedicht, die Schwestern von Lesbos, geschrieben, der Gegenstand ist artig, die einzelnen Motive meist sehr glücklich, das Ganze hat ein blühendes jugendliches Wesen“.

Kurze Zeit zuvor waren die Verlautbarungen an Friedrich Schiller etwas kritischer ausgefallen: „Das Werk ist wie eine

bronzene Statue, artig gedacht und gut modellirt, wobey aber der Guss versagt hätte.“ (24. Juli 1799) Caroline Fouqué's Roman „Resignation“ gibt eine Variation von Goethes „Wahlverwandtschaften“, jedoch mit einer anderen Konfliktlösung als Goethes Roman: Zwei Personen, Hugo und Elise, bestimmen die Handlung. Beide befinden sich in festen Beziehungen, kommen einander näher und die Entdeckung ihrer Liebesbeziehung wird zu Katastrophe. Elise wird geschieden, Hugo trennt sich von seiner Frau, kann sich aber für keine neue Beziehung entscheiden. Er scheitert an seiner eigenen Unentschiedenheit und begeht Selbstmord. Nur durch die Teilnahme an der Erziehung ihres Sohnes bleibt Elise noch Mitglied in der Gesellschaft. Elise scheitert an den Grenzen, die ihr von der Gesellschaft gesetzt werden (auf Grund ihres Frauseins), der gegenüber sie trotz ihres teilweisen Scheiterns (Scheidung, uneingelöstes Eheversprechen etc.) nicht verzweifelnd begegnet, sondern kämpferisch. Ihr Fazit ist kurz: „Kann ich auch nicht denken, wie Andere es wollen, so lerne ich doch mit Andern leben, Manches errathen, schweigen und warten, bis es heller und heller wird.“

12. Amalie von Helvig-Imhoff: Die Schwestern von Lesbos

Sechster Gesang.

Ungesäumt betrat und still entschlossen der Jüngling
Nun das innre Gemach, doch schüchtern sich der Verlobten
Nahend; ihn quälte die Furcht, der Seele tiefstes Geheimniß
Uebereilt ihr vielleicht, mit raschem Wort, zu verrathen;
Und noch schwieg er beschämt, da, gegenüber der Jungfrau,
Er den forschenden Blick des klaren Auges begegnet;
Doch, gesammelter bald, sprach also, mit Fassung, Diokles:
Sey mir du Treffliche heut begrüßet, aber verzeihe
Wenn ich am festlichen Tag, der unserm Bunde geweiht ist,
Mit dem liebenden Gruss die fremde Bitte zugleich dir
Auch entgegen bringe; doch wohlbekannt ist mein Herz ja
Schon, das offene, dir, das den unsträflichen Wunsch nicht

Lang' in sich verschliesst und ängstlich zweifelnd geheim hält.
Höre liebeich denn, mit hold beegnender Nachsicht,
Was schon längst vielleicht, im Stillen, mit heimlicher Unruh
Auch, und störender Sorge das ernste Gemüth dir bewegt hat.
Innig verbanden bis jetzt des Dankes heitere Pflichten
Dir die jüngere Schwester, für welche du Freundin und Mutter
Warest, und die du vom eisernen Druck verjährter Gewohnheit,
Die sie zur Magd dir bestimmt, befreystest mit seltener Grossmuth;
Aber es ändert sich bald, so fürcht ich, das schöne Verhältniss.
Einsam wird sie sich sehn, wenn nun der Gattin und Mutter
Süsse Sorgen von ihr dich abziehen, traurige Zeugin
Eines Glückes, das sie nicht theilt und mit schweigendem Neid nur
Ansieht. Tadle sie nicht, ihr ward ja die gleiche Bestimmung!
Kannte je sie vorher getrennte Freuden? Genossin
War sie dir unschuldiger Lust, wie heiterer Arbeit.
Doch ein Ausweg bleibt; ich selbst geleite, wofern du
Dieses billigst, alsbald zu meiner Mutter das Mägdlein,
Die, so kenn' ich sie, gern als Tochter die Liebliche aufnimmt.
Auch, dass dir nicht darum entgeh die gewohnte Bedingung,
Sorg' ich. Die mich gebahr erzieht seit Jahren mit Sorgfalt,
Sich zum eigenen Dienst, zwey Mädchen, welche den Haushalt
Klug zu führen verstehn, in zierlichen Künsten der Pallas
Durch die Erfahrene selbst belehret. Schöner die weiche
Wolle zu färben besass Arachne nicht das Geheimniss,
Noch ein zarter Gespinnst zu drehn, auch entwallte dem Webstuhl
Manches Schimmergewand von ihren Händen gefertigt.
Dieser eine nun giebt dir gern zum Ersatze die Mutter,
Rüstiger fördert sie dir und besser, meyn' ich, die Arbeit,
Statt der jungen Likoris, die kaum entwachsen der Kindheit.
Und, sie ganz zu beglücken, erwähl ich selber, bedächtig,
Unter den Jugendgenossen, für sie den würdigsten Jüngling.
Welcher sie liebend begehrt und dem sie freudig sich hingiebt.
Aber, dass sie nicht arm beschämt sich fühle, bereit' ich,
Dies verstatte du noch, für das Mädchen die schickliche Mitgift.
Keine Schwester, du weisst's, entzieht mir des reichlichen Erbtheils
Vollen Besitz für mich, von liebenden Eltern gesammelt.
Ja aufs neue besiege die unnatürliche Sitte,

Welche der Jüngeren hier, zugleich mit der lieblichen Freyheit,
Auch die heiteren Bande beglückender Ehe versaget;
Und du erfreust dich des Bundes dann, den du selber geknüpft hast.
Also Diokles; und jetzt, indess er der zögernden Antwort
Still noch harret, bewegt der Wünsche peinlicher Zwiespalt
Ihm das tiefste Gemüth, denn mit der zweifelnden Sorge
Ob die Bitte ihm wohl, die fromme, weigre Simaitha?
Stritt, so wollt' es Eros, die bängere Furcht vor Gewährung.
Doch ihr selber entnahm die ernste Bitte des Jünglings
Jenen stillen Verdacht, und scheuchte die Wolke des Trübsinns,
Welche der Jungfrau Stirn mit dunkler Trauer umhüllte.
Also verdunkelt erscheint des Sees heitere Fläche,
Wenn ein dräuend Gewölk auf die Berge sich senkt und es rauschen
Trüb die Wellen empor, die beweglichen; nächtliche Schatten
Schwanken die Ufer hinan, bis schnell ein günstiger Lufthauch,
Siegend, die Dünste zerstreut und schön, aufs neue, gespiegelt
Dann von der ruhigen Fluth der Himmel glänzend zurückstrahlt;
Also, befreyet auch jetzt vom dunkel schwankenden Argwohn,
Oeffnet das reine Gemüth sich gern der tröstenden Wahrheit.
Klar durchschaut sie nun mit stillem Sinn das Verhältniss,
Und zu dem Jüngling gewandt erwiedert' also die Jungfrau:
Recht ist was du begehrt, und hold begegnet Erfüllung
Deinem Wunsche schon, der auch den früheren Entschluss
Tief im Busen mir stählt; zu theuer kaufet der Ruhe
Hohes Kleinod sich nie, und nun erring ich es leichter,
Da dein Sinn mir bekannt. So sey uns nimmer Likoris
Zeugin künftigen Glücks! Der kränkelnden Mutter vergönn' ich
Gern zur Pflegerin sie, und dann vereinet dem Jüngling,
Der sie vor allen erwählte, dem froh sie und liebend sich hingiebt.
Ja so wird mir vielleicht der Schmerz des herben Verlustes
Durch ein schöneres Glück, das ich begründe, gemildert.
Aber gehe mein Freund! den Vater rufe! das Opfer
Wünscht' ich früher vollbracht, das segenerflehende, bald sonst
Kommt der Gespielinnen lärmende Schaar! doch der stillere
Sinn nur
Nahet mit frohem Gebet allein sich würdig der Gottheit.
Dieses sprach sie, und tief erschüttert eilte der Jüngling.

Aber die Stufen hinan durchflog die Halle des Eingangs
Thestylis festlich geschmückt, ihr rief bewegt Simaitha
Frohen Willkommen entgegen und sank in der Freundin

Umarmung.

Leise lächelnd entfaltet die Kommende dann vor der Jungfrau
Schnell ein zartes Geweb von seltenen Farben und Schönheit.
Also prangen, gepflegt von fleissiger Hand, Anemonen,
Purpurschimmernd, vom Blut der schönen Küpris geröthet.
Und mit innigen Worten der Liebe redet sie also:
Nimm dies Brautgeschenk, Simaitha, trefflichste Jungfrau!
Die du, den scherzenden Kreis der Jugendgespielen verlassend,
Heute dem Gatten dich giebst! Der Neuvermählten umwaltet
Dieser Schleyer das Haupt, auch flocht ich selber der Myrthe
Blühend Gewinde dir hier! schön schmücke heut die Beglückte
Hymens⁵⁰ lieblicher Kranz, den die Hand der Jugendgespielin
Jetzt in des goldenen Haars verschlungene Flechten befestigt.
Doch nicht seh ich wie sonst sie rings, mit zierlicher Ordnung,
Dir um die Scheitel gelegt! in tiefen Schwingungen sinken
Sie zur Schulter herab! Den losen Geflechten entschlüpfet
Lang die wallende Locke, da sonst nur zartes Gekräusel
Um den Nacken dir spielt; so seh ich dich heute, mit Staunen,
Zwar nicht minder schön, doch ungemäss der Gewohnheit.
Wo denn säumet Likoris? und übt am festlichen Tag sie
Also lässig den Dienst? Doch halt! Es flammt wie ein Blitzstrahl
Ein Gedanke mir auf, den, ach! dein Schweigen bestätigt.
Trog mein Auge mich nicht? die Freundschaft schärft es, und
ehrst du

Nun im warnenden Traum den heiligen Boten der Götter?
Was entdecktest du? sprich! ist noch unkundig Diokles
Ihrer Neigung? belehrte nur dich vielleicht ein Geständniss,
Oder theilet er selbst der sträflichen Liebe Geheimniss?
Unmuth aber im Blick und schweigend kehrte Simaitha
Von der Fragenden jetzt mit ernstem Zürnen das Antlitz.
Welch unseliger Gabe, so sprach sie heftig, berühmst du,
Selbstgefällig, dich doch, entschleyert stets nur die Zukunft
Dann, die verhüllte, zu sehn, wenn Schmerz ihr und Trauer
gesellt ist!

Nein! du achtest fürwahr den Jammer nicht der Gespielin,
Wenn sich der Traum nur bewährt, der unheilbringende; dennoch
Löset noch diese Stunde den Knoten, wie es die Ahndung
Nie dir sagte, dann steht vielleicht erstaunt die Prophetin.
So die Jungfrau; doch schnell, durchdrungen von inniger

Wehmuth,

Rief sie mit Heftigkeit aus: Vergieb! es wühlet, zerstörend,
Tief im Busen der Schmerz, vertilgend reißt er, gewaltsam,
Jenes sanftere Band der Lieb' aus blutender Brust mir.
Auch der Freundschaft Hand berührt die verwundete schmerzlich.
Alles schwanket um mich, je näher mir der Entscheidung
Banger Augenblick schwebt, und fest nur steht der Entschluss mir.
Also sprach sie bewegt, ihr schluchzt an dem Busen die Freundin,
Und still weinend hielten sich lang' umschlungen die Jungfrauen.
Aber sie trennten sich nun, da im Feyergewande Diokles,
Von dem festlichen Zug umgeben, langsam herannaht.
Heiter schreitet Filemos voran, um die silbernen Locken
Prangt ihm ein farbiger Kranz, er hebt die flammende Fackel
Wohlgefällig empor, ihn freut das Gepränge der Hochzeit.
Mit gesenketem Blick geht neben den Vater Likoris⁵¹.
Aber als er um sich die Kinder im Kreise gesammelt,
Reicht er, feyerlich ernst, dem bleichen bebenden Mädchen
Hymens heilige Fackel, die heiter lodernd den Zug führt.
Tief gerühret gedenkt er zugleich der verlorenen Gattin,
Welcher dies Amt gebührt, und ruft mit herzlicher Trauer:
Nimmer hoffe der Mensch dass, je vollkommenen Glückes
Sich zu erfreun, ihm vergönnt sey, denn es gesellt sich
Stets der süßeren Freude zugleich der herbere Schmerz bey.
Also mahnet die Feyer der froherwünschten Verbindung
Doppelt schmerzlich aufs neu an den vielbeweinten Verlust mich.
Hätten der liebenden Mutter die Götter des späteren Alters
Ruhige Tage vergönnt, wie froh verwaltete heute
Nun die Theure dies Amt, womit ich dich, o Likoris!
Als die liebende Schwester vor allen zu ehren gesinnt bin.
Also redet Filemos; er wähnnte sie hoch zu erfreuen,
Da er unwissend ihr noch geschärftere Qualen bereitet.
Weiter schreitet der Zug, der festliche, welchen Likoris

Ach! gezwungen nun selbst, mit zögernden Schritten nur anführt.
Langsam wankte sie so der Halle zu, wo ein Altar
Lodernd harrte, indess ringsher die heil'gen Geräthe
Dienende Knaben bereitet, es dampfte die Wolke des

Weihrauchs.

Doch als mit zitterndem Fuss sie nun die Schwelle berührte,
Jetzt im Kreis um sich die Zeichen sah der Vermählung,
Sank aus zuckender Hand die lodernde Fackel, es sanken
Fackel und Mädchen zugleich, und wie, ersterbend, die Flamme
Auslöscht, also mit ihr das Auge in tödtlicher Ohnmacht.
Schnell drang alles herbey! Doch sich und alle vergessend,
Die mit staunendem Blick ihm weichen, warf an der Pforte
Auch Diokles sich hin, er fasste, mit mächtigen Armen,
Sie, so hielt er sie fest, nicht mehr die heimlich Geliebte.
Aengstliche Liebe verrieth das schreckentstellte Antlitz,
Und der Odem stockt' im beklommenen Busen des Jünglings,
Da, mit unsicherer Hand, er des Lebens zögernde Pulse
Noch vergebens suchte, und so erstarret und leblos
Sah die zarte Gestalt, die hingestreckt auf den Marmor
Selbst ein Marmorbild erschien. So lieget am Altar
Still verblutend das Opfer, indess aus dunkeler Wunde
Purpurnes Leben verströmt, das warme; in starrer Ermattung
Ruh'n die Glieder, es schliesst, erlöschend, das Auge sich langsam;
Nur der schnellere Schlag des Herzens, er strebet noch krampfhaft
Das entfliehende Blut zurückzuziehn, doch vergebens,
Zeigt mit dem Leben zugleich des Todes nahende Schreckniss.
Also lag Likoris, vom Arm umfassen des Jünglings,
Der bewusstlos noch dem lauten Schmerzo sich hingab,
Als Simaitha bewegt zu ihr sich neigte, das Auge
Still erhob und sprach: Erweckt sie! verschmähet das Opfer,
Götter, das freudige, nicht, das euch bestimmt, des Hades
Dunkle Gewalten lasst sie nicht unwillig hinabziehn.
Da, beym Klange der Stimme, der wohlbekannten, ermannt er
Schnell sich, aber zugleich kehrt des Vergangnen Bewusstseyn,
Ihn beschämend, zurück, er ruft mit gesenketem Blicke:
Herrlich stehest du, Hohe! als ruhig waltende Gottheit
Zwischen Sterblichen hier, die blinde Leidenschaft hinreisst!

So auch neige dein Ohr der Stimme, welche vielleicht nicht
Mehr zum Herzen dir dringt, doch schuldbewusst zu verstummen
Heisst das meine mich nicht; ich darf es kühn dir enthüllen.
Strafbar steh ich vor dir, doch nicht der heiligen Treue
Frecher Verräther, es wiegte die Sinne gefälliger Irrthum,
Schmeichelnd, in täuschende Ruh, ja dir entdeckt dies Bekenntniss
Kein bekanntes Gefühl, dem lange der edlere Vorsatz
Streitend begegnet, wie dir gesteh ich unwillig mir's selber
Jetzt zum erstenmal, mit schmerzlich tiefer Empfindung.
Ja, ich wähnte bis jetzt die schnell aufkeimende Neigung
Muthig bald zu besiegen und glaubte, deiner nicht unwerth,
Hier dir zur Seite zu gehn, die festen Bande zu knüpfen.
Doch ich fühl es, mir wand ein feindlich waltendes Schicksal
Längst um die Seele das Band, das neue, schon, und vergebens
Strebt' ich entgegen der Macht, die, unnatürlich, zur Qual, mir
Liebe im Herzen belebt, wo nie sie genähret die Hoffnung.
Alles weisst du nun, du Treffliche, die ich beleidigt,
Wie ich selbst mich betrog. Dich kränke nicht länger mein
Anblick;

Nun verlass ich auf immer die nicht mehr freundliche Heimath.
Lebe denn wohl! Es stützt zu sicher die Erde den Fuss mir,
Und das Meer gesellt, das wildbewegte, sich besser
Dem stets schwankenden Sinn, der wie die Woge den Winden
Jedem Drange sich neigt, verirrt auf empörender Meerfluth.
Halt und endige nicht! rief sie, der er scheidend die Hand bot,
Mit gebietendem Ernst sie fassend: ach! es verschlangen
Trauriger Opfer genug die gierigen Fluten, bewahre
Du für die Liebende dich, die neu dir ins Leben zurückkehrt.
Sie verhieß ich dir schon, da heute die ernstliche Bitte
Mir mit schönem Vertraun enthüllte deine Gesinnung,
So den Entschluss mir bestimmte, der schon in dem Busen mir
aufstieg.

Ja, ich löse die Fessel und gönne willig der Schwester
Dass sie des Gatten sich freue, der doch sie vor allen erwählet,
Dem sie liebend sich gab, du bist es selber, o Jüngling!
Und ich freue mich so des Bundes, den ich geknüpft.
Und zu dem Vater der stumm, ihm hielt Erstaunen und Unmuth

Noch die Zunge gefesselt, trat still gerühret Simaitha
Und umfasste mit Bitten das silberlockige Haupt ihm.
Lass, o Vater! doch jetzt, durch ruhige Worte besänftigt,
Das Befremdende nicht zum Zorn dich reizen, noch stöhre,
Streng missbilligend, nun der Liebe neueres Bündniß.
Zorn ergreife dir nicht den Busen, hier wo der Weihrauch
Gütigen Göttern dampft, die frohe Opfer herabziehn!
Fromm ja ehrst du sie stets; auch dies ist der Himmlischen
Fügung.

Freundlich bilden hienieden sie eins für's andre, sie führen
Die Verwandten sich zu, dass froh gesellet den Pfad wir,
Den unebenen, wandeln des Lebens, in der Vereinung
Süßem Genuss, doch zerreisst allmächtig das waltende Schicksal
Jenen ersten Bund, strebt umsonst das Verwaiste von neuem
Festzuhalten ein Herz, das, unbewusst, durch den Rathschluss
Höherer Mächte schon der andern Liebe bestimmt war.
Und mit dem bräutlichen Schleyer, der nur so kurz ihr die Stirne
Rosig umwaltet, bedeckte die Jungfrau schweigend der Schwester
Haupt, die kniend noch lag, und, bleich gelehnt an den Jüngling,
Stumm, mit flehendem Blick, die zarten Arm' ihr empor hob,
Dann mit festerer Hand die verglimmende Fackel erhebend,
Sprach, zu den Liebenden sanft gewendet, also Simaitha:
Traurig bedeutend erlosch, in der Leidenschaft Hand, Hymenaios
Heitres Licht mir, euch Beiden entzünd' es schöner die Freund
schaft.

Jetztund theilte sie mächtig den Kreis, der sich drängend
gesammelt,
Und umschlang den Altar, in dessen lodernde Flammen
Sie die Myrthe versenkte, den Schmuck der Locken. Verkläret
Strahlt, in der Ruhe milderndem Glanz nun der Herrlichen Antlitz,
Da mit aufstrebendem Blick sie rief: O! Estia, höre!
Dir, des reinen Feuers Bewahrerin, heilige Göttin,
Weih' ich freudig dies Haupt, das zweymal freundlich der Liebe
Blüthen umflochten, und jetzt, des Schmuckes mit Willen
beraubet,
Ganz dein eigen wird! Schon steigt aus dem bräutlichen Kranze
Höher empor die Flamme zu dir, so tilge mir huldreich

Auch die Erinnerung des Leids und ich umwinde, voll Dankes,
Mir die erheiterte Stirn mit der Priesterin heiliger Binde.

*Amalie von Helvig-Imhoff: Die Schwestern von Lesbos, in:
Musen-Almanach für das Jahr 1800. Hg. Friedrich Schiller.
Tübingen: Cotta 1800, Sechster Gesang, S. 151-182.*

13. Caroline Auguste de la Motte Fouqué: Resignation

Elise an Sophie.

Der redselige Walter hat nicht zuviel gesagt. Der erwartete Gast ist wirklich auf dem Schlosse des alten Comthur⁵² angekommen. Gestern, bei unserer Rückkehr von Ihnen, sahen wir, während das Schiffchen den Strom hinabglitt, die Fenster im obern Stockwerk der Burg erleuchtet. Dort brannte seit ewigen Zeiten kein Licht.

Mein kleiner Georg, der unter dem Vorwande der Müdigkeit, sich von mir auf dem Schoos hätscheln ließ, machte mich zuerst aufmerksam darauf, denn, indem er die allerliebsten Augen bald zusammen kniff, als wollte er schlafen, bald von hunderterlei, das um ihn vorging, angeregt, sie wieder öffnete, streckte plötzlich das Händchen aus, und rief: »ein großer Stern, Mama!« Ich mußte lachen, als ich, der Richtung seiner kleinen Finger folgend, den zusammengezogenen Lichtstrahl hinter den Bäumen entdeckte, und mich dabei Walters Wichtigthun, bei Erwähnung des unbekannten Fremden, erinnerte, der Gevatterinnen und Gastwirthen ein erwünschtes Räthsel sein wird, über das ich schon viele die Köpfe zusammen stecken sehe. Nun ich merke, ich, ich mache es nicht besser, als jene! Die Neugier gehört gewiß zu den Erbsünden; denn es theilen sie meist alle Menschen mit einander. Und was man gleich für Märchen zusammen spinnt. Unten im Amthofe hat man in vorletzter Nacht eine sechsspännige Kutsche, von mehreren Leuten zu Pferde begleitet, vorbei fahren sehen. Sie nahmen die Richtung nach den Ber-

gen zu. Höchstwahrscheinlich waren es die Schloßgäste. Denke ich nun an Georgs *großen Stern* und die geheimen Anstalten auf der Burg, so haben wir das intrikanteste Abentheuer von der Welt ganz in der Nähe.

Ich schreibe Ihnen das in aller Eile! theils um Recht von Ihnen zu behalten, in Bezug unsers gestrigen Streites über des Comthur bizarre Hypochondrie, theils um die Anwesenheit unsers Merkurs, des flinken Walters, zu benutzen, der stehenden Fußes zu Ihnen hinüber will, um seinen neu auf der Frankfurter Messe erhandelten Kram, vor Ihnen auszulegen. Beiläufig gesagt, solche umherstreifende Hausirer sind doch bequeme Werkzeuge für den Verkehr auf dem Lande! Mit den Waaren tragen sie auch gelegentlich Bestellungen, Briefchen und diese und jene Botschaft zu ihrer Behörde. So schaffen sie Theilnehmer für Freude und Leid.

Nach dieser Lobrede auf Walters Beruf, die eigentlich ihm selbst, und dem Zufalle galt, der mir ihn gerade heute in den Weg wirft, will ich denn nun auch mit dem Bekenntnisse schließen, daß mir die Unvorsichtigkeit, so spät durch die Nacht mit dem Kinde über den Fluß gefahren zu sein, einen kleinen Verweis von Eduard zugezogen hat, der mich weniger verletzt, als ihn verstimmt, was denn immer wie Wolken an meinem Himmel vorübergeht.

Liebe Sophie, es wäre noch Manches über das rasche Umschlagen der Laune, und das Aetzende der Uebel zu sagen, die alles, am liebsten aber die Süßigkeit des Friedens wegzehrt, führte das Eine nicht zu vielem Andern, was keine Erörterung erlaubt. Leugnen kann ich mir es aber nicht, daß ein Instrument, welches den Ton nicht mehr halten kann, an dem die Wirbel zu lose wurden, um die schlaffen Saiten wieder straff anzuziehen, vergeblich vor jeder Berührung bewahrt wird, die äußere Lebensluft dringt hinein und reißt disharmonische Töne heraus.

Ganz mag das mein langes Außenbleiben gestern wohl nicht entschuldigen, aber glauben Sie nur, zu manchen Zeiten kann der Wind so oder so herkommen, es giebt immer Gewitter! Nun, auf baldiges gutes Wetter! was wir auch in gewöhnlichem Sinne gebrauchen können, denn ich möchte Ihnen wohl auf morgen

eine Partie auf den Burgwall, bei der Tannenhäuserin, vorschlagen. Die Frau hat eine saubere Wirthschaft, und ihre wohleingerichtete Wohnung am See ist vielfach von Gästen besucht. Bedenken Sie, den Sonnabend *bin ich frei*. Eduard hat Vortrag, und muß zur Stadt, wo er bis zum folgenden Tage bleibt. Also – – Und bringen Sie mit, wen Sie werben können. Ich, meiner Seits, werde alles anordnen. Sie denken wohl, daß ich mich für die kleine Mühe reichlich durch die Unterhaltung mit der ehemaligen Schaffnerin des Comthur wieder bezahlt machen will! Merken Sie jetzt die Absicht? – Lachen Sie mich immer aus. Man lebte nur halb, bekümmerte sich nicht Einer um den Andern, und gäbe es nicht Geschwätz und Geschichte.

E.

N. S.

Zur Steuer der Wahrheit kann ich das Blatt nicht ohne Commentar abschicken. Die sechsspännige Kutsche hat sich in eine offene leere Chaise, mit *vier* Pferden bespannt, verwandelt, welcher *ein* Reuter, in einiger Entfernung, folgte. Ob der nun zu der Equipage gehörte oder nicht? das steht dahin. So schrumpft meist alles zur Unbedeutenheit zusammen, was einem, Wunder wie wichtig, zur Behauptung einer abentheuerlichen Grille dünkte! Adieu, liebe Sophie!

Antwort.

Für diesmal muß ich ihre Nachsicht in Anspruch nehmen, liebste Elise. Briefe einer ältern Bekannten geben mir heute und morgen zu thun, wodurch ich verhindert werde, Ihren Vorschlag anzunehmen.

Mir ist das Letztere doppelt leid, da Sie Freude davon erwarteten, und ich in Ihrer Gesellschaft immer die frohesten Stunden verleve. Denn, erlaube ich mir auch manchmal den leichten Muth, zu tadeln, der Sie, liebe, angenehme Elise, so schnell über das Hemmende im Leben wegsehen läßt, so ist es doch gerade der helle Blick, das Bequeme und Behende in Ihrem Umgange, was diesen so anziehend macht. Man kann bei Ihnen niemals an

Störung oder Gefahr denken, weil Sie nicht daran *glauben*. Deshalb fiel mir es auch nicht eher ein, Ihre letzte Nachhausefahrt für ein Wagniß zu halten, bis Sie mich selbst daran erinnern, und ich gezwungen werde, dem verständigen Eduard Recht zu geben, und mich zu schelten, ihm diese Unruhe nicht erspart zu haben. Wie leicht wäre unser gegenseitiges Interesse vermittelt worden, hätte ich Sie, wie es Ihr Plan war, um einige Stunden früher zurückbegleitet, und die Nacht in Ihrem schönen Landhause zugebracht!

Meine beschränkte Stiftswohnung bot Ihnen nicht dieselbe Bequemlichkeit, auch durfte ich Sie nicht bei mir zurückhalten wollen.

Nun, künftig werden wir beide verständiger, und Eduard nachsichtsvoller sein.

Wissen Sie, daß ich eitel genug bin, mir einzubilden, Sie werden nun, da ich nicht daran Theil nehmen kann, die ganze Partie nach dem Tannenhause für heute aufgegeben haben? Diese Voraussetzung klingt indeß schlimmer, als sie ist. Ich hänge mich nur deshalb an das Gewicht, das den Ausschlag geben soll, weil ich mit allen denen zusammen hänge, welche Sie allenfalls zu Ihrer Gesellschaft gewählt hätten, obgleich es mir unmöglich war, sie in Zeiten von den Projecten in Kenntniß zu setzen.

Da nun der Hauptzweck, die gesellige Belebung des hübschen Lustortes, wegfällt, so entschließen Sie sich vielleicht, Eduard nach der Stadt zu begleiten.

Die wenigen Stunden auf der Chaussee, leicht hingerollt, geben Ihnen weniger Beschwerde als dem armen Freunde Erleichterung, indem Sie ihm die kranke Laune tragen helfen. Denn glauben Sie zuverlässig, ist der Mißmuth schon für die Umgebungen ein Druck, so ist er eine noch weit schwerere Last für den, welcher daran trägt, sich dessen bewußt ist, und doch dem Beengenden nirgend Raum zu schaffen weiß. In einem Gespräche zu Zweien läßt man sich leichter einen Theil der herben Ergüsse gefallen. Die Freude, einem guten Menschen wohlzuthun, geht mildernd darüber hin. Man stimmt ihn unwillkürlich nach dem Tone, den man in sich bewahrt, das anfänglich Einanderwidersprechende eint sich befriedigend für beide Theile. Vielleicht

hatten Sie denselben Gedanken! In dem Falle erzählen Sie mir nächstens, was Sie während des kurzen städtischen Aufenthalts, den Sie immer vortrefflich zu benutzen pflegen, Interessantes sahen und hörten.

Leben Sie recht wohl, beste Elise, und vergeben Sie Ihrer Freundin, wenn Sie Ihnen diesmal weniger gefällig, als sie es wünscht, erscheint. [...]

Sophie an den Comthur.

Der Anblick meiner Schriftzüge wird Sie nach gerade unruhig machen. Seit lange hörten Sie nur traurige Berichte durch mich bestätigen, oder Sie darauf vorbereiten. Ich eile deshalb um so mehr, Sie im Voraus zu beruhigen, ja, Ihnen Erfreuliches zu verheißen.

Elise, hoffe ich, ist ihrer ängstlichen Unsicherheit, dem kranken Hin- und Hergreifen, der ganzen schmerzlichen Trostlosigkeit, in die wir sie mit Betrübnis kraftlos versinken sahen, entrissen; oder vielmehr, alles dies führte ihre Rettung herbei. Ich sagte Ihnen, daß sie Tavanelli kommen ließ, auch an Leontin schrieb, daß sie überall hinhörte, etwas wollte, sich gleichwohl nirgend verständigen konnte, und bald nach dem Austausch innerer Ueberzeugung verlangte, bald mit dem Seufzer: »*Er allein hatte meine ganze Seele!*« davon abstand. Eben so war sie immer im Begriff, von hier abzureisen, ohne gleichwohl jemals zur Ausführung ihres Entschlusses gekommen zu sein. Kurz, sie konnte nicht schweigen, nicht reden, nicht bleiben, nicht gehen, nicht leben, nicht sterben. Die Bemühungen ihrer Tante wurden ihr, wie Sie, lieber, berücksichtigender Freund! es selbst mit Pein empfunden, unangenehm. Die einfache Frau ging gerade zu. Sie glaubte durchaus die Vernunft und das gute Herz ihrer Nichte in Anspruch nehmen zu müssen. Sie begriff gar nicht, wie ihre Gründe nicht entscheidend, und andere Vorstellungen dagegen haftend sein könnten. Ich hatte viele Mühe mit ihr, und war nur froh, daß Curd sie endlich von hier abholte.

Die arme Frau jammerte mich. Sie hatte wirklich ein Opfer mit dieser Reise gebracht. Sie war sich dessen bewußt. Es that ihr

wehe, so vielen guten Willen nicht erkannt zu sehen; denn, trug sie Elise auch auf den Händen, so ging sie doch nicht in ihre Vorstellungen ein, noch weniger war es ihr möglich, der trefflichen, aber ermüdenden Verwandtin in ihre Einsamkeit zu folgen.

Jene gab sie endlich mit heißen Thränen auf, und es blieb, wie es war.

Diesen Morgen werde ich nun mit der Nachricht geweckt, ein Fremder wünsche mir aufzuwarten. Ich frage nach Stand, Namen, Persönlichkeit. Ueber die beiden ersten Punkte hatte sich der Angekommene nicht erklärt. Ueber die letztere erfuhr ich indeß, daß sie einnehmend sei, und dem stattlichen, wohlgebildeten Manne von ungefähr fünfzig Jahren zur Empfehlung diene.

Ich war begierig, ihn zu sehen.

Schnell zu dem Empfange eines Gastes bereit, trete ich in den Vorsaal. Mit unterdrücktem Freudengeschrei fliegt mir Georg, das liebe Kind, in die Arme. Im ersten Augenblick sah ich nichts als ihn. Ich umarme ihn mit unaussprechlicher Rührung. Ich bitte ihn, seine Freude zu mäßigen, ich verspreche, ihn gleich, doch nicht ohne vorhergegangene Einleitung, zur Mutter zu führen. Doch jetzt endlich, denke ich an seinen Begleiter. Ich sah mich mit Herzklopfen nach ihm um. Ich fürchtete fast, Eduard zu begegnen. Da tritt mir aus dem Hintergrunde des Zimmers ein völlig unbekannter Mann, von schlichtem, offnen Ansehen entgegen. Er begrüßt mich, sagt: Baron Leontin von Wildenau habe das Vertrauen zu ihm gehabt, daß er den Knaben der Mutter sicher zuführen, und dieser auch wohl noch dies und jenes zur Beruhigung mittheilen werde.

Ich nahm anfänglich keine sonderliche Notiz von ihm, und war froh, den Präsidenten nicht hier zu sehen, ich meinte, in dem Fremden einen gewöhnlichen, guten, sichern Menschen, einen Beauftragten, suchen zu müssen.

Ich wollte ihn eben wieder verlassen, um Elise auf das unverhoffte Wiedersehen ihres Kindes vorzubereiten, als jener noch hinzusetzte: Auch von Gräfin Emma habe er Aufträge an mich. Ich stutzte, sah ihn an, plötzlich fiel mir ein: Der Geistliche! Emma's, Leontins Vertrauter! Ich nannte seinen Namen, der Fremde verleugnete ihn nicht; bat auch, hinter seinem Incognito

nichts Gesuchtes voraussetzen zu wollen. Ihm sei in jeder Beziehung große Vorsicht empfohlen, er habe nicht wissen können, ob nicht dennoch ein Mißverständniß möglich gewesen, er wolle nicht gern durch vorschnelles Zufahren überraschen, überall möchten wir Leontin sein Eindringen beimessen. Ich schnitt ihm die Worte ab. Ich ergriff seine Hand mit Innigkeit, ich sah ihm in die sanften Augen. »Kommen Sie,« bat ich. Er folgte mir.

Wir haben einen seligen Morgen verlebt! – Elise ist ganz, wie man sie mir an jenem Tage beschrieben, da sie Georg todt geglaubt, und das Kind die Augen zuerst wieder öffnete. Schüchtern, demüthig, stumm, sieht sie den Liebling an. Sie traut ihrem Glück nicht, und fährt oft, wie vom Schläfe auf, wenn die harmlose Ausgelassenheit des gesunden, tüchtigen Jungen alles so natürlich, so wahr erscheinen läßt, was ihr unbegreiflich dünkt. Und dabei der Geistliche, der Mann, der ihr wie ein finstrer Richter, seit Tavanelli's erstem Auftreten, eigentlich ein Gegenstand des tiefsten Unwillens war, er führt die Unterhaltung an dem Geringfügigsten hin, sagt nichts Auffallendes, nimmt an Allem Theil, ist durch und durch hell wie Kristall, und läßt bis in den Grund des warmen, freundlichen Herzens heitre, bewegliche Lichter sehen, die nach allen Seiten ihre Strahlen werfen. Gott, welch' ein Mensch! So einfach und so weise! Etwas Aehnliches schwebte Hugo vor der Seele. Er hätte so sein mögen. Aber es fehlte eben der Kern!

Von Elisen jetzt noch nichts. Sie ist benommen, überfüllt, ihrer nicht mächtig. Was gleichwohl ihre ganze Aufmerksamkeit fesselt, was sie angelegentlich beschäftigt, ist das Bild von Leontins neuer Stiftung, das uns der Geistliche sehr anschaulich in einzelnen, bestimmten Zügen entwarf.

»Sie wissen,« sagte er, »aus des Barons Briefen, daß dieser den Meierhof am Fuße des Schwarzwaldes kaufte, und durch die frühere Bestimmung des Gemachs, in welchem er übernachtete, auf den Gedanken kam, hier ein Mönchskloster zu stiften, und selbst in den Orden zu treten. Er unterließ das Eine, wie das Andere, bei klarer Prüfung. Gleichwohl wünschte er, durch einen besondern Zweck sein Leben zu erhöhen. Er fing damit an, sich

aufmerksam zu beobachten, und bemerkte, daß seine frühere Schwermuth, die ihm so viel zu leiden gemacht, mehr aus einer gewissen Gebundenheit des Innern, als aus wirklichem Mißgeschick entstand. In den Kinderjahren kränklich, vernachlässigt, dann blöde, steif, unbeholfen, trat er, wie verriegelt, überall zurück. Am Ende fand er durch sich selbst, nach mühseligem Suchen, die Richtung, auf welcher er fortging. Sein Schritt wurde fest, sein Blick bestimmt, er aber, wie herausgeschnitten aus der übrigen Welt, ein Mensch nach Systemen, edel, doch bizarr. Ihm hatte Gemeinschaft mit Andern das Leben nicht verständlicher gemacht. Er war auf eine Anhöhe getreten, sah nach den verschiedenen Straßen hinunter, lernte sie nennen, *kannte* keine. Alle sahen gleich aus, alle schienen ihm klein, eng, in der Irre umher zu führen; er überschaute wohl das Ganze, doch durchschaute er es nicht. So,« fuhr der Geistliche fort, »dachte er darauf, nachdem er sich erkannte, Andere vor diesem Umwege zu bewahren. Es ward ihm klar, daß vielleicht in keinem Augenblick so sehr als jetzt, das Gefühl der Billigkeit durch festere Bande des Vertrauens, durch Gewohnheit und innere Verzweigung des Daseins gestärkt werden müsse. Ein Erziehungsinstitut auf dieses Prinzip gegründet, dünkte ihm etwas Schönes. Er beabsichtigt den höhern Freisinn der Eigenthümlichkeit bei gleich erhabenem Zweck in dem Wechselverein junger Herzen lebendig zu erhalten, Alle in *einem* Glauben, durch *ein* Gesetz zu binden, und doch Jeden den eignen Gang *mit* Andern gehen zu lehren. Ob er es erreicht? – so endigte unser Freund. Wir müssen das Gelingen einer *höhern Hand* überlassen.«

»Und im Schwarzwalde,« fragte Elise, »soll die Stiftung gegründet werden?«

»Dort *ist* sie gegründet,« erwiderte jener. »Das Unternehmen ist mit merkwürdiger Schnelligkeit ins Werk gerichtet, so daß wir schon einige Zöglinge dort vereinigten, zu welchen wir mit Freuden Georg zählen.«

Elise umarmte den Knaben mit unverkennbarer Beschämung. Was in dem Augenblick in ihr vorging, war eher zu errathen, als auszusprechen.

Georgs Hand in der ihren, hub sie nach kurzem Schweigen leise an: »Sie sagten mir, mein Herr! Sie nähmen auch Theil an dem Erziehungsgeschäft des Barons?«

»Nun,« lächelte der Geistliche, »wir Menschen erziehen uns Alle durch einander, und so finde ich wohl meine Aufgabe wie Jeder, der sich nicht für zu weise hält, um zu lernen, und zu lieblos ist, um von seinem Vorrath mitzutheilen. Doch sind meine Pflichten nicht auf das Institut allein beschränkt. Ich möchte das eben nicht. Ich bewahre mir gern die freie Beweglichkeit. Allein angeschlossen habe ich mich den Männern, die hier zu wirken hoffen.«

In Elisen entwickelten sich unmittelbar eine Menge neuer Ideen. Ihr lebendiges Gesicht drückte dies sprechend aus. Sie ging darauf mit Georg im Garten umher. Ich blieb bei dem Geistlichen zurück. Wir vermieden beide, von den letzten Vorfällen zu reden. Doch Emma lag uns zu nahe, um die Wendung ihres Geschicks mit Stillschweigen übergehen zu können.

»Glauben Sie mir,« sagte der vortreffliche Mann, »dies schöne Herz hat mir von jeher die größte Sorge gemacht. Es verstand sich immer nur zur Hälfte, und irrte durch Aberglauben an seinen Eingebungen. Die Gräfin,« fuhr er fort, »stand von Kindheit an, im Widerspruch mit sich und ihren Verhältnissen. Mutter und Tochter hätten sich, wie das so oft zwischen Eltern und Kindern der Fall ist, ergänzen können, wenn nicht Eine die Andere gerade so hätte haben wollen, als sie selbst war. Emma empfand zuerst, daß sie die Mutter nicht umschmelzen werde, deshalb zog sie sich um so strenger, und, wenn ich in dem Sinne so sagen darf, *härter* im Innern zusammen. Sie lernte auf ihre Ansichten bestehen, und hielt fest an dem Satz, sie *müsse*, was sie *soll*. Ueber dies *Soll* wurde sie indeß nie klar, weil sie tief, aber einseitig empfand. Lesen Sie,« setzte der Geistliche hinzu, »aus diesen raschen Zügen die Geschichte ihrer Gefühle, wie ihrer Handlungen heraus. Auf sie wirkte man nie unmittelbar, und unglücklicher Weise war sie schneller im Thun, als umfassend im Denken. Man könnte in gewisser Beziehung von ihr behaupten, sie sei sich selbst nicht gewachsen gewesen, denn wirklich zerfällt sie nicht sowohl in die beiden gewöhnlichen Hälften irrdi-

scher und himmlischer Natur, als in Ueberzeugung und Gefühl. Eins bleibt hinter dem Andern zurück.«

»Sie enträthseln,« entgegnete ich, über das Gehörte nachsinnend, »viele im Benehmen der Gräfin, was mich durch seine Inconsequenz verletzte.«

»Ach!« rief er aus, »wo wollen Sie Zusammenhang finden, wenn sich die Natur zerstört! Das Leben zerfasert sich, so wie die Fäden ruhigen Fortgehens künstlich gelegt, oder über Vermögen gezerrt werden. Emma ist nicht ruhig, wenn sie auch still ist. Sie muß, wie wir Alle, erst Frieden in sich machen lernen. Welch ein Maaß des Streites hierzu gehört, das ermißt Keiner!«

Lieber Freund! Ich habe mir die letzten Worte seitdem oft wiederholt. Man wird gelassener, wenn man bedenkt, wie viel geschehen muß, ehe etwas Bleibendes erwächst.

N. S.

Ich hielt dies Blatt bis diesen Morgen zurück. Elise ist entschlossen. Sie begleitet Georg nach dem Schwarzwalde. Der Geistliche hat ihr von einer kleinen Villa in einem der Thäler erzählt. Vielleicht läßt sie sich dort nieder. Sie ist dem geliebten Knaben nahe, auch Emma geht nicht nach Italien. So wären denn beide überall zu einer Nachbarschaft bestimmt, die Ihnen am Ende unentbehrlich werden kann.

Wir, liebster Freund! bleiben in der ausgestorbenen Gegend *allein* zurück, doch wollen wir nur nicht allein fühlen.

Antwort.

Tavanelli geht mit diesen Zeilen zu Ihnen. Er wird Ihnen sagen, daß auch er nach dem Tode der alten Martha, welcher er seine Pflege widmete, Georg und dem Geistlichen folgt.

Sophie! man wird gelassener, wenn man bedenkt, wie viel geschehen muß, ehe etwas Bleibendes erwächst. *Sie* sagen es, und *ich* muß es *wiederholen*.

Auch wir werden lernen, Frieden in uns zu machen.

Die Gräfin an Agathe.

Laß Deine romanhafte Nachbarsgeschichten, Deine kleine, coquettirende Eifersucht, laß Elisen, laß dem redlichen Curd, der alles in der Welt, nur nicht sentimental ist, Ruhe, und denke an etwas Ernsthaftes. *Leontin hat uns die Erbschaft der Tante cedirt*⁵³. Dies giebt Dir ein Gewicht, was Dein Mann respektiren muß, mir ein Recht mitzusprechen, und Deiner Schwester die Wahl unter ihren Bewerbern. Was geht uns alles Uebrige an!

Hier endet nun ein Briefwechsel, dem noch Manches zu ergänzen übrig bleibt. Gleichwohl findet sich nichts, als die Nachricht, daß Heinrich, Hugo's Freund, nach mehreren Jahren eine Reise in die Gegend von Wehrheim unternahm. Er besuchte das öde Schloß und die Ufer des verhängnißvollen Stroms. Bei dem Wehr fand er einen Stein aufgerichtet, mit Hugo's Namen und dem Tag seines Verschwindens. Die Frau des Zimmermanns begleitete Heinrich dahin. Sie erwähnte der schwarzen Hand, die sich warnend auf dem Gerüste gezeigt hatte. Die Leute im Dorfe dachten seitdem oft daran. Alle liebten den *armen Herrn*, wie sie Hugo nannten.

Fast um dieselbe Zeit schrieb Elise zwei kurze Zeilen an Sophie, die letzten, die sich von ihrer Hand vorfinden:

»Kann ich auch nicht denken, wie Andere es wollen, so lerne ich doch mit *Andern leben, Manches errathen, schweigen und warten*, bis es heller und heller wird.«

Caroline Auguste de la Motte Fouqué: Resignation. Ein Roman. 2 Bde. Frankfurt/Main: Friedrich Wilmans 1829, Bd. 1, S. 1-8; Bd. 2, S. 377-389.

THÜRINGER SAGEN UND LEGENDEN

Um 1800 war Jena neben Weimar das international wirksamste literarische Zentrum Thüringens. Die bedeutendste literarische Epoche des deutschsprachigen Raumes, die Romantik, ist mit ihren ersten Ausprägung an den Ort Jena gebunden. Dort bildeten die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel und die um ihre Zeitschrift „Athenaeum“ versammelten Mitarbeiter Friedrich von Hardenberg (1772 – 1801) – genannt Novalis –, Schleiermacher und Hülsen, außerdem noch Dorothea Schlegel geschiedene Veit geborene Mendelssohn und Ludwig Tieck (1773 – 1853) einen lockeren Kreis von jungen Dichtern, den man in der Literaturgeschichtsschreibung als so genannte „Jenaer Romantik“ bezeichnet. Das Interesse für Sagen und Legenden geht auf die verklärende Vorliebe der Romantiker für das Mittelalter und für eine mündlich überlieferte „Volksliteratur“ zurück. Im Wörterbuch der Brüder Grimm findet man eine genaue Umschreibung der Sage als eine „kunde von ereignissen der vergangenheit, welche einer historischen beglaubigung entbehrt“. Mit den von Jacob und Wilhelm Grimm herausgegebenen „Deutschen Sagen“ (Berlin 1816/18) wurde die Bedeutung der Sage als mündliche Erzählung mit einem höheren Realitätsanspruch als das Märchen endgültig festgelegt. Dies zog eine emsige Sammeltätigkeit von Schriftstellern und Gelehrten nach sich, die Märchen und Sagen unterschiedlichster Herkunft für die Nachwelt aufzeichneten. Die wissenschaftliche Erforschung von Sage und Märchen setzte aber erst im 20. Jahrhundert ein. Einer dieser mündlich überlieferten Stoffe ist der vom „Ritter Toggenburg“. Schiller variierte den Sagenstoff in seinem im Juli 1797 verfassten gleichnamigen Gedicht. Seine Quelle für die Ballade ist nicht genau bestimmbar, aber wahrscheinlich kannte er den von Christiane Benedikte Eugenie Naubert (1756 – 1819) verfassten Roman „Elisabeth, Erbin von Toggenburg“ (1789), in dem der Stoff dargestellt wird. Dabei handelt es sich um eine seit dem 15. Jahrhundert überlieferte Legende von Ida von Toggenburg, die von ihrem Mann,

dem Grafen Heinrich von Toggenburg, unberechtigterweise der Untreue verdächtigt und verstoßen wird und sich in eine Einsiedelei zurückzieht. Heinrich bittet sie nach erwiesener Unschuld vergeblich um ihre Rückkehr. Von Friedrich de la Motte Fouqué (1777 – 1843) wurde der Stoff umgearbeitet und die Handlung in die Gegenwart der Befreiungskriege gegen Napoleon am Beginn des 19. Jahrhunderts verlegt. In seine Erzählung arbeitete er einen direkten Bezug auf die schillersche Ballade ein. Andere Sagenstoffe aus dem Thüringer Wald variierten Amalie von Helvig-Imhoff und Friedrich de la Motte Fouqué in dem von ihnen herausgegebenen „Taschenbuch der Sagen und Legenden“, kombiniert mit einem erheblichen Anteil an eigener Dichtung. Ludwig Bechstein, der in seinem „Thüringer Sagenbuch“ (1858) auf seine früheren Studien aus den 1830er Jahren zu Märchen, Sagen und Volksliteratur zurückgriff, lieferte einen der ersten Überblicke zu den Sagenstoffen Thüringens. Sein „Sagenbuch“ brachte es zum Bestseller. Die von ihm zusammengetragenen Sammlungen mit ungefähr 2300 Texten und den ungefähr 150 gesammelten Märchen haben heute noch ihre Berechtigung. Sein seit der Auflage von 1853 von Ludwig Richter illustriertes „Deutsches Märchenbuch“ (Leipzig 1845) sollte sogar zu einem „deutschen Hausbuch“ werden.

14. Friedrich Schiller: Ritter Toggenburg

Ballade.

„Ritter, treue Schwesterliebe
„Widmet euch diess Herz,
„Fodert keine andre Liebe,
„Denn es macht mir Schmerz.
„Ruhig mag ich euch erscheinen,
„Ruhig gehen sehn.
„Eurer Augen stilles Weinen
„Kann ich nicht verstehn.“

Und er hörts mit stummem Harme,
Reisst sich blutend los,
Presst sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Ross,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweitz,
Nach dem heiligen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreutz.

Grosse Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm,
Ihres Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Nahme
Schreckt den Muselmann,⁵⁴
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat ers getragen,
Trägts nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen,
Und verlässt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,⁵⁵
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
„Ist des Himmels Braut,
„Gestern war des Tages Feyer
„Der sie Gott getraut.“



Abb. 14 Porträt Friedrich Schiller (1759 – 1805) (Privatbesitz)

Da verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloss,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Ross,
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.⁵⁶

Und erbaut sich eine Hütte
Jener Gegend nah
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hofnung im Gesichte,
Sass er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben
Blickte Stundenlang,
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde seyn.
Und so sass er viele Tage
Sass viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage
Bis das Fenster klang,



Abb. 15 Porträt Friedrich Schiller (1759 – 1805) (Privatbesitz)

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und so sass er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

Friedrich Schiller: Ritter Toggenburg. Ballade, in: Musen-Almanach für das Jahr 1798. Hg. v. Friedrich Schiller. Tübingen: Cotta 1798, S. 105-109.

15. Friedrich de la Motte Fouqué: Ritter Toggenburg

Eine Erzählung

Es war ein schöner Herbstabend des großen Jahres dreizehn, an welchem zwei preussische Reiter über den waldigen Hang eines Berges herabgeritten kamen in ein kleines, von einem raschen Bache durchströmtes Thal. Sie hatten sich in der Verfolgung des bei Leipzig geschlagenen Feindes auf einer Seitenpatrouille zuerst von dem Heerhaufen, worin sie dienten, verirrt, und waren dann auch, im ungeduldigen Bestreben, Franzosen oder den rechten Weg zu finden, von der kleinen Schaar abgekommen, welche der Aeltere der Beiden führte.

Dieser hieß Adelbrecht, zur Zeit Rittmeister der freiwilligen Jäger; in ruhigen Zeiten aber diente er nur der Kunst, und hatte von dem äußern Leben wenig mehr fest gehalten, als das Andenken seiner großen und mächtigen Ahnherrn, gegen welches sein eignes heruntergekommenes, fast unscheinbares Daseyn im täglichen Treiben wunderlich abstach. Wenn jedoch sein Ruhm, den er als bedeutender Maler mit Recht und Fug errungen hatte, wie funkensprühend herein blitzte, früher in seine kleine Zelle, jetzt oftmalen auf seinen dunkeln Marschespfad oder in die nicht

immer freudlosen Schauer der nächtlichen Beiwacht, – dann blickte er wol ein wenig stolz nach den alten Herzogen und Rittern seines Stammes zurück, voll kühner Freudigkeit denkend: „Ich bin dennoch Geist von Euerm Geist, und Blut von Euerm Blut!“

Sein Gefährt, ein reicher Kaufmannssohn, mit Namen Folquart, trotz seiner Jugend bereits in einem ansehnlichen Staatsamte stehend, hatte mit nicht minder schöner Freudigkeit, als Adelbrecht Palette und Pinsel, die früh ihm angewohnten Bequemlichkeiten des Reichthums und Rang und Glanz hinter sich geworfen, um als freiwilliger Jäger unter Adelbrechts Schwadron zu fechten, in welchem er den Künstler und den vor mehr als funfzehn Jahren einst frühgeprüften Kriegermann ehrte. Er ward bald zum Offizier gewählt, und Adelbrecht gestaltete Beider Verhältniß mit angeborner Freundlichkeit zu einem brüderlichen: auf Du und Du.

„Jetzt reitest Du“ – so redete Folquart scherzend seinen Freund an – „jetzt reitest Du recht wunderbarlich in Dein Eigenthum hinein, in die kühnverschlungenen Felsenthäler, die Dein Pinsel schon gar oft voll stolzer Mannichfaltigkeit uns vorgezeichnet hat. Ist es nicht, als ob diese aufsteigenden Geier und wilden Falken Dich begrüßten, Dich, ihren Fürsten und Herrn? als ob die magischen Lichter Dich anblitzten, in goldnen Buchstaben fragend: „Wo bist Du doch nur so sehr lange gewesen, lieber Meister?“

„Mache mich nicht wehmüthig und wol gar weinerlich;“ lachte Adelbrecht. „In Deinen schönklingenden Worten liegt’s dennoch, wie leiser Spott über die holde Ritter- und Feenzeit. Du redest im Style sehr edler Dichter aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, welche sich’s zwar nicht erwehren mochten, noch konnten, die romantische Urwelt unsres sagenreichen Vaterlandes zu lieben, aber gewisse hergebrachte Späßchen dazwischen warfen, um die eigne Aufklärung vor sich und Andern zu erretten.“

„Da thaten sie denn doch wol so ganz übel nicht;“ entgegnete der plötzlich ernstgewordene Folquart. „Wenigstens ahneten sie, daß uns eine neue Zeit aufgeht, und daß an kein Zurückschrauben der alten zu denken ist.“

„O ich bitte Dich, unterbrach ihn Jener mit einiger Heftigkeit, überhebe Dich und mich der Redensarten, die nach diesem Signalwort kommen müssen. Jetzt eben sieht es gar zu schön altritterlich im Thale vor uns aus, als daß ich nicht an die Erneuerung der wunderlichsten Heldenabenteuer glauben sollte, die je von unsern Ahnen bestanden worden sind.“

„Ich habe keine sogenannten Ahnen;“ lächelte Folquart.

„Da drunten aber lauschen Franzosen im Gebüsch, bewaffnete Franzosen!“ rief Adelbrecht. „Drauf denn in Gottes und der Ahnen Namen. Drauf!“

Und beflügelten Sprunges brausten die zwey edlen Jägerrosse den Berghang hinab; laut jubelte das fröhliche: „Hurrah!“ der Reiter durch die Luft. Die fünf oder sechs Infanteristen, welche sich unten zeigten, feuerten in wilder Uebereilung ihre Musketen ab: dann sprangen sie in das Dickicht zurück. Adelbrecht hielt, und sah mit unzufriednen Blicken um sich her.

„Da haben wir’s mit der Ritterzeit! Da haben wir’s mit den Heldenabenteuern!“ lachte Folquart.

„Es sind wol schon eher flüchtige Sarazenen vor edlen Rittern in ein Versteck gelaufen;“ entgegnete Adelbrecht finster, und erblickte in demselben Augenblick unterschiedliche Jäger seiner Schwadron, durch den Feldruf des Führers und das Knallen der Gewehre auf dessen Spur geleitet. Bald war die Schaar wieder beysammen; einige Reiter wurden zur Wiedervereinigung mit dem großen Heerhaufen links fortgesendet; an der Spitze der Uebrigen durchspähte Adelbrecht achtsam das Thal.

Eine Schaar weißer Tauben rauschte plötzlich über das kleine Geschwader hin, daß die Rosse davor zusammenfuhren, und unversehens hielt man dicht an der Thür einer kleinen Wassermühle. Eine Frau stand davor, ein Mädchen auf dem Arm, einen etwa fünfjährigen Knaben an der Hand. „Wo kommt Ihr hierher? Was macht Ihr hier?“ rief der überraschte Folquart. „Nun wahrhaftig,“ lachte Adelbrecht, „die Frage ist ausnehmend naiv. Sind wir zu dem Hause gekommen oder das Haus zu uns?“ Folquart lachte mit, und meynte, es sey ohne Zweifel als Decoration aus irgend einer Versenkung heraufgestiegen. Dann fragte man die Frau, ob sie etwas vom Feinde gesehen habe; sie verneinte es,

und ging mit den Kindern in's Haus zurück, welches sie hinter sich verschloß. „Ich dachte, sagte Folquart, wir könnten sie als ungebetene Gäste ersuchen, wieder aufzumachen. Es dämmert schon tief, unsre Gäule und wir sind todtmüde; und wie sollen wir in diesen Buschgewinden die Paar flüchtigen Fußknechte aufspüren!“ – „Wer sagt Dir, daß es nur ein Paar sind?“ entgegnete der kriegsgeübte Adelbrecht. „Wir müssen der Sache auf den Grund kommen. Zudem, ich kann unmöglich glauben, daß dieser Abend so ganz nüchtern und unbedeutend enden solle, etwa mit einer Streu und einer Kartoffelmahlzeit.“ Und zu den übrigen Jägern gewendet, rief er: „Munter vorwärts, Ihr Herrn!“ und trabte fröhlichen Muthes thalab. – Man war noch nicht lange geritten, da kam ein ausgesandter Blänker⁵⁷ zurück, und deutete nach dem jenseitigen Ufer des Waldbaches, leise flüsternd, dort berge sich ohne Zweifel ein Haufen französischer Infanterie. Die wachsende Dunkelheit ließ nichts mehr genau erkennen. Während einige dem Blänker Recht gaben, behaupteten Andere, es sey nichts zu sehen, als Hecken und Gebüsch. – „Wenn ich auch nicht die jüngsten Augen von uns habe, sagte der freudige Adelbrecht, habe ich doch ohne Zweifel die schärfsten;“ und während sein ernster Wink jegliche Einrede schweigen hieß, ritt er ganz allein gegen die bezeichnete Stelle vor. Wirklich konnte auch er nicht klar unterscheiden, was dorten laure, ob Feind, ob nur das Spiel nächtiger Schatten und Nebel; der Waldbach war an dieser Stelle in seinen Ufern zu schroff, um ihn zu durchreiten. Da machte sich die Ungeduld des aufgeregten Kriegers durch ein lautes, altpreussisches: „Wer da?“ Luft, und alsbald blitzten mehrere Schüsse aus den Zweigen auf, und, eine Kugel in der linken Seite fühlend, sank Adelbrecht auf seines scheuenden Rosses Hals. Bald aber sich wieder besinnend, zügelte er das edle Thier, und wandte es langsam um. Folquart und einige Jäger sprengten herbei, und leiteten ihren Rittmeister langsam nach der Thalmühle zurück. Aus Folquarts tiefen Schweigen ahnte der Verwundete dessen Befürchtungen, und sagte nach einer Weile: „Ich glaube, Du weinst.“ – Um es nicht zu gestehen, blieb Folquart noch immer still. „Es kann wol – fuhr Adelbrecht fort – es kann wol allerdings zum Ende mit

mir gehen. Dennoch frisch auf, mein edler Kampfgesell, frisch auf! Habe ich doch vorher den übermüthigen Reichsfeind noch laufen sehen, und weiß ich doch ganz gewiß, er muß über den Rhein.“ – Aber Folquart weinte noch heißer, und endlich ganz unverholen, bis ihm Adelbrecht in's Ohr flüsterte: „Mache mich nicht zu weich.“ Da zwang der treue, starke Freund seine Thränen in das Herz hinunter, und blieb still.

Sie kamen bey der Wassermühle an. Nicht lange, so lag Adelbrecht, weich und sorglich gebettet und vorläufig durch Folquart verbunden, in einer stillen Kammer des obern Geschosses, vom Schimmer einer kleinen Lampe sanft umfunkelt. Draußen sahen die Sterne hell und feierlich vom klar gewordenen Nachthimmel. Ernste Träume begannen niederzuschweben auf des wunden Kriegsmannes Haupt.

Ihm ward, als sey er wieder ein Kind geworden, oder als zeige sich alles, seitdem Er lebte, vor ihm: ein wundergroßes, zauberisch reg-sames Spiegelbild. Die Tändeleien des Knaben, die Thorheiten des Jünglings, die sündhaften Ueberhebungen und begeisterten Ahnungen des Mannes zogen in wechselnder Gestaltung rasch vorüber, und es war, als sitze seine verstorbene Mutter neben ihm, und flüstre unter lieben, mitleidigen Thränen: „Ach armer Adelbrecht Du, der Du das Alles noch erst zu erleben hast!“

Er aber sagte in halber Bewußtheit: „Tröste Dich, Mütterchen; es liegt ja schon Alles hinter mir.“

Da stand in dem Spiegel urplötzlich eine hohe, schöngelockte, wunderholde Frauengestalt, und die Mutter seufzte: „Nein, nein, Du lieber Sohn; Du mußt nur wissen, das recht Seltsamlichste und Unerhörteste kommt von heute an gewaltig nach.“ –

Ein Schuß gegen die verschlossene Hausthür donnerte die zarten Ahnungsbilder fort. Adelbrecht stemmte sich in die Höhe, und blickte funkelnden Auges nach seinem guten Schwerdt. Da stürmte Folquart wild und blutend in das Gemach, und rief: „Wir sind verrathen! Gewiß, die arge Müllerin hat uns verrathen! Das ganze Haus ist von Franzosen umstellt.“ Und wildes, wüstes Drohen und Rufen von außen bestätigte die Botschaft.

Die wenigen Jäger, welche Adelbrecht bey sich hatte, waren sämmtlich in das Zimmer gekommen, und hielten einen leise

flüsternden Rath, wie sie ihre verwundeten Führer retten sollten, während bisweilen Kugeln durch die brechenden Laden und zerklüftenden Fenster zischten, und in Decke und Wände hineinprallten.

„*Rendez Vous, Prussiens, rendez Vous!*“ brüllte draußen der Feind.

„Es wird nicht viel anders werden; sagte endlich ein Jäger. Ich sehe keinen Weg zum Entrinnen: aber schlimmsten Falls bleiben wir nicht lange kriegsgefangen. Wo soll dies versprengte Volk mit uns hin, ohne auf verbündete Heerhaufen zu stoßen!“ – Seine Ansicht schien auch die der Uebrigen zu werden; da sagte Adelbrecht mit matter, aber sehr fester Stimme: „Bilden Sie Sich nicht ein, Jäger, daß ich dem Gesindel da draußen die Ehre erzeigen werde, zu unterhandeln. Ich habe mir’s lange gewünscht, einmal ein Haus, wie eine Festung zu vertheidigen; Einer oder der Andre von Ihnen hat wol schon irgend gelesen, wie der große Marschall von Sachsen einst etwas Aehnliches that. Folquart, wenn Du noch gehen kannst, so laß Dich gegen die Hausthür leiten. Ich sah beim Hereintragen, wie zur linken Seite viele Mehlsäcke aufgehäuft standen. Die Hälfte davon hinter die Hausthür! Die andre Hälfte an’s Pförtlein, das nach dem Hofe führt! So kommt nicht Kugel, nicht Mensch durch die beyden Eingänge. Zweye von Euch haben Büchsen. Ihr haltet fortdauernd Patrouille durch das Haus, und schießt bisweilen aus den Fenstern. Wenn sich der Feind etwa mit Leitern herannacht, oder in’s untre Geschoß einbrechen will, wird mir’s sogleich gemeldet, und einstweilen eine allgemeine Pistolensalve nach der bedrohten Seite hingegeben. Unsre Pferde – ja, den lieben, edlen Thieren müssen wir leider ihre Vertheidigung selbst überlassen, denn auf dem Hofe sind die Feinde schon, und wir zum Ausfall zu schwach. Doch pflegen wackre, kühne Rosse so wenig Franzosenfreunde zu seyn, als die Franzosen Pferdefreunde sind. Sie werden sich schon zu helfen wissen. – An Eure Posten, Ihr Herrn!“ –

Er hatte unterdeß seinen schönen, blitzenden Pallasch⁵⁸ in die Rechte genommen; ein gezognes Pistol zur Linken auf das Bette gelegt, und sah ungemein freudig und siegssicher aus.

Einem Jäger, der als Ordonnanz bey ihm blieb, trug er auf, die Wirthin des Hauses herbeyzurufen. Folquart, mit verwundeter, aber nicht schwergetroffener Schulter langsam hinausschreitend, hörte es unter der Thür, und sagte, sich noch einmal umwendend: „Recht so! Drohe ihr mit Tod und Brand, dafern sie nicht ihren Verrath wieder gut macht, und Dir jede Gelegenheit zu Ausfall und Vertheidigung offenbart.“

„Drohen? entgegnete Adelbrecht. Einem Weibe? O das arme Wesen mit ihren Kinderchen ist wol schon ohnehin ängstig genug. Und wer sagt Dir denn, daß sie uns verrathen hat? Einem flüchtigen Feinde hilft Niemand so leicht wider den Sieger, am wenigsten, wenn das eigne Dach dabey zum Pfande steht. Geh an Deinen Posten, lieber Folquart, und laß mich machen.“

Etwas beschämt verließ Folquart das Zimmer, während von der andern Seite die Müllerin mit ihren zwei Kindern hereintrat, das Mädchen wieder, wie gestern Abend, auf dem Arm, den Knaben an der Hand.

Adelbrecht war, von der Anstrengung des Befehlertheilens etwas matt, in nicht unlieblicher Erschöpfung, auf die Kissen seines Lagers zurückgesunken, und hörte wie im halben Traume den kecken Knaben sprechen: „Du, schlag’ uns die Franzosen vom Hause fort, wenn Du ein braver Kerl bist. Das ist ja ein ganz verrücktes Spektakel allwärts umher. Nun, hast Du nicht antworten gelernt? Schöner Soldat, der so blaß und ohnmächtig zwischen den Betten liegt!“

Lächelnd richtete sich Adelbrecht auf; da sahe der Kleine das Blut auf seinem Hemde und die Blässe seiner Wangen, und sagte mit verhaltneim Weinen:

„Ach braver Preuße, sey mir nicht böse über meine dummen Reden. Ich merke wol, sie haben Dich schon gut gefaßt.“

„Siehst Du, Fritz, wie Du immer so voreilig schwatzt? fügte die Mutter hinzu. Ach Gott, womit kann ich Euch dienen, mein edler, tapfrer Gast?“

Erstaunt vor diesen, mit dem Ernst einer Ritterfrau, mit der Anmuth einer Nachtigall gesprochenen Worten blickte Adelbrecht auf. In feierlicher Schönheit, das kleine Mädchen auf ihrem Arme so still und edel wie sie selbst, stand die Müllerin vor dem

wunden Helden. Er erkannte das hohe Bildniß, welches ihm vor wenig Minuten in seinen Träumen als die entscheidende Gestalt für sein künftiges Leben erschienen war. Mühsam sich zusammenraffend, stammelte er:

„Waret denn Ihr es, hohe, schöne Frau, die gestern Abend vor der Thüre dieses Hauses stand? Himmel! Und ich bin Euch so achtlos vorüber geritten, wie man es einer gewöhnlichen Müllerin thut.“

„Ich bin ja auch nichts, als eine gewöhnliche Müllerin; kam die Antwort zurück. Aber sagt nur, worin ich Euch jetzt behülflich seyn kann. Ihr habt es mit einer treuen deutschen Frau, deren Ehemann freiwillig in's Feld gerückt ist, um den Reichsfeind schlagen zu helfen, zu thun.“

Ein Jäger kam eilig die Treppe herauf, und rief in's Gemach: „Feind auf der Wasserseite! Sie stoßen mit den Kolben gegen die morsche Wand.“ Im Augenblick auch knatterte die früher angeordnete Pistolensalve aus mehreren Fenstern gegen den bedrohten Punkt. Der Knabe klopfte lustig in die Händchen. Draussen ward es still. – „Sie werden bald wiederkommen; sagte Adelbrecht nachsinnend. Frau Wirthin, alle Räder der Mühle los! So wird der Feind auf der Wasserseite beengt, und wol überhaupt scheu und zweifelhaft vor dem Getös in dem dunkeln Hause.“

Mit ruhiger Besonnenheit öffnete die Müllerin eine kleine Wandthür; sie streckte den schönen Arm hinaus, und alsbald begann das Rasseln der Räder, das Rauschen der Wasser seinen schauerlichen, zu immer kühnern Getön erwachsenden Tanz. Ein Jäger meldete, der Feind scheine sich abziehen zu wollen; er stehe in einzelnen Haufen zusammen, und pflege Rath. Da befahl Adelbrecht, seine Ordonnanz mit hinaussendend, doppelte Patrouillen durch das Haus. „Nun gilt's ihren letzten, aber gewiß verzweifelnden Angriff;“ sagte er, und stieß mit dem Ladestock nochmals prüfend in den Lauf der Pistole, und versuchte den Arm zu Schwung und Stoß seiner Klinge auf den Fall der äußersten Nothwehr.

Die Müllerin blickte ihn mit ernstem Lächeln an, und sagte endlich: „Wenn ich in alten Historienbüchern von ritterlichen Feldherrn las, wünscht' ich mir's immer, so einen Mann mit eignen

Augen zu schauen. Nun ist mir dieser Wunsch erfüllt.“ – Und wie laut und nah auch Räder und Wellen brausten, drang doch die leise, aber klare Stimme mit wundersam zarter Gewalt herdurch, und Adelbrecht fühlte sein Blut in glühender Begeisterung wallen.

In eben diesem Augenblick ward eine Mannesgestalt zwischen den zerschossenen Fensterläden sichtbar, bemüht, sich von den Sprossen einer angelegten Leiter in das Zimmer zu schwingen. Erbleichend trat die Müllerin hinter Adelbrechts Lager zurück. – „Will er fort!“ schrie der Knabe mit ängstlichem Trotz. „Will er wol fort, der verfluchte Franzose!“ – Der Fremde aber lachte, und sagte, nach der Leiter zurücksehend: „*En avant! Ils sont à nous, ces diables de Prussiens!*“ – Adelbrecht hatte den Hahn seines Pistols gespannt, und zielte ruhig. Jetzt Blitz und Knall, – und der Franzose stürzte aufschreiend aus dem Fenster. – „Hurrah! rief Adelbrecht mit seiner Schlachtenstimme! Hurrah! Haut, meine Jäger, fällt aus! Haut, meine Jäger!“ – Und man hörte, wie der erschreckte Feind von dannen floh. Büchsen- und Pistolenkugeln gaben ihm das Geleit.

Der Morgen dämmerte. Während seine ersten Strahlen in verschönernder Anmuth um die holde Gestalt der Müllerin spielten, hörte Adelbrecht die nahen Signale preussischer Trompeten; alle Gefahr war vorüber; die Müllerin streckte abermals den schönen Arm wie gebietend durch die Wandthür, und das Getöse der Räder und Fluthen schwieg, und Adelbrecht versank in einen erquickenden Schlummer, von milden Träumen durchleuchtet, deren Hauptinhalt die mannigfach wechselnde Erscheinung seiner wundersamen Wirthin war. Bald sah er sie auf einem Kaiserthron, und bald als die Gebieterin unermeßlicher Zaubergärten, aber immer trat sie wieder in die Mühle zurück, und sagte mit lächelndem Kopfschütteln: „Bildet Euch doch nur nichts Aberwitziges ein. Ich bin wahrhaftig eine Müllerin, und dabey bleibt’s.“

Als er gegen Mittag erwachte, hätte er fast glauben mögen, sein ganzes gestriges Abenteuer sey nur Traum einer Waldesnacht gewesen: aber dem widersprach der heiße Schmerz in seiner Hüfte, und ach, auch die hohe, herrliche Gestalt der Müllerin,

welche an seinem Lager stand, und dem herbeigekommenen Wundarzte in dessen Vorbereitungen zum Verbande hülffreiche Hand leistete. – Bald war die Kugel herausgenommen, und Adelbrecht schenkte sie dem Söhnchen der schönen Frau, welches mit gefalteten Händchen und thränenden Aeuglein zugesehen hatte. – „Scheue dergleichen nicht, setzte er hinzu, wenn auch Dich einstmalen das Vaterland beruft; aber Gott behüte Dich vor allzuernsten Grüßen solcher Boten. Ein seltsamer Soldatenglaube meynt, es thue gut, wenn man eine Kugel bey sich trage, vornehmlich eine, die schon getroffen hat. Möchte ich Dich schützen können, Du Kind einer herrlichen Mutter, mit den Schmerzen meiner eigenen Wunde!“

Er sah das gerührte Lächeln der hohen Frau, und sank wieder in die Schlummer einer ihn anmuthig umdämmernden Ohnmacht zurück.

So blieb es, mit Ausnahme kurzer Zwischenräume, mehrere Tage hindurch. Als er eines Abends zu vollem Bewußtseyn erwachte, saß am Hauptende die wundersame Müllerin neben ihm, ihr schönes Töchterlein auf dem Arm, zu den Füßen des Lagers Folquart, bleich noch und wundenmatt und sehr ernst.

„Ich bitte um Euern Namen, schöne Pflegerin; um Euern Vornamen bitte ich,“ sagte Adelbrecht in seltsamer Bewegung. – „Anna bin ich getauft,“ entgegnete die Müllerin, und Folquart setzte herbe lächelnd hinzu: „Mit dem Vaternamen Wertheimerin, eines Bauern Tochter, vermählt an den Müller Eberwein, jetzigen Eigenthümer dieses Hauses.“ – „Ganz recht,“ sagte Anna mit freundlichem Neigen ihres Hauptes, und sahe dabey so edel und ordentlich herablassend aus, daß Folquart sichtliche Beschämung zeigte, und in beinah ungeschickter Verlegenheit aus dem Zimmer ging. Adelbrecht blickte staunend und noch immer zweifelnd in die Augen der Müllerin.

„Ich will Euch soviel von mir und meinem Manne erzählen, als Ihr irgend fordert, sagte sie; nur bitte ich mir's recht ernsthaft aus, daß Ihr unbedingt meinem Worte vertraut. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber oft setzen sich die Leute in den Kopf, es stecke ein Geheimniß, eine Verkleidung, und was weiß ich, hinter unserm Verhältniß, und das beleidigt mich immer ungemein.



Abb. 16 Illustration: Friedrich de la Motte Fouqué: Ritter Toggenburg
(Privatbesitz)

Denn erstlich liebe ich dergleichen Mummereien nicht einmal sonderlich in erfundnen Historien, und weder mein Mann, noch ich, hätten uns wol je zu dergleichen entschlossen; und dann – wenn mir’s die Leute damit versüßen wollen, wir kämen ihnen zu gebildet vor, zu anständig für unsre niedre Geburt, da möcht’ ich ordentlich böß werden über das Geschwätz. Der liebe Gott schließt keinem Bauern und keinem Bauernkind seine Gnaden Thür zu. Wer nur mit recht ehrlichem, liebevollem Herzen hineinhören will in die heilige Schrift und in die liebe Natur, der gewinnt, außer der Hauptsache, auch wol noch manch eine artige Nebengabe mit, und trägt zu allem Schönen und Anständigen und Edlen Lust. Es hat ein guter, frommer Mann, mit Namen Stilling, seine Jugendgeschichte in Druck gegeben, wie er unter Kohlenbrennern und andern Bauersleuten sehr edel und würdig aufgewachsen ist, und ihm nachher in der Welt eben nichts hinderlich war zum Umgang mit den größten Leuten, als etwa seine Sprache; denn die ging von dem Hochdeutschen ab. Da war nun mein seliger Vater noch besser dran, indem bey ihm – er war um Altenburg gebürtig – schon alles Volk von selbst hochdeutsch redete, wie es ja auch hier zu Land geschieht. Warum denn also Einer, der jenes schöne Buch gelesen hat, sich über uns verwundern kann, begreif’ ich kaum. Hoffentlich indeß“ – sie wandte sich zu dem wieder eingetretenen Folquart – „hoffentlich gehört der Herr Lieutenant dort zu solchen zweifelnden Menschen jetzt nicht mehr.“

„Nein, wahrhaftig nein, gute Frau!“ sagte dieser mit wegwerfendem Lächeln. „Mir ist auch eigentlich nie der mindeste Argwohn in den Sinn gekommen. Für jetzt aber habe ich meinem Kameraden etwas im Vertrauen zu sagen, und ich bitte Euch, laßt uns auf ein Viertelstündchen allein.“

Er konnte indeß bey all seinem Vornehmthun kein Auge vom Boden heben, während die Müllerin mit freundlichem Lächeln sein Begehrt anhörte, und eben so freundlich grüßend aus der Thüre schritt.

„Es ist Alles, wie sie es gesagt hat!“ flüsterte Folquart, sobald sie allein waren, mit ängstlicher Heftigkeit. „Es ist wahr und wahrhaftig Alles so. Ich habe mich genau erkundigt. Anna’s Vater

war der einfache Bauer Wertheim, ihr Schwiegervater ein eben so einfacher Müller.“

„Seit den ernst betheuernden Worten der wunderbaren Frau hab' ich's mir auch nicht anders vorgestellt;“ entgegnete Adelbrecht.

„Wie? fiel ihm Folquart in die Rede. Und doch sah ich noch immer, wie Deine Blicke unausgesetzt an ihren Lippen hingen, du regelrechter, turnierfähiger Ritter! Ich sage Dir's auf den Kopf zu: für eine Edelfrau mindestens siehst Du sie an.“

„Es mag wol früher so etwas gewesen seyn, sagte Adelbrecht, aber seit sie mir das rechte Verhältniß aufgeschlossen hat, ist mir das Ja oder Nein über jene Frage sehr gleichgültig geworden, und nur Eins kann ich nicht begreifen: wie nämlich gerade Du, Folquart, mit Deinen Ansichten über oder vielmehr wider allen noch jetzt geltenden Geburtsadel so wenig verstehen kannst und willst, was die herrliche Frau gesprochen hat.“

„Nun, so ein Vetter Bauersmann oder Müllerbursch, lächelte Folquart, würde immer in einen gebildeten Kreis wunderbar genug hereinfallen. Aber ich sehe, Du glühst vor Unwillen. Laß uns abbrechen. Es ist ja Alles nur Wundfieber; glaube mir, nichts als Wundfieber von Dir.“

Er ging etwas heftig fort. So wie die Müllerin die Thür zuwerfen hörte, trat sie von der andern Seite herein. Sie hatte ein großes Buch in der Hand.

„Die Verhandlung mit Euerm Freund, sagte sie, scheint zu Ende gegangen zu seyn, und hat Euch wol ein wenig Wallung im Blut hinterlassen. Da komm' ich mit einem Sänftigungsmittel. Seht mir einmal die herrlichen Bilder an. Es hat sie ein gewaltiger Künstler zu den Geschichten vom rasenden Roland entworfen; erst neuerdings, wie man spricht. Aber sie sind so recht im Sinn der guten alten Bilder, die mein Mann und ich über Alles lieb haben, daß wir uns nicht bedachten, vor zwey Jahren – es gab zwar eine sehr bedrängte Zeit für uns dazumal – fast die Hälfte unsrer kleinen Baarschaft dranzusetzen, um diese eben so kräftigen als milden Gestalten in jedweder Stunde vor Augen haben zu können.“

Sie that mit unbeschreiblich anmuthigem Lächeln die Blätter von einander, und Adelbrecht erkannte voll frohen Erstaunens

seine eignen Zeichnungen zum *Orlando furioso*⁵⁹, die er vor drey Jahren als Umrisse in Kupfer geätzt und dem Buchhandel übergeben hatte. Er ließ aber nichts davon merken, und Anna setzte sich neben ihn, und hub an, die Bilder zu erklären. Mit dem italischen Heldengedichte unbekannt, hatte sie doch die Sage vom Roland aus unterschiedlichen alten Büchern so gut im Gedächtniß, daß sie fast immer das Rechte traf, und wo ihre Geschichten sie verließen, trat ihr reiner, kluger Sinn an die Stelle, und wenn sie auch einmal dies oder jenes anders deutete, war doch ihre Ansicht so anmuthig und phantastisch, daß man beinahe hätte wünschen können, es möge bleiben, und immer so gewesen seyn, wie sie es in ihrer unbewußten Klarheit erfunden hatte. Von einem recht englisch stillem Entzücken fühlte sich Adelbrecht durchdrungen, als er sich in seinem Kunstwerke so verstanden, ja mehr als verstanden sah, denn Anna offenbarte ihm Geheimnisse seiner Muse, die er selbst bis dahin weit minder eingesehen hatte, als nur fern geahnet. Und dabei blieb sie ganz einfach und anspruchlos, recht wie ein Kind, das mit seinem Gespielen bildert.

Herb und störend trat Folquart dazwischen. Er hatte, von Beiden unbeachtet, ihnen schon eine ganze Weile lang zugesehen. Da sagte er endlich: „Fürwahr, man weiß kaum, wie sich der Orlando so arg um die Angelika grämen konnte, und so tief verstrickt bleiben in ihren Netzen. War er ja doch kein Künstler, und hatte sie ihm nie seine Kunstwerke gelobt!“ – Adelbrecht wandte sein Haupt mit sehr strengem Blick, sprechend: „Orlando war ein Künstler mit den Waffen, und wußte seine edle Herrin zu schützen, und das weiß ein jeder rechter Mann. Wer heute wund ist, kann in wenigen Tagen oder Wochen wieder waffenfähig seyn.“ – „Ich verstehe; erwiederte Folquart, sich ernst verneigend. Wir sprechen ein andermal weiter davon.“ – „Recht gern;“ sagte Adelbrecht, und blickte mit erneuter Aufmerksamkeit auf die Bilder.

Die Müllerin aber schaute beide Männer in ruhigem Erstaunen an, und sagte endlich: „Ich verstehe Euch nicht, liebe Herren. Hoffentlich giebt es doch unter zwey so edlen Waffenbrüdern keinen Streit?“

Folquart, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken, wußte keinen andern Rath, als über die Künstlerfreude zu scherzen, mit welcher Adelbrecht sein Werk so preisen höre von einer schönen Frau. „Du lieber Gott,“ – sprach sie, und faltete die zarten Hände, – „wäre denn dieser tapfre Kriegermann auch dieser edle Zeichner selbst?“ In stolzem, aber nicht unbilligem Triumphe lächelte Adelbrecht gegen Folquart zurück: „Du siehst, mit Deinen absichtlichen Angelika’sgeschichten kommst Du hier nicht aus.“ Folquart aber seufzte tief auf, und sagte: „Allerdings nicht! Was in den Sternen geschrieben steht, muß geschehen.“ – „Weil es nämlich Gottes Finger geschrieben hat;“ setzte Anna mit ernster Huld hinzu, und trug die Bilder hinaus.

Seit diesem Tage besorgte sie Adelbrechts Pflege mit fast noch innigerer Sorgfalt, aber doch auch wieder wie aus einiger Entfernung herüber. Man sahe wol, sie betrachtete den Künstler, welcher solche Bilder gefertigt hatte, mit Erstaunen und zweifelhafter Neubegier, ungefähr so, wie man es mit einem Abgesandten aus sehr entfernten, wundersamen Landen thäte, ohne sich ihm deshalb eben unterordnen zu wollen.

Folquart hielt sich sehr zurückgezogen, und still, welches wol von jenem ernsten Zweysprach herkommen mochte, und allerdings glaubte auch Adelbrecht, nach Beider Genesung werde nur Pistole oder Klinge die daraus erwachsene Bitterkeit vollkommen tilgen können. Aber das hinderte nicht, daß die Waffengefährten sich bisweilen ganz freundlich zusammen besprachen. Namentlich hatte Adelbrecht vielfach für die Sorgfalt zu danken, mit welcher Folquart Bücher aus dem nahen Städtchen in mannichfacher Abwechslung herbei zu schaffen wußte; eine Veranlassung mehr für Anna, die Reinheit und Klarheit ihres schönen Sinnes zu entwickeln. Aber hieran schien Folquart keine Freude zu finden. Die Wolke über seinen dunkeln Augenbraunen verdichtete sich alsdann nur zu immer tiefern Schatten, und je lieblicher und geistvoller Anna über irgend ein Dichtergewerk geredet hatte, je finstrier und ungestümmer eilte er gewöhnlich in die wildesten Thalgegenden hinaus. Die Herstellung des vollen Friedens zwischen ihm und Adelbrecht lag dadurch fast mit jeder Stunde weiter hinausgerückt.

Derweile hatte der Wundarzt mit Bestimmtheit erklärt, Adelbrechts Seitenwunde werde zwar nicht für das gewöhnliche langsame Gehen und Reiten lähmend bleiben, wol aber jedes kühne Ansprenge eines Rosses und jeden raschen Lauf unmöglich machen; dagegen solle Folquart in wenigen Wochen fähig seyn, dem Heere nachzureisen. Mit ernster, wehmuthvoller Resignation hatte Adelbrecht sein Abschiedsgesuch eingesendet; ungeduldig harrte Folquart des Augenblicks, wo er wieder in ein rüstig kriegerisches Schaffen eintreten könne.

Der Winter hatte indeß seinen schneeigen Mantel über das Mühlenthal gebreitet. An einem stillen, sonnighellen Tage war Folquart wieder einmal in gewohntem Unmuth verschwunden, aber in Adelbrechts Seele leuchtete der klare Himmel draussen und der klare Himmel aus Anna's Augen wundersam friedlich herein. – „Wie wär' es, sagte die holde Frau, wenn Ihr Euch einmal an die freie Luft wagtet? Sie ist mild und rein, und ich wollte Euch den Hügel dort hinaufleiten zu der schönen alten Burg, die Ihr oft mit so verlangenden Blicken anseht. Zwar wird sie wol verschlossen seyn, denn der alte Kastellan kommt nur selten einmal hin, aber wir könnten sie doch von außen umwandeln, und die Aussicht von dorten ist gar hübsch und lieb!“ – Freudig willigte Adelbrecht in den Vorschlag, die Müllerin schlang ein großes rothes Tuch um sich, und hüllte voll anmuthiger Sorgfalt ihr Töchterchen mit hinein, der Knabe ritt auf seinem Steckenpferde lustig voraus.

In den hellen Decembertag hatte sich schon etwas wie ahnende Lenzluft des künftigen Jahres eingeschlichen. Adelbrecht fühlte sich unbeschreiblich erquickt. Er bedurfte des Armes seiner schönen Pflegerin nicht, und nur die ihm sehr ungewohnte Nothwendigkeit, langsam zu gehen, mahnte ihn an die Wahrheit jenes ärztlichen Ausspruchs. – Anna sah mit tiefer Rührung auf ihren fröhlichen Knaben, und sagte endlich: „Gott, was war das für eine angstvolle Zeit, als der Kleine in dem Alter war, wie jetzt sein Schwesterchen, und wir über die Berge hierher flüchteten! Ein rechtes Glück nur, daß es der liebe Gott damals grad' Sommer seyn ließ. Im Winter wären wir erlegen.“

Und auf Adelbrechts Bitte erzählte sie folgendes:

„Mein wackrer Mann hatte sich's vorgenommen, immer nur da zu wohnen, wo noch das Franzenjoch mindestens nicht unmittelbar drücke. Die Gegend der schönen Hansestädte kam ihm endlich als die freieste und gesichertste vor. Und weil er nicht nur ein wackrer Müller ist, sondern auch überhaupt ein kräftiger und geschickter Mensch, wußte er sich und uns in der guten Stadt Bremen auf mannichfache Weise recht freudig zu ernähren. O wir haben gar anmuthige Tage dorten verlebt. Aber Ihr könnt Euch seinen Schreck vorstellen und seinen Zorn, wie das nun auf einmal für französisches Land erklärt wurde. Vergeblich sagten ihm viele tapfre und fromme Bürger mit der ihnen eigenthümlichen Kraft und gläubigen Zuversicht des Sinnes: So lange das alte Rolandsbild noch auf dem Bremer Markte stehe, habe es mit der alten Stadtfreiheit der Bremer keine Gefahr, und werde das Franzthum schon von selber wieder abfallen, wie ein monströser überfrüher Apfel vom guten alten Stamm, der warten gelernt hat auf Gottes Willen. – Der heftige Sinn meines Mannes vermocht' es nicht zu tragen. Weit konnte er in der winterlichen Jahreszeit mit mir und meinem Kinde nicht fort, aber wenigstens in's Westphälische schaffte er uns hinüber und spähte von da aus nach Mitteln, wie er nach dem schönen, von ächtdeutschen Fürsten beherrschten Ländchen gelangen könne, welches wir jetzt bewohnen. Es hatte damit seine Schwierigkeiten. Unser theils angeerbtes, theils erarbeitetes Geld war durch mannichfaches, oft etwas übereiltes Umziehen sehr zusammengeschmolzen, und wir wollten zur Reise und neuen Einrichtung noch Einiges erwerben. So dauerte es bis in den Monat Julius hin, und wir dachten, wol noch ein Paar Wochen warten zu müssen.“ –

„Aber mit der Abfahrt ging es ein Bischen wilder, als wir gemeynt hatten. Denn eines Abends wollte mein Mann einen ehemaligen preussischen Offizier, der allerhand kühne und gute Dinge im Sinne trug, auf heimlichen Wegen geleiten, und die westphälischen Gensd'armen paßten ihnen auf und umzingelten sie. Da galt's denn freilich Gegenwehr auf Leben und Tod, und beide wackre Männer schlugen sich durch, aber drey Gensd'armen blieben tödtlich verwundet auf dem Platze, und mein Mann mußte flüchten mit mir und dem Kleinen dort.“

„O das ward eine kühne, gefährvolle Reise, und – ich mag es Euch nicht bergen – oftmals sind mir die hellen Thränen der Angst dabey in die Augen getreten. Zu Fuße eilten wir fort, über unwegsame Bergpfade hin, umheult, bisweilen ganz nah, von dem ausländischen Rufen der nachjagenden Feinde; – und dennoch steht das Alles vor meinem Geiste, wie ein liebes, leuchtendes Bild. War ja doch mein tapfrer Mann so frisch gemuthet, und sprach mir es so lebendig in's Herz: wer sich auf Gott verlasse, den verlasse niemals Gott! Und dann beteten wir andächtig, und dann gingen wir wieder unsern einsamen Buschpfad weiter, und der Säbel und die Pistolen meines Mannes funkelten, wie glückbringende Sterne, bald vor, bald neben mir her; – o, es war, trotz aller Angst, oft eine gar anmuthige Zeit!“

Adelbrecht hatte sich ganz in das schöne Bild verloren, wie glücklich der Mann sey, der ein solches Weib als sein süßes, ihm ganz vertrautes Eigenthum geleiten dürfe durch die wildbewegte, schreckenvolle Welt. Jetzt sah ihn die Müllerin an, gleichsam fragend, ob er auch wol auf ihre Geschichte gehört habe; da suchte Adelbrecht nach irgend einem Worte, und sprach in der Eil: „Aber brachte Euch denn nicht der damals noch so kleine Knabe in ganz unübersteigliche Hindernisse und Gefahr?“

„O mit dem wußten wir uns mannichfach zu helfen;“ lächelte die Müllerin. „Unter anderm so.“ – Und das lange Tuch, zum Theil von ihrer Schulter geschlungen, gab sie mit holder Unbefangenheit – das eine Ende in Adelbrechts Hand, so daß sie ihr Töchterlein wie halb in eine Schaukel, halb in eine Wiege hinein legte. Vergnügt lachte die Kleine von da empor. – „Seht Ihr wol!“ sagte Anna. „Freilich, so artig, wie dies stille, fromme Kindchen war der Knabe nicht immer, aber so zwischen uns schwebend ließ er sich's immer noch am besten und ruhigsten gefallen.“

Sie gingen in dieser Stellung weiter. Eine heiße Sehnsucht schwellte Adelbrechts Busen, und schauernd verstand er auf einmal das arme, lange sich selbst getäuscht habende eigne Herz. Helle Thränen drangen in seine Augen herauf, Anna und ihr süßes Kind lächelten einander mit freundlichen Blicken an.

Da trat man durch eine unversehne Windung des Pfades plötzlich aus dem bereiften Gesträuch dicht vor die moosdunkle, hochgewaltige Burg. Ein Ritterwappen, das Adelbrecht aus seinem Stammbaum kannte, sahe feierlich über die weite Thorwölbung herunter. Er verstand die herrliche Mahnung, und Meister seiner Thränen und jegliches thörichten Wunsches, richtete er die Augen in glühender Begeisterung zu dem riesigen Denkmale uralter Heldentage empor, wie es mit seinen Zinnen und Thürmen unwandelbar kühn hinausragte in das Himmelblau. –

Jauchzend sprang indeß der Knabe heran, und berichtete, die Thüren seyen offen, und der wunderliche alte Kastellan gehe drinnen umher. Gleich darauf trat eine seltsame Gestalt in das Thorgewölb. Unter einem großen, zu beiden Seiten aufgeschlagenen Filzhute blickte ein vornübergebeugtes, sonnenverbranntes Greisenantlitz hervor; ein alter, grauer Flügelmantel verhüllte den ganzen Leib; nur lang und dürr streckte sich eine nervige, beinahe ganz fleischlose Hand heraus, auf einen Krückstock gestützt, welcher in wunderlicher Pracht von Elfenbein und eingelegtem Gold und Perlmutter glänzte.

„O, seyd Ihr es, Frau Anna Eberwein!“ sagte der Greis mit einer Milde des Tones, die seltsam gegen sein schauerliches Aeußere abstach. „Seyd Ihr es! Und noch dazu ein tapfrer, wundkranker Preussenoffizier bey Euch, und der Euch so hübsch Euer Kindlein tragen und wiegen hilft! Das ist ja sehr schön. Da sollen alle Gemächer der Burg sich aufthun, wenn Ihr Lust daran findet.“

Anna dankte freundlich, und ein fragender Blick auf ihren Gefährten lehrte sie alsbald, wie dessen ganzes Gemüth sich in den feierlichen Schloßbau hineinsehne. Da nahm sie ihr Töchterchen zum bequemern Fortschreiten durch die ihr wohlbekannten Thüren und Kammern und Kreuzgänge wieder auf den Arm, und bat den Kastellan, mit seinen Schlüsseln voranzugehen.

Eine wunderbare, wie vor der neuern Zeit-Berührung frei erhaltne Welt that sich den Wandelnden auf. Könnte ich Euch, wie es der alte Kastellan vermochte, Thür’ auf Thüre erschließen, und Pförtlein auf Pförtlein, daß ihr bald durch hohe, hallende Säle schrittet, und bald durch stille, kleine Gemächer, und Alles mit uralten, in ihrer halben Verloschenheit noch immer deu-

tungsvollen Bildern bemalt, einzelne Waffenstücke dazwischen von den Wänden starrend in alterthümlicher Pracht, – und die schöne, auch im Winterschlafe herrliche Thalgegend sähe bisweilen durch die bemalten Fensterscheiben herein, – oder Ihr trätet auch wol unvermuthet auf einen freien Hallengang hinaus in die abendlich goldne Luft, – und dann ginge es wieder kühn-überwölbte Wendelsteigen hinauf, und wie nach einer frommen, mühseligen Wallfahrt gelangtet Ihr in eine kleine, abgelegne Kapelle; ja, könnte ich Euch Alles das so in der That und Wahrheit erschließen: da möchtet Ihr wol die Gefühle theilen, in welchen die kleine Genossenschaft – auch selbst den fröhlichen Knaben nicht ausgenommen – still und feierlich ihre Bahnen durch den ehrwürdigen Bau vollendete, und endlich, fast ohne ein Wort gesprochen zu haben, an dem Burghore wieder anlangte. Der Kastellan gab der Frau und dem Kriegsmann, ehrerbietig Abschied nehmend, die Hand, und hatte Thränen in den Augen. –

Es sahe von diesem Tage an um Vieles heller und gesicherter in Adelbrechts Seele aus. Wenn ein rechter Mann erst einmal eine Wunde seines eigenthümlichsten, innersten Wesens in voller Selbstbewußtheit aufgefunden hat, pflegt auch die Heilung nicht mehr ferne zu liegen, und ihn hätte wol ein sehr naher Weg dahin geführt, nur daß Folquart mit mannichfachen Störungen diesem stillfreundlichen Wirken hinderlich ward.

So auch geschah es an einem Abend, bald nach Neujahr. Adelbrecht hatte so eben aus den Zeitungen gelesen, wie sein edler König in den ersten Morgenlichtern von 1814 auf dem linken Gestade des Altvater Rhein durch sieghafte Helden begrüßt worden war, und sein Herz bebt in tiefer Wehmuth über sein eignes Fernseyn von dem großen, wiedergeöffneten Schauplatze.

Da trat Folquart herein, mit einem halb trüben, halb triumphirenden Lächeln über der Stirn. Er legte, sich niedersetzend, zwey Bücher auf den Tisch, in welchen Adelbrecht alsbald Schillers Gedichte erkannte, und seufzend sprach: „O wenn Friedrich Schiller, der geborne Kriegsdichter, aller Ehrliche und Soldatenfreudigkeit voll, o wenn Er unsre große Zeit erlebt hätte: welche herrliche Lieder würde sie aus seinen Saiten locken!“

„Vielleicht mit weniger Effect, als Du Dir es einbildest; lächelte Folquart. Ja, Du und Deinesgleichen, und auch wol ich, wir wären dadurch emporgeflügelt worden in manche Himmel des Entzückens. Aber was die einfach poetischen Menschen betrifft, die, welche bey unsern alten Chroniken und Volksbüchern groß geworden sind, – da muß ich doch von heute an einer gewissen Schule recht geben, wenn sie behauptet, für derlei ächt romantische Personen habe Schiller eigentlich gar nicht zu schreiben vermocht. Wenigstens lese ich unsrer schönen, sonst so begeisterten Wirthin nun bereits über eine Stunde lang aus diesen zwey Büchlein vor, und sie näht ruhig weiter, und versichert mich am Ende, sie habe wenig oder nichts von all den schönen Worten verstanden.“

Ein glühendes Roth fuhr über Adelbrechts Antlitz. Aber er bezwang sich, und sagte mit scheinbarer Ruhe: „Da thut sie wenigstens hundertmal besser dran, als hundert und mehr Lobredner Schillers, die in erkünstelter Begeisterung seine schönen Worte nachlallen, und wahrhaftig nichts weiter davon wissen, als daß es eben schöne Worte sind. – Erinn’re Dich des Kameraden, der uns beym Rückzug über die Elbe tröstend vordeclamirte:

„Dreifach ist des Raumes Maaß.
Rastlos fort ohn’ Unterlaß
Strebt die *Länge*, fort in’s Weite
Endlos gießet sich die *Breite*,
Grundlos senkt die *Tiefe* sich.“

Was nachher kommt, hatte er freylich vergessen; namentlich wußt’ er nichts mehr von den Worten, göttlichen Trostes voll:

„Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.“

Aber er betheuerte fort und fort, nur im göttlichen Schiller finde sein leise bewegliches Herz Trost auf den Wogen der ungeheuern Zeit.“

Folquarts höhrendes Lächeln ward zum wahrhaften, freien Lachen vor der tollen Erinnerung, und auch Adelbrecht lachte seinen Unmut weg. Nach einer Weile aber fragte er doch: „Was hast Du ihr denn eigentlich vorgelesen?“

„Nun – kam die Antwort etwas verlegen heraus – nun – so mancherlei. Mit dem eleusischen Fest hab’ ich angefangen, – dann las ich Tartarus und Elysium, – dann das Geheimniß der Reminiscenz, – dann die Zerstörung von Troja – dann Poesie des Lebens – zuletzt auch, um doch recht in das wirkliche Leben einzugehen, die berühmte Frau.“ –

„So, so; erwiderte Adelbrecht nachdenklich. Es freut mich doch sehr, zu sehen, wie unendlich ehrlicher Du selbst bist, als die Waffen, mit denen Du gefochten hast.“

„Ein seltsames Lob, rief Jener empfindlich; eines, das der Erklärung fast noch mehr bedarf, als jene drohenden Worte bey Gelegenheit des *Orlando furioso*!“

„Das wird sich Alles finden, sagte Adelbrecht gelassen, und zwar, ehe wir auseinandergehen. Für jetzt aber laß es ruhen, denn unsre Wirthin kommt.“

Und kaum saß Anna auf ihrem gewöhnlichen Platz an dem großen Rundtische hinter der Lampe, so nahm Adelbrecht den Schiller wieder auf, und las mit feierlicher Kriegsstimme „*die Schlacht*.“ Ein begeistertes Glühen flog über die zarten Wangen der schönen Frau; ihr sonst so mildes Auge funkelte in ernster Heldengluth. – Und Adelbrecht las weiter: den Handschuh, und des Mädchens Klage, und den Kampf mit dem Drachen, und viele der edlen Lieder sonst, und zuletzt auch Kassandra; und die reine Herrlichkeit der Poesie durchströmte immer verklärender Anna’s reine Gestalt. – „O Ihr braven, deutschen Männer, seufzte sie zuletzt, warum hat nicht diese Stimme in Eure Siegeslieder getönt!“ –

„Wie ist es denn nun,“ fragte Adelbrecht sehr ernst, als sie bald darauf das Zimmer verlassen hatte, „wie ist es denn nun mit dem Schiller und mit dem reinen, hohen Gefühl unverdorbner Geister für ihn?“ – „Ich habe mich wieder einmal geirrt, lächelte Folquart im trüben Muth, und wenn Dir meine Bitte etwas gilt, so laß für heute das Gespräch zu Ende seyn. Uebermorgen brech’

ich zur Armee auf, und Morgen können wir alles Nöthige in Ordnung bringen.“

Adelbrecht neigte das Haupt, stumm und kühl bejahend, und Beide gingen auseinander nach ihren Schlafstätten.

Schon mit der ersten Frühe des nächsten Tages hatte sich Adelbrecht in den Mantel gewickelt, und auf den ernstesten Fall – das Schwerdt konnte er noch immer nicht mit Sicherheit wieder führen – seine geladenen Pistolen mit eingesteckt. Folquart sah, als Jener ihn abzurufen kam, die zwei kleinen, leuchtenden Waffen aus der Umhüllung hervorblinken, und sprach kopfschüttelnd: „Mag freylich seyn, daß wir sie nöthig haben, aber hofentlich giebt es noch einen mildern Ausweg.“

Angekommen auf einem entlegnen Platze, von dichtem Tannenbüsch auf allen Seiten umhegt, hub Folquart mit diesen Worten zu reden an:

„Bevor wir als Offiziere wegen Deiner beleidigenden Aeüßerungen sprechen, gönne mir, als Freund dem Freunde Rechenschaft abzulegen über mein Betragen diese ganze Zeit herdurch. Wol fühlte ich, wie es Dich verletzen mußte, und, Adelbrecht, ich habe es immerfort gefühlt, und oft blutete mein Herz mit dem Deinigen. Aber durfte mich das hindern in meinen, zuletzt freylich beynahe verzweifelten, Bemühungen, Dich zu heilen und zu erretten? Adelbrecht, Du liebst die Frau eines Andern, Du liebst eine Frau, die, wenn sie auch heute noch Wittwe würde“ –

„O nichts davon!“ rief Adelbrecht, und hielt die Hände wie abwehrend vor.

„Ich darf Dich nicht schonen, fuhr Jener fort; eine Frau liebst Du, die auf keinen Fall je die Deinige werden könnte, denn streng und starr stellt sich der von Dir selbst so hochangeschlagene Unterschied des Standes zwischen Euch. O Du lieber, glühender Freund, was soll aus Dir werden, da ich vergeblich Alles erschöpft habe, um Dich von dieser – ich bekenne es ja selbst mit Begeisterung – von dieser hochherrlichen Gestalt abzuwenden!“

Adelbrecht sah eine Weile in tiefen Gedanken vor sich nieder. Dann sagte er: „Was aus mir werden soll? – Noch vielleicht vor wenigen Wochen hätte mich diese Frage und Dein Aussprechen

meines heimlichsten Gefühles sehr erschreckt. Seit jenem Spaziergange nach der alten Burg ist es anders. Ich habe mich damals verstehen lernen, und mich mit Gott, mit mir, und – lächle nur immer, wenn Du Lust hast – auch mit meinen Ahnen berathen. Einig und still sieht es aus in meinem Innern. Sey nicht besorgt um mich. Wie es sich in den äußerlichen Formen gestalten wird, weiß ich noch nicht recht. Nahe freylich blieb' ich ihr gern. Kann es aber nicht seyn, so trag' ich ihr reines Bild mit mir von hinnen, und so lange mir Gott noch Leben schenkt, will ich sie zu preisen trachten in mannigfachen Gestaltungen meiner Kunst. Alle meine Bilder, näher oder ferner, deutlicher oder verhohlner, sollen Kränze seyn um ihr reines Haupt.“

Folquart reichte ihm freudig die Hand. „Ich that Unrecht, sagte er, Dich zu stören, aber ich meynte es gut. – Was nun unsern Ehrenstreit betrifft, so glaube ich immer, Du könntest Deine übereilten Worte zurücknehmen, und ich könnte damit zufrieden seyn. Oder ist es etwa anders? Du bist Edelmann, bist früh im Kriegsdienst gewesen, und mußst das besser wissen, als ich. Daß uns die schöne Anna nicht verstand in unserm Zorn, und daß kein andrer Mensch es gehört hat, kommt übrigens nicht in Betrachtung. Ehrensache bleibt Ehrensache, und hätte man sich im heimlichsten Winkel der Baumannshöhle ein beleidigendes Wort in's Ohr geflüstert.“

„Recht; erwiederte Adelbrecht. Aber zurücknehmen, – ein gesprochenes Wort zurücknehmen, – nein, lieber Bruder, das kann ich nicht; wenigstens hier nicht, wo mir meine Schuld viel zu klein vorkommt für solch eine fatale Buße.“

„Nun dann;“ sagte Folquart gesetzt, und zog auch seine Pistolen hervor, und maaß, von Adelbrechts Standpunkt aus, funfzehn Schritte ab. Drauf stellte er sich ihm gegenüber, und sprach: „Beginne; Du hast den ersten Schuß.“

„Laß unsre Sache nicht schlimmer werden, als sie schon ist!“ rief Adelbrecht mit einiger Heftigkeit. „In solchen Geschäften ist Großmuth die unartigste Beleidigung. Meine Worte haben Dich verletzt; widerrufen kann ich nicht; schieß! Und ziele ordentlich. Denn zum Spaß mit dem Ernste sind wir Beide zu gut.“

Folquart erhob den zielenden Arm.

Da rauschte es seltsam in der Luft. Staunend sahen beide Kämpfer in die Höhe; Anna's weiße Tauben schwebten über sie hin. – An den Boden schleuderte Folquart sein Pistol, und in Adelbrechts Arme stürzend, rief er: „Nein, es soll Dein theures Blut nicht abermal dies Thalgewind beströmen. Hältst Du mich für einen braven, ehrenwerthen Kameraden?“ – „Von ganzem Herzen thu ich das!“ rief der bewegte Adelbrecht zurück, und die Versöhnung war geschlossen, und mit einer ächtbrüderlichen Umarmung besiegelt. –

Am Morgen drauf erfolgte ein schwerer, tiefernster Abschied zwischen den beiden Waffenbrüdern. Ihnen war das Schicksal wunderlich zwischen ihren so innig geschlossenen, so innig erneuerten Bund getreten: der Eine wieder frisch und kräftig in das Gewühl eines glorreichen Völkerkrieges hinaus, der Andre für alle künftigen Tage des Erdenlebens in seine stille Malerwerkstatt zurück gedrängt. Sie trennten sich unter heißen Thränen, und haben einander seitdem auch wol nicht wiedergesehen.

Für Adelbrecht sollte dieser Tag noch auf mannigfache Weise bedeutend werden. Einige Stunden nach Folquarts Abreise kam die begehrte Entlassung aus königlichen Kriegsdiensten in den huldreichsten Ausdrücken an. Ein Orden lag dabey, und Anna heftete ihm das Ehrenzeichen auf die von Stolz und Wehmuth hochschlagende Brust.

„So zieht Ihr denn fortan ohne mich in die Siegerschlachten, Ihr fröhlichen Jäger und Ihr andern tapfern Kämpfer all! seufzte er still in sich hinein. So werde ich denn aus Zeitungen lesen, was Ihr gethan und erlitten und gewonnen habt!“ – Er versank in ein sehndes Schweigen, in eine der Stimmungen, wo es uns vor milden Schauern ganz klar wird, hienieden wohne nicht die Freude, nur in den besten Stunden ein vorahnender Friede, welcher uns die Freude von jenseit herüber verkündet.

Anna dachte ihn zu erfreuen, wenn sie eine Saite aus seinem Schiller anschlage. Sie öffnete das Buch, und der vorgestern durch einen Zufall ungelesene „*Ritter Toggenburg*“ fiel ihr zuerst in die Augen. Wie sie nun ernst und feierlich und mit sehr gerührter Stimme anhub:

„Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet Euch mein Herz;
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich Euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn.
Eurer Augen stilles Weinen
Kann ich nicht verstehn.“

da war es ihm, als töne Sylbe vor Sylbe mit eben so vielen feierlichen, zu Grabe läutenden Glockenpulsen der entscheidende Schicksalsspruch in sein Leben herein. Doch konnte er das Gedicht in voller, äußerer und auch wol innerer Fassung aushören. Nur als Anna, von des Töchterleins Wärterin abgerufen, freundlich grüßend aus der Thüre ging, wären ihm fast die hellen Thränen hervorgebrochen; aber auch das sollte nicht seyn, denn zugleich pochte es von der andern Seite des Gemaches, und herein trat der alte Kastellan der Burg.

„Glück zu, Herr Ritter;“ sagte er, auf Adelsbrechts Orden deutend. „Der Kleine hat mir draussen schon Alles im lauten Jubel erzählt, und es freut mich, daß ich zu so guter Stunde komme, mit einem Antrag, den ich Euch thun will. So viel ich weiß, hängt es ganz von Euch ab, Euren künftigen Wohnplatz auszuwählen, und dazu möcht’ ich Euch nun die alte Burg droben vorschlagen.“

„Mein Schicksal fährt noch immer zu reden fort;“ sagte der tief erschütterte Adelsbrecht leise vor sich hin.

„Seht, Ihr gehört recht eigentlich in die Burg hinein;“ fuhr der Alte fort. „Meine Herrschaft, die auf der andern Seite des Berges in einem luftigen, beynahe durchsichtigen Kartenhäuschen von Pallästlein wohnt, hat bisweilen daran gedacht, das alte Schloß zu arrangiren, wie sie’s nennen, und ich habe wirklich schon Zeichnungen gesehen, wo man die Kapelle, vermöge einiger korinthischen Gipssäulen und Nankindraperieen, zu einem ganz artigen Boudoir einrichten wollte. Noch habe ich dieses Uebel – und nebenbey auch ohne Zweifel meinen Tod zugleich – abzuwenden gewußt, aber neuerdings ist wieder stark die Rede davon, es sey denn, daß sich ein Miethsmann fände, durch den sich

einiger Vortheil aus dem alten Ritterbau gewinnen lasse. Wenn Ihr nun hineinzüget, Herr Ritter, da zöge ich – insofern es Euch nicht zuwider wäre – mit hinein. Bis jetzt zwar habe ich die liebe Burg aus Herzeleid über deren Verödung und Entfremdung nur selten besucht. Aber mit Euch zusammen müßte sich's gut darin wohnen.“

Adelbrecht schlug alsbald ein. Der Alte hatte Vollmacht von seiner Herrschaft; unwiderruflich auf Lebenszeit entwarf man den Kontrakt. Als Adelbrecht seinen Namen unter das Papier schrieb, lächelte er wehmüthig, und erwiederte auf des Alten fragenden Blick:

„Laßt gut seyn, Vater. Ich denke nur daran, wie wenig es mir bey dem Hereinreiten in dieses Thal einfiel, daß ich es nie wieder verlassen würde. Aber ich wiederhole: lasset es gut seyn, denn es ist sehr gut so.“

Wollt Ihr noch mehr von unserm Freunde vernehmen? – Er malte schöne Bilder in der alten Burg, und sein Gemach ging nach dem Mühlenfenster hinaus, vor welchem alle Morgen Anna ihre weißen Tauben zu füttern pflegte. Er sah die Heimkehr des wackern Müller Eberwein, der mit einem österreichischen Ehrenzeichen auf der Brust froh und gesund aus Paris kam; er sah das ungestörte Glück der geliebten Frau. Nach wenigen Jahren trat denn auch der Schluß der deutungsvollen Schillerschen Ballade in Adelbrechts Leben hinein:

„Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah.“

Friedrich de la Motte Fouqué: Ritter Toggenburg, in: Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen für das Jahr 1817. Leipzig: Cnobloch 1817, S. 110-155.

**16. Amalie von Helvig-Imhoff,
Friedrich de la Motte Fouqué:
Der Siegeskranz**

Legende.

Eines Abends spät klonn von einem hohen Harzberge ein alter Rittersmann mühsam in das Thal hinab. Er war Leuthold geheißen, und vormals all' dieser Gegenden Beherrscher gewesen; jetzt aber hatte ihn die Übermacht eines reichen Grafen vertrieben, und der wohnte nun auf der ehrbaren Stammveste, an welcher seinen Blick zu weiden, der alte Leuthold noch jeden Abend, so lange die waldige Höhe bei seiner Hütte wegsam blieb, hinaufstieg, und nach den zwei hohen Schloßthürmen hinüber schaute, bis die Sonne unterging. Dann ging auch der alte Mann wieder in das Thal hinunter, wo man ihn als unschädlich und ohnmächtig wohnen ließ, dem sein einziger Erbe, ein ringfertiger, freudiger Kampfheld, war in der Vertheidigung des väterlichen Heerdes gefallen. Auf seinem Heimwege kam der greise Ritter immer an einer Kapelle vorüber, die er in besseren Zeiten hatte bauen lassen, und wo jetzt der Leichnam des jungen in Ehren erschlagenen Herren eingesargt lag. Dann kniete der Vater vor des kleinen Baues Thüre nieder, und betete ein Paternoster für die Seelenruhe seines lieben Sigebald, und so that er auch heute. Beim Aufstehen blickte er dann sehnsüchtig durch die Fenster hinein, konnte aber immer nichts von dem Sarge gewahren, denn der stand in einer Mauerblende hinter dem Altar, und den Schlüssel zu der Thüre hatte der verwaiste Vater, gleich nach der Beisetzung voll überwältigenden Schmerzes in die reißenden Frühlingswirbel der Bude geschleudert. Das bereute er nun zu vielen Malen, denn es fehlte dem Verarmten an Geld, um zu dem sehr kunstreichen Schlosse einen neuen Schlüssel fertigen zu lassen, und so hatte er sich selbst, und seine fromme Hausfrau und seine Nichte Diotwina, die Sigebalds Verlobte gewesen war, von den theuren Überbleibseln ihres liebsten Glückes ausgesperrt. Niemals war seine Sehnsucht darnach so innig gewesen, als eben heute Abend. Er sah die



Abb. 17 Titelblatt: Taschenbuch der Sagen und Legenden. Hgg. Amalie von Helvig geb. v. Imhoff, Friedrich Baron de la Motte Fouqué. 2 Bde. Berlin: Realschulbuchhandlung 1812-1817 (Privatbesitz)

Thüre mit heißer Wehmuth an; er hätte sie fast gebeten, Raum zu geben, und gemeint, sie müsse ihm Folge leisten, aber sie starrte ihm fest und unbeweglich entgegen; kaum ließ sich die Klinke an dem eingerosteten Schlosse genugsam auf und niederdrücken, um die Festigkeit, mit welcher Alles in den ehernen Kammern beharrte, darzuthun. Nachdem der alte Mann eine Weile vergebens an der Grabstätte des Sohnes geklinkt hatte, ging er, die Augen voll Thränen, und kopfschüttelnd über sich selbst, vollends nach der Hütte zurück.

Er fand die Hausfrau mit dem spärlichen Abendbrod auf ihn warten; „wo ist denn Diotwina?“ fragte er. – „In ihre Kammer gegangen,“ entgegnete die Alte. „Es ist ja heute der Jahrestag von ihrer und Siegebalds Verlobung, welchen sie, wie du weißt, immer in Fasten und Einsamkeit hinzubringen beschlossen hat.“

– Der Ritter seufzte sehr tief, und blieb eine ganze Weile stille; endlich hub er wieder an: „wie viel Geld haben wir denn jetzt beisammen?“ – „An zwei Reichsgulden, aber nicht voll,“ sagte die Hausfrau. – „Und der Schlösser forderte für den Schlüssel?“ – „Drei Goldgulden.“ – Da fing der alte Mann wieder an zu seufzen, und sah fragend im Gemach umher. – „Ja,“ sagte die Hausfrau: „zu verkaufen giebt es hier nichts mehr; es wäre denn das Eine. Der Schlösser meinte, da gäbe er gern noch ein Paar Goldgulden zu.“ – „Du meinst den da oben!“ sagte der Greis, nach seinem alten Schwerte emporschauend; die Frau nickte mit dem Kopfe. Aber er fuhr zornig in die Höhe, und rief: „da sey Gott vor! Ich werde freilich mit der alten Waffe nicht viel mehr ausrichten in dieser Welt, aber ehrlich auf meinem Sarge soll sie dennoch zu liegen kommen. Der Siegebald selbst verzieh es mir wohl im Paradiese kaum, gäb’ ich die alte Ehrenklinge weg.“ – Die Hausfrau fing an hinter der hohlen Hand zu weinen, denn sie mußte daran denken, wie oft ihr erschlagener Sohn, als ein schöner, freudeglänzender Knabe, mit dieser Waffe gespielt hatte, und dazu von künftigen Siegen gestammelt. – Da wurden die beiden alten Leute ganz stille, löschten ihr Licht, und gingen zu Bette.

Es mochte schon gegen Mitternacht gehn, da hörte der greise Ritter ein wunderliches Rufen und Tönen durch die Thäler

ziehen; von einer Waldeshöhe her leuchtete was wie eine hohe Flamme durch des kleinen Kammerfensters Scheiben. Er wollte aufstehn, und um sich schauen, aber die Hausfrau sagte: „bleib’ liegen Mann; ich höre es schon lange und bete still vor mich hin. Das ist gewißlich ein ungeheurer Zug des wüthenden Heeres.“ – „Hm, sagte Leuthold, den wilden Jäger hab’ ich wohl sonst oftmals im mächtigen Forst über mich hinbrausen hören; aber das ist ganz ein Andres.“ – „So muß es sonst ein Hexenwerk seyn, sagte die Frau. Wer weiß, was oben auf dem Brocken gebraut ist. Ich bitte Dich, bleib’ liegen, und laß keine vorwitzigen Gedanken drüber in Dir aufkommen.“ – Der Greis gab auch der Frau nach, blieb still, und betete leise. Nach einer Weile aber fing er wieder an: „Frau, da ritt Einer auf einem Schimmel das Fenster vorbei, gerade wie unser seeliger Sohn zu reiten pflegte.“ – Sie zitterte, und verwies ihn mit leiser Stimme zum Schweigen. Wieder aber nach einer Weile sagte der Alte: „hörtest Du, wies da eben vom Berge herunter rief: Schwenkt euch! Haut ein! – Der Nachtsturm nahm mirs halb vor den Ohren weg. Aber kurz ehe Siegebald fiel, hat er noch eben so gerufen.“ – „Wenn Du mich tödten willst mit Angst und Schreck, sagte die Frau, oder mich gar wahnsinnig machen, so fahre nur in solcher Rede fort; es bedarf wohl kaum eines Wortes mehr.“ – Da schwieg der alte Mann, und drängte seine Gedanken, deren viele und seltsamliche einander kreuzten, in die Brust zurück. Das wunderliche Getöse schwieg auch, oder verlor sich vielmehr in andre Thäler, und gegen Morgen schliefen die beiden alten Leute ein.

Der helle Tagesschein sahe schon wieder über die Berge, die Hausfrau saß bereits an ihrem Spinnrocken, der greise Ritter wollte eben zur Pflege des kleinen Gärtleins mit Hacke und Spaten hinausgehen, da drehte er sich noch unter der Thür und sagte: „seltsam ist es doch; wenn einmal die Nacht mit ihren Räthseln und Spuckhistorien in des Menschen Hirn hineingedrungen ist, will sichs gar nicht wieder zur Ruhe geben. Da hab’ ich bis an den lichten Morgen von dem Erndtefeste geträumt, wie wir es in besseren Zeiten auf der Stammburg zu feiern gewohnt waren.“ – „Fürwahr seltsam! unterbrach ihn die Haus-



Abb. 18 Porträt Friedrich de la Motte Fouqué (1777 – 1843) (Privatbesitz)

frau. Davon hat mir gerade auch geträumt. Die Bauern zogen mit ihren blanken Sensen zum Schloßhofe herein, ihre Frauen und Töchter mit den bunten Harken, viele Bänder dran. Hoch leuchtete der Erndtekrantz in das Blau des hellen Sommertages empor, und ach! voran schritt mein liebes, liebes Kind, ein zarter Knabe noch, ganz über und über in ein Geflecht von blauen Kornblumen eingewunden, ein schönes Kränzchen wie ein Bräutigam auf dem Kopfe und eine große rothe Blume vor der Brust. Und ich kannte die rothe Blume wohl!“ – Sie senkte wehmüthig das Haupt, und der Ritter, um sie von des einzigen Sohnes Todeswunde abzulenken, sagte: „das mit dem Singen ist mir doch das Seltsamste. Ich hörte das geistliche Lied, womit die Schaar hereingezogen war, noch im Erwachen, und so ist mir noch in diesem Augenblick zu Muthe, als klinge es in derselben Weise dort über den Berg hervor, den waldigen Abhang immer näher herunter, ja, wie ich jetzt die Thüre aufmache, wird mirs ordentlich, als dringe der Klang stärker herein.“ – Die Hausfrau vernahm das Alles auch, und erhob sich im stummen Erstaunen, um an der Hand ihres Eheherrn vor die Thür hinauszutreten, und sich nach den wundersamen Klängen umzuschauen, dreist gemacht durch den tröstlichen Morgenstrahl; welcher die Bäume verguldete und das thauige Gras unter ihnen, dreister noch durch die gottesfürchtige Weise des immer näher heranwehenden Liedes; Schallmeien und Rohrflöten klangen in den Gesang. Indem die beiden alten Leute in die Hüttenthür traten, wurde zwischen den Buchenstämmen vieles Landvolk sichtbar, mit grünen Zweigen auf ihren Hüten, mit blanken Sensen in ihrer Hand, zum Theil aber auch mit blanken Hellebarten und Speeren. „Ei Gott, sagte die Hausfrau, es ist doch jetzt nicht Erndtezeit! Und wo wollen sie denn überhaupt so mit Sang und Klang hinaus? Sieh’ einmal, wie das Morgenroth auf ihren Sensen blitzt.“ – „Hm, die müssen irgendwo ein sehr ernsthaftes Mähen gehalten haben;“ murmelte der Ritter, denn er kannte das Roth an den blanken Stahlklingen viel zu gut, um es, wie seine Frau, für Morgenroth anzusehn. Während dessen hatten die Landleute einen Halbkreis um das ehrwürdige Ehepaar geschlossen, und zwischen dem Sensen- und Lanzenwetzen, welches sie nach

beendigtem Liede anhuben, trat Diotwina aus ihren Reihen hervor, ging wie verklärten Antlitzes auf die staunenden Ältern zu, und sprach: „wer früh zum Beten geht, findet gute Frucht. Hier an des Waldes Saum sind mir jetzt eben diese Heldenmänner begegnet, und wollen, daß Ihr zuerst aus meinem Munde hören sollt: sie haben euch eure Burg wieder erfochten; die Gegend ist frei, der Dränger todt!“

Der greise Ritter starrte umher, als sey er wachend in die Träume der vergangenen Nacht zurückgesunken; da nahte sich ihm der Älteste der bewaffneten Landleute, auch ehrwürdig grauen Hauptes, wie sein Oberherr, und indem er ihm leise Hacke und Spaten aus den Händen nahm, legte er ihm einen alten, silbernen, mit Gold eingelegten Stab in die Arme, den Leutholds Ahnen seit undenklichen Zeiten geführt hatten, und der jetzt mit den übrigen heiligen Familienrechten rückerobert war. Dazu jubelten die Männer im Kreise beständig Diotwinens Worte nach: die Gegend ist frei! der Dränger todt! und ließen Waffen und Sensen lustig aneinander klingen. – „Es ist wirklich so,“ sprach der alte Landmann zu den noch immer zweifelhaft staunenden Eheleuten. „Euer Bruderssohn, Richard, ist von seinem Kreuzzuge heimgekehrt, mein edler Herr, und hat seit gestern Abend, wo er sich in den ersten Gehöften sehen ließ, all’ diese Wunder vollbracht. Er mochte wohl schon wissen, wie innig wir uns nach unserm alten, rechten Herrn sehnten, denn er redete uns Alle darauf an, daß wir Speer und Sense für euch erfassen müßten, wie auf ein nothwendiges, schon längst voraus besprochenes Thun; und da glaubten denn auch die Unentschloßneren, es könne nicht anders seyn. Drauf klangen die Sturmglocken, leuchteten die Kriegsfeuer von den Bergen, und schnell zusammengeströmt, waren wir durch den jungen Helden eben so schnell geordnet, und wundersam durch seine Reden begeistert. Da ging es, wie im Fluge, die Thäler auf und nieder, wo sich irgend des Grafen Waffenknechte nur blicken ließen. Endlich erstürmten wir die Burg, und der Graf stürzte verzweifelt in sein Schwerdt. Der junge Sieger führte uns bis unfern von hier euch entgegen, dann sprengte er nach eurem Stammsitze zurück, wohl um Alles zu eurem Empfange zu ordnen. Ist es euch nun gefällig, von uns da-

hin geleitet zu werden, so stehen drei sanfte, wohlgerittene Rosse aus den Marställen eurer eignen Burg für euch und die edle Frau und das holde Fräulein in unsrer Schaar.“

Mit weitausgebreiteten Armen seegnete der alte Herr sein treues, tapferes Volk; die Rosse wurden herbeigeführt, man hob die drei verehrten Herrschaften hinauf, und zog im frommen Jubel den Weg nach der Stammburg entlängs.

Der alte Landmann schritt immer neben des Ritters Pferde hin, und erzählte von dem Kampfe dieser Nacht und von den wundersamen Thaten Richards. Wie nun Leuthold mit wachsender Freude und Verwunderung des Neffen Großherzigkeit und Feldherrnkraft und Heldengeist in vielfach wechselnden Begebenheiten vernahm, schwoll ihm endlich das edle Herz so ungestüm vor dankbarer Begeisterung, daß er laut ausrief, dem ganzen Zuge vernehmlich: „so gelob’ ich denn bei meiner ritterlichen Ehr’ und Treue, daß unser muthiger Retter das Liebste zu eigen haben soll, was ich nur auf der Erde kenne, und das ist meine holde Nichte Diotwina! Sie sey ihm verlobt vor Gott und Menschen.“ – Er hatte die rechte Hand wie zum Eide gegen den Himmel ausgereckt. Der Zug hielt staunend und betrachtete den glühenden Greis; seine Hausfrau aber sahe todtenbleich vor Schrecken aus, und brachte endlich mühsam die Worte hervor: „Mann, Mann, was hast du gethan? Woher noch dieser verderbliche Ungestüm unter so weißem Haar? Sieh doch um dich, wo wir stehn. Da ist ja die Kapelle, drinnen unser einziger Sohn schläft, und du hast gleich nach dessen Fall Diotwinens frommes Gelübde wohl vernommen, als reine Braut unsers Sigebald zu leben und zu sterben. Welch ein Eidschwur soll denn nun gebrochen werden? Ihrer oder deiner?“

Der alte Ritter ließ die Hand in großer Betrübniß sinken, und seufzte: „Das ist es! Der Himmel streut seine herrlichsten Gaben, und der Mensch verkehrt sie im zügellosen Jubel sich zum Verderb.“ – Der ganze Zug blickte traurig und erschrocken auf den verstörten Herrn. Da that Diotwina mit einem Engelslächeln ihren schönen Mund auf und sagte: Vater und Mutter, betrübt Euch nicht. „Ich denke, unsere Eide laufen nicht so gegeneinander, als Ihr fürchtet.“ – Und zum alten Landmann gekehrt, fuhr

sie fort: „woher wißt ihr denn, daß Euer Anführer von heute Nacht eben Richard war?“ – „Mein Gott, edles Fräulein, entgegnete der Alte, wer sollte es denn anders gewesen seyn? Trug er ja doch die Farben unsers herrschaftlichen Hauses und dessen Wappenzeichen auf Feldbinde und Schild! War ja doch sein Wesen und Sprache, und Art zu reiten, ganz und gar nach Art unserer Herren! Auch rief er des Stammhauses Namen immer mit furchtbar herrlicher Kriegsstimme aus, so oft sein Schimmel in die Haufen der Feinde hineinfiel. Ja, er sprach mehrmalen zu uns, wir fochten unter einem Sprossen der ächten Wurzel. Wer konnte es denn nun anders seyn, als Junker Richard? Sein Antlitz hat freilich Niemand geschaut, denn er trug das Helmgitter immer geschlossen.“ – „So laßt Euch denn erzählen, was mir heute zu Nacht begegnet ist, sagte Diotwina mit erhobener Stimme und feierlichem Wesen, und hört mir achtsam zu, denn ich rede die reine Wahrheit, als eine reine Jungfrau es soll. – Ich stand an meinem Kammerfenster, und begoß theils mit frischem Quellwasser, theils auch mit eignen Thränen ein schönes, blühendes Myrtenbäumlein, das ich mir früher in glücklichen Zeiten zu meiner Brautkrone hatte aufziehen wollen. Nun prangte es wunderherrlich, aber das Fest, dem es leuchten sollte, war für alle Zeiten verwelkt. In diesen und ähnlichen Gedanken ward ich durch ein Geräusch vor der Kammerthüre gestört. Ich konnte deutlich hören, wie etwas mit leichten, leisen aber waffenklirrenden Tritten die kleine Stiege heraufkam, und weil Vater und Mutter schon längst unten schliefen, auch es tief in die Nacht ging, überlief mich ein banger Schauer. Da machte es die Thüre halb auf, ein gepanzerter Arm hielt die Feldbinde herein, die ich meinem Bräutigam gestickt hatte, und die ihm mit in den Sarg gelegt war; dann sagte es draußen mit Sigevalds Stimme: „ich bin es. Darf ich herein, ohne daß ich Dich zum Tod erschrecke?“ – In Gottes Namen! rief ich, vor Furcht und Sehnsucht zitternd. Da trat der bleiche, geharnischte Jüngling mit aufgeschlagenem Helmsturze ernst und langsam ins Gemach. Ich kannte seine holden Züge wohl wieder, und hatte doch nicht recht das Herz hinein zu sehn, so daß ich noch nicht mit mir eins bin, ob seine Augen starr und hohl waren, wie die eines Todten,

oder mildeglühend wie sonst. – „Brauchst Du die Myrte noch zu Deinem Hochzeitstage?“ fragte er freundlich. Ich schüttelte das Haupt. – „Gewißlich nimmermehr!“ – Ich schüttelte wieder. – „Ach, bat er, ganz so schmeichelnd lieb und treuherzig, wie sonst im Leben, flechte mir doch einen Siegeskranz daraus, mein Bräutchen schön. Denn siehe, mir ist zugelassen, das Geschäft der Rache und Rettung in diesem bleichen Erdenleibe zu üben, und wenn er sich dann wieder in den Sarg legt, nimmt er den Siegeskranz mit.“ – Ich flocht und flocht ämsig, und flocht die Zweige allzumal in einen schönen Kranz. Der Bräutigam stand lange und schweigsam an der Thür. Als ich nun fertig war, da beugte er sein Knie vor mir, ich setzte ihm den Kranz auf den Helm, und hinausschreitend sprach er zurück: sey auch nicht bang', schön Liebchen, wenns nun von Schlachtlärm durch die Thäler rauscht. Der Sieg ist mir von Gott in meine Hand gegeben. – Und damit grüßte er Abschied nehmend so anmuthig, daß all' mein Bangen schwand, und ich ihm nachlächeln mußte, wie ehemals, wenn er auf ein freudiges Turnier von mir hinauszog. Nur als ich ihn auf seinem Schimmel so sehr schnell und luftig durch die Nacht hinsprengen sah, kam mich wieder ein Grauen an.“

„Ihr kennt nun Euern Retter, theure Ältern und getreues Volk, und wenn Ihr, wie ich Euch denn darum bitte, Kapelle und Sarg eröffnen wollt, zweifle ich nicht, der Myrtenkranz um meines Bräutigams Helm wird Euch die Wahrheit aller meiner Worte bestätigen.“

Sie sahen sich allzumal schweigend und zweifelnd an. Freilich erhub sich in mancher Brust der Gedanke, Diotwinens holder Geist sey durch die seltsamen Begebenheiten der Nacht und wohl auch durch einen furchtbaren Traum zerrüttet, aber wenn man es sich zurückrief, wie besonnen heiter sie dem Zuge, aus der Hütte tretend, begegnet war, konnte dieser Wahn keinen Raum mehr finden, und in der That mußten sich die Landleute erinnern, daß ihr Führer, nachdem er sie gesammelt, eine Weile fern gewesen und dann mit einem schönen Kranz um den Helm wiedergekommen war. So geschah es denn nach Diotwinens Bitten; die Kapelle ward eröffnet, und die Hausfrau, zweifelnd,

ob man des lieben Todten Gebein so dreist ans Licht rufen dürfe, durch die Verheißung der Landleute beruhigt, an der Stätte Wache zu halten, bis Thür' und Schloß wieder kunstreich gefertiget dastehe. Wie nun aber die eingerostete Pforte so gewaltigen Widerstand leistete, da war es, als drücke die Körperwelt mit ihrer Schwere den Glauben an jene Erscheinung in Aller Herzen zu todt. Nur Diotwina lächelte zuversichtlich der Bewährung ihrer Worte entgegen. Und ab rollte der Deckel, und in seiner vollen Rüstung lag aufgeschlagenen Visirs der junge Held mit lächelndem Antlitze da, den Siegeskranz geflochten aus der Myrtenkrone seiner Verlobten um sein behelmtes Haupt. Da sank Alles zu Boden, und dankte und preisete Gott. Diotwina aber lösete freudig ihr und des Oheims Gelübde. Sie verharrete als die treue Verlobte des Ritters bis an ihren Tod, in der Nähe seiner Kapelle ein kleines Häuslein bewohnend, welches Richard, als er nach vielen Jahren wirklich heimkam, und die Erbschaft, ihm von den beiden alten Leuten in gutem Frieden hinterlassen, antrat, zu einem schönen Frauenkloster erweiterte, unter dessen Schirm die Sigebaldskapelle noch lange nachher eine Stätte voll heiligen Schauders, und ein Ziel vieler Wallfahrten geblieben ist.

Amalie von Helvig geb. v. Imhoff, Friedrich Baron de la Motte Fouqué: Der Siegeskranz, in: Dies. (Hgg.): Taschenbuch der Sagen und Legenden. 2 Bde. Berlin: Realschulbuchhandlung 1812-1817, Bd. 1, 1812, S. 87-101.

17. Ludwig Bechstein: Von Zwergen und Zinselmännchen

Von Zwergen und Zinselmännchen.

Häufig läßt die Sage, wo sie von *Riesen* wohnsitzen berichtet, auch *Zwerge* in der Nähe wohnen, schon aus dem in ihrem Wesen begründeten Hang, Gegensätze zu bezeichnen, wie hier insgemein den eines starken und verfolgenden gegenüber einem schwachen und verfolgten Geschlechte. In den weitgedehnten



Abb. 19 Porträt Ludwig Bechstein (1801 – 1860)
(Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Forsten des Bleißberges, des höchsten in diesem Gebiete, arbeitet zur Nachtzeit eine unsichtbare Säge, *Zwerge* sollen es sein, die sie handhaben, um manchen armen aber wackeren Holzmann zu schnellerem Verdienst gelangen zu lassen. Besonders aber war das Zwergengeschlecht thätig in einer Höhle, welche zwischen den Dörfern Meschenbach und Rabenäufig gelegen ist, und das *Zinselloch* heißt. Der Eingang ist ein umbushtes niedriges Loch, wie ein Kellerhals von Nord-Osten gegen Süd-Westen abgesenkt, und die Höhle bildet dann nur einen äußerst schmalen und langen, dabei aber sehr hohen Gang, den ein Bergwasser durchfließt. Die Breite ist von 2 bis 8 Fuß, die Höhe gegen 20 Fuß, die Länge wol 600 Schritte, und die Wände sind mit Tropfstein überzogen.

In dieser Höhle wohnten nach der Umwohner Erzählung *Zwerge* oder *Zinslein*, die verliehen ihr den Namen, wie auch einer andern benachbarten Grotte, welche vom Volke die *Zinselkirche* genannt wird; jetzt aber giebt es keine *Zinslein* mehr, sie sind alle längst hinweggezogen, und zwar aus dieser Ursache: Ein Meschenbacher Bauer traf auf seinem Erbsenacker einen ganzen Haufen *Zinselchen*. Sie machten sich sehr lustig, sprangen und hüpfen durcheinander über die Furchen, und verspeisten viele Schoten. Das ärgerte den Bauer und er haschte nach ihnen, konnte aber ihrer keines festhalten, nur das Mützchen des einen ergriff er und hielt es fest. Da stellte sich das *Zinslein* überaus kläglich und bat flehentlich um das Mützchen, da es ohne selbiges nicht nach Hause kommen konnte und durfte. Es wolle dem Bauer auch zum Lohne seiner Güte eine Wünschelruthe auf den Acker stecken, mit deren Hülfe er einen großen Schatz finden sollte. Darauf gab der Bauer das Mützchen zurück, nicht wissend, daß er schon den besten Schatz in der Hand hatte, denn wer ein Zwergenmützchen oder Rebelkäpplein besitzt, der kann sich jederzeit unsichtbar machen. Das *Zwerglein* nahm rasch sein Mützchen, setzte es auf, und war augenblicklich dem Auge des Bauers entrückt. Als nun der Bauer auf seinen Acker kam, stak nicht *eine* Ruthe darauf, sondern alles voll Ruthen; nun suche einer die richtige Wünschelruthe heraus! Am zweiten Tage aber war schon aus jeder Ruthe ein starker

Baum erwachsen, da hatte der Bauer einen Wald, so lang und so breit, wie sein Acker, und folglich Schatzes genug.

Andere erzählen diese Sage wieder auf eine andere Art. Der Bauer habe die Zinslein, die er auf seinem Acker traf, sehr heftig gescholten und gedroht, ihnen die Ruthe zu geben, wie kleinen Kindern. Darauf haben die Zwerglein spöttisch ihm den ganzen Acker voll Ruthen gesteckt, damit er an solchen keinen Mangel habe, und seien alsbald verschwunden. Dadurch noch mehr aufgebracht, lauerte der Bauer den Zinslein auf, und erhaschte eines Tages ein solches Zwergen-Mützchen, bekam das Zinslein, dem das Mützchen gehörte, dadurch in seine Gewalt, achtete nicht seines Flehens, sondern erschlug es. Darauf erhoben alle Zinslein ein großes Wehklagen, und verließen die Gegend für immer, aus den Ruthen erwachsen aber in derselben Nacht starke Bäume, und zwar lauter *Eschen*, und das ist ein bedeutsamer Zug dieser Sage, denn erstens zeigt die *Esche* wie die Erbse, nach der Pflanzensymbolik *Trauer* an, und zweitens ist sie ein Baum, der den Göttern der Nordlandsmythe heilig war. Aus einer Esche, *Ask*, entstand nach der Eddamythe⁶⁰ der erste Erschaffene, *Ask*; *Asciburg* war der Name einer früheren Stadt am Niederrhein, und *Asci-Feld* wurde *Eisfeld* vor Alters ebenfalls geschrieben. Der Weltbaum *Ygdrasil*⁶¹ selbst war eine *Esche*. Der altgermanische Mythos aber überliefert uns noch verschiedene Heldenamen: *Mannus*, *Tuisko's* Sohn,⁶² und dessen drei Söhne: *Ing*, *Isk* und *Hermin*. In *Isk* begegnen wir wol dem *Ask* wieder, und in *Hermin* dem *Irmin*, dessen Name ebenfalls in dieser Gegend bis auf den heutigen Tag örtlichen Nachhall fand und findet.

Der Mönch auf dem Schloßthurme zu Eisfeld.

Der hohe runde Schloßthurm zu Eisfeld, welcher noch steht, soll nach der gemeinen Sage gerade so hoch sein, als sein Umfang mißt, und es läßt sich zu Zeiten ein spukender Mönch auf demselben nicht nur sehen, sondern auch hören. Im langen Bau sind mehrere Mönche in vermauerte Fensternischen eingeschlossen worden, und elendiglich darin gestorben, einer aber saß im

Schloßthurm gefangen und starb den Hungertod. Nun erschien er bisweilen in heiligen Nächten, mit weißer Kutte und langem Bart, und wenn der Wächter, wie sonst Brauch war, auf den Schloßthurm stieg, die Stunde anzublasen, so blies auch der Mönch. Sprach der Wächter ein Wort, so empfing er Ohrfeigen. Wenn Stadt und Land von einem Unglück bedroht ist, so erhebt der Mönch des Nachts vom Thurm ein Geheul in fürchterlichen Tönen. – Eine Eisfelder Magd kehrte aus einer Spinnstube heim, da ging ihr das Mönchsgespenst nach auf Tritt und Schritt, und wie sie an ihrer Thüre stand, sah sie sich erschreckt um und rief: Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Und Du nicht! antwortete dumpf der Geist, und drehte ihr den Hals um. Sie hätte sagen müssen: Ich und alle guten Geister, dann hätte das Gespenst keine Gewalt über sie gehabt. Wer es gehört und erzählt hat, verschweigt die Sage, um so häufiger berichtet sie das Vorhandengewesensein von Mönchs- und Nonnenklöstern in Orten, wo geschichtlich erweislich sich deren keine befanden, wie hier in Eisfeld. So soll auf dem Thomasberge ein Kloster oder eine Burg, nach dem h. Apostel genannt, gestanden haben, wahrscheinlich war es ein Kapellchen oder eine Kemnate.⁶³ Es soll dort gräulich spuken; feurige Wagen und schwarze Hunde begegnen auf dem Thomasberge dem nächtlichen Wanderer, wie denn diese Gegend überhaupt gar reich ist an mancherlei Sagen, deren noch eine gute Zahl erwähnt werden müssen.

Ludwig Bechstein: Von Zwergen und Zinselmännchen, in: Ders. (Hg.): Thüringer Sagenbuch. 2 Bde. Wien, Leipzig: Hartlebens Verlags-Expedition 1858, Bd. 1, S. 5-7, 10-11.

ZEITSCHRIFTENKULTUR UND MASSENWARE

Eine der wichtigsten Unterhaltungsschriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts war die in Arnstadt geborene Eugenie Marlitt (1825 – 1887). Ihre Laufbahn als Schriftstellerin begann mit einer Veröffentlichung in dem Unterhaltungsblatt „Die Gartenlaube“. 1866 erreichte sie dort den Durchbruch mit dem Roman „Goldelse“. Ihre Romane (u. a. Das Geheimnis der alten Mamsell, 1867; Reichsgräfin, 1869) sprachen die Leser direkt an, vermittelten im Ton einer allgemein verständlichen Volkspredigt und durch einen einfachen formalen und inhaltlichen Aufbau, schwarz-weiß Charakterisierung der Personen, stimmungshaften Naturschilderungen und klischeehafte Handlungen allgemein verständliche Alltagsweisheiten. Sie markiert mit ihren umfangreichen und kommerziell erfolgreichen Romanen, die als Vorabdruck in illustrierten Zeitschriften erschienen, die Verschiebung von einer kleinen literarischen Form zum umfangreichen Unterhaltungsroman des 19. Jahrhunderts. Auch die Bedeutung der Zeitungen und Zeitschriften änderte sich im 19. Jahrhundert grundlegend. Zwar gab es mit der neuen freiheitlichen Verfassung in Sachsen-Weimar-Eisenach (1816) eine erhebliche Anzahl von neu gegründeten Unternehmungen (z. B. Isis, Nemesis, Volksfreund, Der Patriot), die sich direkt an das Informationsbedürfnis des Publikums wendeten, aber Zeitschriften wie das „Journal des Luxus und der Moden“ markierten schon den Umschwung zu einem gesteigerten Unterhaltungsbedürfnis des Publikums, wie es sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts im kommerziellen Erfolg des Familienblattes „Gartenlaube“ widerspiegelte. Das Konkurrenzunternehmen zur „Gartenlaube“ waren die schon etwas früher von Karl Gutzkow (1811 – 1878) begründeten „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, die sich aber nicht rechtzeitig auf die Forderungen des Publikums (z. B. der Wunsch nach umfangreichen Illustrationen) umstellen konnten. Gutzkow schrieb immer wieder Beiträge für sein Magazin, von der Reisebeschreibung über die unterhaltende Erzählung bis hin zur „Gesellschaftsskizze“. Dass der Vielschreiber Gutz-

...kow dabei mehr Journalist und Zeitkommentator als Schriftsteller war, machen viele der kleinen Skizzen nur allzu deutlich. Doch lieferte er dem Leser mit seinen Texten Informationsmaterial, das zwar literarischen Kriterien nicht gerecht wurde, für die Beurteilung der gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse aber maßgebliche Orientierung bot.

18. Karl Gutzkow: Ein ländliches Fest

Gesellschaftsstudie von Karl Gutzkow.

Der Weg führte durch eine herrliche Buchenwaldung. Am Ende der wie ein Dom uns überwölbenden Allee erblickte ich schon die sogenannte „Ruine“. Ein zerfallener Thurm trug das flatternde Banner der gräflich Heberstein'schen Familie, doch war die Ruine neuern Ursprungs. Epheu bedeckte braun angestrichene Backsteine. Die Windharfe war reparirt. Lächerlich oder nicht, die Aussicht der Novantike⁶⁴ war herrlich. Die Besitzungen mehrerer Paginas⁶⁵ aus dem genealogischen Kalender lagen wie ein bunter Teppich meilenweit vor uns ausgebreitet.

Auch ich ritt unter den Cavalieren einen stattlichen Braunen und bemühte mich, so wenig wie möglich lateinisch zu erscheinen. In meinen jungen Tagen war ich ein Reiter; noch ging es mit dem Sattelschluß, doch unter den dünnen Glacéhandschuhen gab's schon bedeutende Wasserblasen vom Reiben der strammen Zügel. Bei alledem hielt ich mich und Gräfin Corinna lobte sogar meine Art, die Reitgerte zu halten. Sie selbst gefiel sich im Verschränken ihrer Arme. Die wunderbar anmuthige Amazone konnte zuweilen ganz den Medusablick⁶⁶ der Kiß'schen annehmen und doch war sie nichts als Herzensgüte. Mit Ruhe sah sie auf den Kopf ihres schnaubenden Rosses, das an dem Flattern der Schleppe ihres Gewandes Gefallen zu haben schien und bei ruhigem Schritt den Hals auf den weichen Boden niederbog, den sein Schaum bedeckte. Graf Anton Heberstein ritt neben Co-

rinna, hielt (es gab ein schönes Bild) der ruhig die Arme Verschränkenden die Zügel und deutete das jeweilige Aufstampfen und Scharren der Vorderfüße ihres Thieres auf eine Neigung desselben – wahrzusagen. Sie erröthete und meinte, das wären Künste von Renz.⁶⁷

Daß es hier ein interessantes Geheimniß gab, wußt' ich halb und halb. Ihres Roßführers Sohn, Graf Louis, galt im stillen für Corinna's Verlobten. Ob die Declaration heute vor sich gehen sollte? Durch Zufall war ich in das ländliche Fest und in die Cavalcade gerathen und hatte schon Winke erhalten, mich auf einen Toast vorzubereiten. Lästige Verbindlichkeit, die einen präsumirten Toastbringer um jeden Genuß beim Mahle, bei einer Landpartie, in jeder Geselligkeit bringen kann; die andern essen, trinken, lachen – unsereins muß an ein „Goethe sagt einmal –“ oder dergleichen denken. Ich schlug im Geist Petiscus' Mythologie⁶⁸ auf und besann mich auf einige leidlich anständige Schalkheiten Amor's und Hymen's.⁵⁰

Die Cavalcade war sehr zahlreich. Sie bestand aus Fahrenden und Reitenden. Voraus ritt Corinna, wie gesagt, armverschränkt und – zuweilen höchst nachdenklich. Ihr Zügelführer war ein Mann von Geist, der seinen Eindruck durch zu vieles Sprechen nicht abnutzte. Dann kam meine Wenigkeit carambolirend mit zwei Phaethons,⁶⁹ in welchen sich ein Berg von leuchtender Seide befand, ein ganzer Tisch voll Gerson'scher pariser Neuigkeiten. Unter jenen Zeugen steckten zwei Damen, die ohne Zweifel diese Stoffe anhatten. Es war Gräfin Leopoldine, Corinna's Mutter – gewiß einst schön; doch fiel der Apfel Corinna weit vom Stamm Leopoldine. Es ist seltsam und nur durch die „geneanomischen Briefe“ meines Freundes Levin Schücking⁷⁰ zu erklären, wie bei menschlichen Geburten die Aepfel oft so weit vom Stamm fallen und die Weisheit des Sprichworts Lügen strafen. Das zweite in den Kleiderstoffen steckende Wesen ist Comtesse Natalie, Corinna's jüngere Schwester. Das allerliebste Kind wäre gern auch geritten, aber ihre Entwicklung wäre noch nicht vollendet, hieß es; die Aerzte hatten das Reiten um so mehr verboten, als Corinna's Lebhaftigkeit beim ersten Versuch Neigung zur Voltige zeigte.

Den zweiten Phaethon nimmt Gräfin Marianne Fürstenberg ein. Sie pflegte sonst bei solchen Parteen den Marstall ihres Vaters nicht zu verschmähen; jetzt ist sie verheirathet, seit einigen Wochen erst; sie zieht den Wagen vor.

Ihr Mann courbettirt zur Seite. Das ist eine Riesengestalt auf einem mittelalterlichen Turnierpferde. Pinto, eine Bulldogge von menageriemäßigem Aussehen, ganz geeignet, die Sehnsucht nicht nur nach einem Maulkorb, sondern nach einem Käfig für ihn zu wecken, ist der Gegenstand einer noch entschiedenern Aufmerksamkeit des Grafen Dohren als für seine Gattin. Pinto trottet wie ein gezähmter Panther nebenher. Wer ihm traute –! Ich sah, wie Otto der Welf und Richard *Cœur de Lion* mit ihren Löwen spazieren gehen konnten.

Noch kamen Wagen mit Damen die Hülle und Fülle, eine Anzahl Offiziere aus der nächsten Garnison, einige Arbeiter vom nächsten Landgericht; glücklicherweise fehlten einige bürgerliche Namen nicht und befreiten mich von der Aufgabe, hier für mich allein die Einheit des Menschengeschlechts zu vertreten. Den Rest bildete Dienertroß in allerlei eleganten Costümen, von denen mehrere erst vor einigen Wochen im pariser „Follet“⁷¹ gestanden hatten. Corinna's Vater, Graf Dohren, den wir den Zug beschließen sehen, wie ihn seine älteste Tochter eröffnete, spricht eben von Farbenzusammenstellungen. Der auf Kunst dilettirende Mann konnte tagelang damit zubringen, zum Carneval Costümes zu zeichnen und die Livreen seiner Diener nach Phantasiebildern zu ändern. Wie gesagt, ich verweise auf das geistvolle, kleine Buch meines Freundes Schücking, wo ausführlicher dargestellt ist, wie die wunderliche Natur unter Vater, Mutter und Kind im Punkt der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit des Geistes und des Körpers oft seltsame Gesetze befolgt.

Eine Persönlichkeit haben wir ganz vergessen, nächst Corinna doch die wichtigste der Landpartie, Graf Louis, der etwa drei- undzwanzigjährige Sohn des Grafen Anton Heberstein, der mögliche Gegenstand meines in Geburtswehen befindlichen Toastes und der Schöpfer des erwarteten ländlichen Festes. Graf Louis war bereits durch die Erbschaft einer verstorbenen Tante selbständig geworden und besaß Güter, deren Ertrag vollkom-

men ausreichte, ihn schon bei Lebzeiten seines Vaters, der Witwer war, selbst ein Haus machen zu lassen. Kleine buntgemalte und vergoldete Karten mit allerlei erdenklichen Arabesken der Freude, mit gespickten Hasen, Champagnergläsern, brennenden Plump-Puddings geschmückt, hatten *de la part du comte Louis Heberstein* alles, was rings in der Umgebung gesellschaftsfähig war, zu einer *Fête champêtre*⁷² eingeladen. Man hatte schon viel gelacht über diese etwas realistische Grundlage idealer Poesie, d. h. über die schlechte lithographische Anstalt in der Garnison und Kreisgerichtsstadt; doch war der Zweck erreicht, die Gesellschaft war versammelt und die *fête champêtre* sollte auf der sogenannten Cottage stattfinden. Allerlei Unnatur, bengalisches Feuer und vielleicht – mein mythologischer Toast stand in Aussicht.

Graf Louis war ein schöner Mann; er hatte bei den Husaren dienen wollen und wurde refractär,⁷³ weil man ihn zu den braunen, statt zu den rothen⁷⁴ stellte. Auch für ihn war die Farbe ein Studium wie für Grafen Dohren, den Vater der Dame, die er liebte oder wenigstens durch sein arkadisches Fest heute erobern wollte. Man muß gestehen, das Menschenkind, das ihn als sein Groom⁷⁵ begleitete – der kleine Tom Pouce saß hinten auf dem Phaethon seiner Cousine Fürstenberg – war das niedlichste, mit bunten Läppchen ausgeschmückte Püppchen von der Welt, etwas cretinartig beängstigend im Aussehen wie einer der Drei Zwerge, die man in Erinnerung an eine gewisse Bibelstelle über Gottes Ebenbild auch nur für Automaten zu nehmen geneigt ist; genial aber war der Gedanke des Grafen Louis, seinem Groom ein feines Nesseltuch um den Arm – ich habe vergessen, ob den rechten oder linken – anheften zu lassen; es sollte dazu dienen, wenn Tom Pouce vom Wagen sprang und die Dame seines Herzens in eine Collision mit ihm kam (etwa beim Absteigen vom Roß), an dem profanen Tuch der Livree die Berührung ihrer Finger unmöglich zu machen.

Corinna, die Liebliche, war die Seele des Ganzen. Graf Anton scherzte mit ihr in jenem Patois von Abkürzungen und Interjectionen, die sich, so närrisch sie sich anhören, zuweilen bei den gescheidtesten Leuten an die Stelle der Gedanken drängen.

Auch die übrige Gesellschaft war in diesem Rothwelsch heimisch und verstand sich vortrefflich.

Bei der Ruine sind wir angekommen. Die Luft ist still, die Windharfe schweigt. Graf Louis hatte für einen Ersatz der Zephyre gesorgt. Geheimnißvoll bat er die Gesellschaft, sich so zu stellen, daß niemand die Windharfe sehen konnte. Man that ihm den Gefallen. Draußen schnoberten die Rosse; das eigentliche Ziel des Festes war noch nicht erreicht; es lag weiter abwärts. Jetzt ertönten harmonische Accorde. Ohne Sturm in den Wipfeln, ohne Windsbraut, die über die Kronen der Buchen hinwegjagte – Graf Louis bat nur, sich nicht umzusehen. Man sollte nur hören. Es war ein unendliches Weh, das in den Lüften zu klagen schien; ein Geisterruf aus abgeschiedenen oder erst noch erwarteten Zeiten; ein Gruß an die tiefsten Räthsel der Brust aus jener Welt, wo alle Räthsel ihre Lösung finden. Aber ach! Corinna zerstörte die Magie und rief: „*Cher cousin*, das sind Narrenspesen!“ Man wandte sich. Einer der Diener hatte sich hinter einen Schlehdornbusch verstecken müssen, der dicht an dem künstlich zerbrochenen Rundfenster allerliebste natürlich wuchs. Man sah's nur allzu deutlich; der Diener arbeitete mit Leibeskräften an einem riesigen Blasebalg, den Graf Louis dem heute fehlenden Spiel des Aeolus substituirt hatte. „*Magnifique!*“ hieß es aber allgemein, trotz des nicht minder allgemeinen Lachens. Man klatschte, wünschte den wunderbaren Effect des großen aus einer Schmiedewerkstatt entliehenen Instruments noch länger zu genießen, aber Corinna war verschwunden. Sie lief schon auf dem Wege zur Cottage weiter und rief mir, als ich ihr im Gewühl der nacheilenden Gesellschaft näher kam, ein unendlich holdes: „Was sagen Sie zu diesem Surrogat des Sturms?“ zu. Sie hörte nicht meine Antwort, die ich vielleicht etwas zu tendenziös vorbereitete. Was ließen sich nicht auf eine Aeolsharfe, deren Töne von einem künstlich versteckten Blasebalg hervorgerufen werden, für zeitgemäße Verse, z. B. auf den heutigen deutschen Parnaß machen –!

Graf Louis schien darüber verstimmt, daß man sein Programm nicht einhielt, sondern sich auf eigene Hand belustigen wollte. Indessen war nichts zu machen. Die Königin des Tags eilte vor-



Abb. 20 Porträt Karl Gutzkow (1811 – 1878) (Privatbesitz)

aus und auch die übrigen Damen klagten über die Feuchtigkeit in der Ruine; es hatte gestern geregnet. Einige stiegen wieder in die Wagen, die andern folgten dem Wiesen- und Feldpfade, von welchem aus die Ebene einen herrlichen Rundblick bot. Ein heller, blauer Himmel trug etwaige Herzenssehnsucht bis zu jenen kleinen Wölkchen, die am Rande des Horizonts oft so pittoresk, so täuschend ähnlich den schneebedeckten Häuptern der Alpen sehen. Es sind auch Fata-Morganen von den Alpen her und lägen die Alpen tausend Meilen weit entfernt; ich lasse mir's nicht nehmen –

Wieder kam ein Stück Park und noch immer nicht die Cottage, sondern erst ein merkwürdiges Bauwerk, eine sogenannte Einsiedelei. Ich weiß nicht, ob meine Leser die rechte Empfindung von einer solchen Einsiedelei haben; sie besteht theilweise aus einer Appellation an unsere Geruchswerkzeuge. Ein solcher Pavillon ist mehr oder minder groß; zuweilen massiv von Steinen, zuweilen nur von Holz, zuweilen von Baumrinde mit Moos. Der unserige war recht umfangreich und nahm sich von fern noch mehr als die Ruine wie der Wächter der ganzen paradiesischen Gegend aus; in der Nähe entbehrte er allerdings keineswegs jener Veranlassungen zu Betrachtungen über die Verwandtschaft von Patschouli und Moderduft. Die immer geschlossenen Fensterladen hinterließen den letztern auch hier. An der Schwelle wucherte Gras; auf den Fenstersimsen konnte ein Nees von Esenbeck⁷⁶ Studien über Moos- und Algenbildung anstellen; wie feucht die Wände waren, sah man an den pompejanischen Malereien ringsum; den Musen fehlten die Nasen, den Satyrn die Hörner; ein Versuch, an den Wänden Salpeter zu sammeln, würde sich hier gelohnt haben.

Indessen – auch hier wieder hatte sich Graf Louis in großartiger Erfüllung seiner Verheißungen bewährt. Ein „*Charmant!*“ begrüßte ihn aus dem Munde fast der ganzen Gesellschaft, als man die wunderbare Metamorphose dieses bekannten Pavillons entdeckte, in welchem sonst schon manche Dame erschreckt wurde durch ein aus dem Fußboden gleitendes Thier, eine Blindschleiche oder Kröte. Alles war heute gelüftet; wolkenartige Musse-lindraperieen bedeckten die vor Feuchtigkeit zerronnenen Fres-

comalereien, Blumenfestons⁷⁷ liefen quer über den Plafond, der sonst nur den Spinnen zugänglich war, und was das Schönste von allem, die Draperieen senkten sich auf den mit Teppichen belegten Fußboden herab, theilten die Rotunde in mehrere Theile und bildeten förmliche Cabinets, in welchen sich umkleiden und neue Toilette machen zu dürfen um so lockender erschien, als Graf Louis das gesammte weibliche Dienstpersonal mit den Toilettenkästchen hatte nachkommen lassen. Lächelnd standen die Kammerzofen und präsentirten sich selbst und die Büchsen und die Kämme und die Spiegel als Ueberraschung.

Es stand wieder fest, Graf Louis hatte sich selbst übertroffen. Selbst Corinna schien gefangen und ich arbeitete, halb eifersüchtig, an – meinem Toast. Es war ersichtlich, daß der Abend als Bouquet des Festes die Proclamation der Verlobung bringen mußte. Graf Louis war seines Sieges gewiß; er wollte heute zeigen, was Corinna an ihm gewann. Oft betrachtete sie den schönen schlanken, behend hin- und herhüpfenden Cavalier. Man entschuldige ihn, wenn er keinen Blick für die offene Wahrheit ihres Auges zu haben schien, keinen Blick für die stille Gläubigkeit einer kindlichen Seele, die alle Mittel besaß, sich durch Geist, Witz, Satire zu behaupten und dennoch gemüthvoll blieb und jede Wunde, die zuweilen eins ihrer Worte hätte schlagen können, sogleich liebevoll selbst verband. Sie hatte dem Grafen den Blasebalg längst verziehen. Er hätte dies aus ihren Augen ablesen, zuweilen in die blaue Tiefe einer Mädchenseele, in die bangen Schauer einer bräutlichen Ahnung blicken sollen – aber – ach! sein Programm –! Er keuchte und schwitzte vor lauter Ernst im Betreiben des Lächerlichen.

Unglücklicherweise wurde ihm auch die Féerie⁷⁸ mit dem Pavillon zerstört. Thörichte Frauen! Eine einzige Spinne löste den ganzen Zauber. Während die Männer draußen die Cigarren anzündeten und auf den Moment harrten, wo die Damen neu metamorphosirt und zur Tafel geschmückt hervortreten würden, erscholl ein furchtbares Geschrei; wir fürchteten für die Musselinvorhänge die Berührung mit einem Schwefelholz oder Aehnliches – es war eine Spinne, die auf die Kleider der Gräfin Leopoldine gelaufen war, als eben die Dame ihrem Teint ein

wenig nachhelfen wollte; im Nu war der Pavillon verlassen und die Toiletten kamen in einem Zustande zur Ansicht, der zwar nicht ganz den vorwitzigen Besuch Aktäon's bei Diana⁷⁹ und ihren Begleiterinnen reproducirte, der aber doch immer eine so bedenkliche Verwirrung hervorbrachte, daß wir gezwungen wurden, unser Lachen zu hemmen und zu entfliehen. Corinna war noch im Reitkleid und nicht zu bewegen gewesen, anderswo als auf der Cottage sich umzukleiden. Sie beruhigte mit Mühe den jungen Grafen, der einige Diener und Dienerinnen mit einer Flut von Vorwürfen überhäufte für die schlechte Säuberung des Lokals und die geringe Unterstützung seiner phantastischen Combinationen. Bewundernswürdig war die Art, wie Corinna die Spinne vom jähen Tode rettete. Während die einen geradezu „Feuer!“ riefen, die andern von den Offizieren, die sich nicht nähern sollten, doch die Säbel begehrten, ging sie an einen blühenden Akazienbaum, langte einen Zweig hernieder, brach diesen ab, hielt ihn auf das Kleid ihrer halb ohnmächtigen Mutter, ließ behutsam die Spinne sich auf die grünen Blätter und weißen Blüten flüchten und warf ihn dann fort. Jetzt wurde ich sogar eifersüchtig auf meine Stellung als Barde in diesem Kreise; eine Menge Dilettanten ergriffen den so nahe liegenden Reim von Akazie und Grazie. Man sah, wie an unserer unerschöpflichen Lyrik unsere schöne Sprache schuld ist.

Endlich sollten wir zur Cottage kommen. Ich schlug einen Weg quer durch die Büsche ein. Noch ist mir's, als sähe ich jede weiße Winde am Wege, die sich an Schwarzdornbüschen emporrankte. Feldthymian durchwürzte die Luft; in der That konnte man sich auf den Rücken einer Schweizeralpe versetzt glauben, denn auch die Cottage war ein Schweizerhaus, Oekonomie und Ställe und landwirthschaftliche Zwecke gingen hier Hand in Hand mit der Romantik. Die Cottage gehörte zu jener Erbschaft, die Graf Louis von seiner Tante gemacht hatte, die eine recht bürgerlich denkende Frau war; denn sie liebte die Geheimnisse der Butter- und Käsebereitung ebenso sehr wie die Oekonomie des Geldbeutels; in diesem Schweizerhause lebte sie sogar der Ersparnisse und Beaufsichtigung ihrer Einkünfte wegen des Winters. Demgemäß war es wohnlich eingerichtet,

hatte einen Reichthum von Anbauten mit Kühen, Schafen, Kälbern und einem Hühnerhof, dessen gegenwärtige normale Bedeutung für zehn Meilen in der Runde heute schon öfters besprochen worden war; Graf Louis war Hühnerolog mit einer Leidenschaft, als ließe sich das Huhn der Märchen wahr machen, das täglich einen Dukaten legte. „Bisjetzt“, sagte sein Vater etwas kaustisch, „*kostet* ihm eher noch ein jedes Ei einen Dukaten.“

Das grün, roth und weiß angestrichene Schweizerhaus hatte massive Grundmauern und gab sich nur äußerlich den Schein, von Holz zu sein. Eine prächtige Veranda schloß sich unmittelbar an. Auf dieser war eine große Tafel gerichtet. Schon harreten die Diener und nahmen die Hüte und Mäntel der Ankommenden entgegen und Champagner fror in Eisvasen und Blumen dufteten und jenseits einer großen, mit zahllosen Blüten geschmückten Wiese stimmte in einem Teich eine zu erwartende Tafelmusik von Fröschen schon die Instrumente; eine Umfriedigung durch Schilf verbarg dies ländliche, wol unbestellte Orchester. Darüber her flaggten Segel und deuteten auf eine kleine Flotille, die daselbst vor Anker lag und ohne Zweifel auch Anlaß zu einer Entdeckungsfahrt auf dem kleinen Teiche geben sollte.

Graf Louis machte den Cicerone und Erklärer des pittoresken Rundgemäldes, das sich hier aus Farbe und Duft gebildet hatte und nicht blos zu sehen, sondern auch mit allen Athemzügen der Brust zu genießen war. Corinna hörte ihm sinnend zu, freute sich der Tauben, der Hühner, lachte über die grotesken Formen der bunten exotischen Hähne und erzählte Geschichten von Fröschen, die sich in Prinzen verwandelt hätten. Schon gruppirte man sich um das jugendlich strahlende Paar, schon sah ich den bedeutungsvoll bestätigenden Blick einiger Herren, die mich auf den Höhepunkt des heutigen Festes vorbereitet hatten. Corinna wandte sich nach einem plötzlich beginnenden Musikstück von Waldhörnern, Schalmeien und Flöten, deren Bläser man nicht sah, brach aber sogleich wieder in ein lautes Lachen aus. Man wandte sich und sah, daß inzwischen eine große, die eine Seite der Veranda bedeckende Zeltwand zurückgezogen wurde und wie im ersten Act des „Propheten“ eine theatralisch angeordnete

Pastoralscene den Blicken darbot. Meyerbeer's⁸⁰ große Windmühle fehlte, aber die holländische Heuernte war im vollen Gange. Sämmtliche Knechte und Mägde der Cottage, über deren Abwesenheit man sich gleich anfangs hätte verwundern sollen, waren, verstärkt durch Ergänzungsmannschaften aus den umliegenden Dörfern, in bunten Idealcostümen als ländliches lebendes Bild gruppiert. Die einen mähten, die andern luden Heu auf, andere schlummerten auf einem mit Bändern geschmückten Wagen, wieder andere flochten Garben, Kinder schmückten sich mit Kränzen, die man wieder von andern winden sah – wenigstens sollten dies alles die steifen und unbeholfenen Statisten der arkadischen Scene ausdrücken. Es war, aufrichtig gesagt, ein wenig lächerlich. Man sah den plumpen Gestalten die Verlegenheit und den Mismuth auf dreihundert Schritte an. Vollends als die Gesellschaft in Jubel ausbrach und klatschte und dem Grafen Louis ironisch Glück wünschte und einen neuen Theaterintendanten entdeckt haben wollte und der deutschen Literatur nicht minder Glück zu dieser Eroberung eines poetischen Arrangeurs wünschte. „Ist das die Elßler? Ist das die Taglioni Ihrer Truppe?“ ging es durcheinander im Hindeuten auf die hervorragendsten der plumpen Erscheinungen, die beschämt und verlegen niederblickten, jenen altenburger Bäuerinnen nicht unähnlich, die uns zuweilen in ihren Hosen auf der Promenaden von Leipzig begegnen.

Corinna hatte nur ein einziges mal die Lorgnette auf das landschaftliche Bild gerichtet und sich dann abgewendet. Ihr Vater mußte seinen grimmigen Pinto festhalten, der nicht übel Lust zeigte, die arkadische Scene zu zerstören. Ich merkte, daß Corinna die Witze ihres Papa nicht hören mochte, der plötzlich eine wunderbare Geläufigkeit der Zunge und der Ideengänge bekam bei Vergleichung dieser gezwungenen Schauspieler mit den entsprechenden am Hoftheater in Oper und Ballet. Die Mutter, Gräfin Leopoldine, wurde unwillig und ließ einige „*Fi donc!*“⁸¹ erschallen, die mehr gegen den Vater als gegen Graf Louis gerichtet waren. Zum Glück hörte man plötzlich Wagen anrollen, Pferdetrappeln und Säbelklirren. Es kam noch ein zweites Contingent zu dem ländlichen Feste, das einen andern Weg

eingeschlagen hatte. Ihnen kamen die Plump-Puddings der Einladungskarten zu rascherer Erfüllung. Man ging zu Tisch.

Von dem Diner – das eigentlich, es schlug schon sechs Uhr, ein Souper zu nennen war – kann ich, was die Speisen betrifft, nichts berichten, als daß glücklicherweise diese keinen ländlichen Charakter trugen. Die Sitzplätze der Gäste waren durch Zettel in den Gläsern angedeutet; Corinna lehnte den Platz an des Grafen Louis Seite ab; sie schützte die Sonne vor, die sie blendete. Ein Vorhang half nach und nun mußte die junge Comtesse, wenn sie nicht zu sehr auffallen wollte und zu sehr die Blicke ihres Vaters, ihrer Mutter, ja die ihrer determinirten Schwester herausfordern, doch an des jungen Grafen Seite Platz nehmen – „Sind doch schon die Ehepacten geschlossen!“ flüsterten meine Gewährsmänner. Schon glaubte ich mich auf einen gewissen Moment rüsten zu können, wo sich Graf Anton Heberstein, der inzwischen immer feinsinnig und sinnig nachdenkend verblieb, erheben, an sein Glas klopfen und eine Gesundheit ausbringen würde, deren weitere Illustration dann von mir vorausgesetzt wurde. Da unterbrach beim ersten Teller Suppe wieder ein schriller Accord die kaum wiederhergestellte Harmonie der Spannung und Erwartung –

Graf Louis gab heute schon die vierte oder fünfte originelle Idee zum Besten. Aus der Raritätenkammer seines so jung schon erbten Besitzes brachte er ein uraltes chinesisches Service der ökonomischen gräflichen Tante hervor, eine Antiquität, die zu Zeiten August's des Starken von Sachsen hoch im Preise gestanden haben mochte. Die Teller waren fabelhaft klein und standen mit dem durch die frische Luft erregten Appetit im komischsten Gegensatz. Die sonst so vortrefflich bereiteten Speisen, deren Gänge indessen kein Ende nehmen wollten, konnten unter solchen Umständen kaum gewürdigt werden. Viele der Damen gaben ihre Teller geradezu zurück, weil sie behaupteten, die auf dem Porzellan abgebildeten Gegenstände verdürben ihnen den Appetit. Mich selbst traf das Geschick, meine Portionen regelmäßig mit gemalten Schlangen und Drachen verzehren zu müssen. Graf Louis blieb consequent in der Vertheidigung der Schönheitsanschauungen des Rococozeitalters und krönte seine

Idee nach dem Dessert noch mit dem Kaffee, der gleichfalls in chinesischen Tassen servirt wurde. Die Tassen hatten keine Henkel und mancher zarte Finger verbrannte sich. Man kann sich die Scherze, die Polemik, die Ironisirung der Speisen, die Anspielungen auf chinesische Damenfüße, auf die Schenkel der bereits concertirenden Frösche, auf den Appetit der Heimchen und ähnliche Verspottungen der kleinen Schüsseln und Teller denken. „Bitte, noch ein Splitterchen Braten!“ „Noch ein Fingerhütchen Sauce!“ „Gefälligst einige Senfkörnchen!“ – – Corinna wurde bleicher und bleicher; sie mochte sich denken, daß sie schon die Honneurs des Hauses zu machen und die Einfälle eines in Bagatellen so dictatorisch auftretenden Mannes zu vertheidigen hatte.

Inzwischen hatte sich die Sonne golden zur Ruhe begeben. Sie glänzte noch einmal in dem Gewässer des Teichs, ließ die Fenster der rings in der gewaltigen Ebene aufragenden Schlösser blitzend widerstrahlen und färbte den Abendnebel, der sich duftgleich auf den Hochwald legte, mit rosigen Tinten. Die Conversation blieb lebhaft und angeregt, die Gruppen vertheilten sich im Abenddunkel, einige befuhren den Teich, andere verloren sich im Park, Neigung fand sich zu Neigung – und mich selbst beglückte Corinna's Mutter, die auf meine Frage, wie sie zu Corinna's Namen gekommen, an mich gefesselt blieb. Nach langen Beweisen, die sie für ihre Bekanntschaft mit den Schriften der Frau von Staël führte, gab sie mir als ein Zeichen besonderer Vertraulichkeit die Mittheilung, daß allerdings die Verlobung ihrer Tochter mit dem Grafen Louis so gut wie *fait accompli*⁸² wäre. An der Wildheit ihrer jüngern Tochter merkt' ich, daß diese Raum suchte, sich selbst auszudehnen und an die Reihe der Freier zu kommen. Alles das wäre durchgängig romantischer Eindruck gewesen, hätte nur die Musik aufgehört, ihren der Situation so wenig entsprechenden Lärm zu machen; sie hatte ihren ersten pastoralen Charakter durch Blech über Blech verstärkt. Aber trotz dieser Erschütterung der Luftwellen sprach melodisch der tiefe Friede, der auf der weiten herrlichen Landschaft ruhte, das friedliche Rauschen in den Baumwipfeln des Parks, aus dessen dunkeln Schluchten sich Rehe hervorwagten,

die schattengleich ebenso schnell wieder verschwanden. Der Mond stieg auf, der Abendwind rauschte durch die hohen Schilfblätter, an der Veranda sagte jeder sich schließende Blütenkelch ein flüsterndes: Gutenacht! Das Concert der Frösche war ein Chor, der das feierliche Ensemble der Natur nicht störte.

Nun wurde es allgemein bekannt, daß der entscheidende Augenblick auf den Schluß des Festes, auf ein Feuerwerk und eine gewisse bengalische Flamme verlegt war, die das verlobte Paar in dem Augenblick umstrahlen sollte, wo es sich gerade in einer an die Veranda stoßenden Muschelgrotte befand. Dann sollte Graf Louis die Applaudissements⁸³ des Dankes für sein so geistvoll arrangirtes und sich krönendes Fest entgegennehmen; er wird dann Corinna's Hand ergreifen, diese küssen, die Aeltern werden hinzutreten, die Hände der Liebenden ineinanderlegen, ein Tusch wird folgen und nun –: Bester Doctor, dann ein Wort von Ihnen – so flüsterte schon ein Dutzend Stimmen mir ins Ohr. Meine Redebumen waren geordnet; ich glaubte um so mehr an den glücklichen Ausgang, als Corinna, je dunkler es wurde, desto aufgeregter erschien, ja sogar trällerte, sang, hin- und hersprang, lachte, bald sich mit den Frauen neckte, bald mit den Herren, zuletzt sogar einigemal laut declamirte und mit mir, heute dem Repräsentanten der alten Hof- und Gratulationspoesie, einen Wettkampf in Reimen begann.

Eben schlug es aus dem Thal halb zehn Uhr. Die Nacht war hinlänglich hereingebrochen, um trotz des Mondes dem Feuerwerk volle Wirksamkeit zu lassen; schon sammelte man sich auf der Veranda, die munterste Conversation, deutsch, französisch, italienisch ging durcheinander; die Dienerschaft reichte Limonade, Eis, Confituren. Ein Böllerschuß – die ersten Leuchtkugeln stiegen auf; im magischen Licht glänzte die ganze Cottage; Raketen prasselten, ein *Pot à feu*⁸⁴ entlud sich, die Garben senkten sich wie feurige verlöschende Trauerweidenzweige in den Teich; Schlag auf Schlag entwickelte sich ein Feuerwerk, für dessen Erfolg sich beim Arrangeur die anwesenden Artillerieoffiziere der Garnison verbürgt hatten.

Enger und immer enger wurde der Kreis, immer dichter und dichter drängte man sich an die Muschelgrotte, wo ein Piede-

stal,⁸⁵ von hohen Blattpflanzen und exotischen Blumen umgeben, eine kleine Pappfigur trug, die einen Amor darstellte, der zum Zeichen der Verschwiegenheit den Finger auf den Mund legte. Bravis folgten auf Bravis. Die Feuerwerker der Artillerie übertrafen sich selbst. Endlich war der Augenblick der höchsten Spannung erschienen. Hinter der Muschelgrotte sollte erst blutrothes, dann mildbläuliches Licht aufflammen und im letztern eine gewisse Gruppe dann den Abend krönen – –

Die blutrothe Flamme ergoß ihren Feuerschein; alles war wie in die Gluthen der Hölle getaucht; aus der Cottage, der Schweizerei, aus den Ochsen- und Schafställen, aus dem Park und der Wiese war Herculanium und Pompeji⁸⁶ im Kampf mit dem Vesuv geworden – – Jetzt kam das milde bläuliche Licht. Alles blickte auf den Amor von Pappe – eben noch stand unter seinem Blätter- und Blütendach bei der blutrothen Beleuchtung Corinna neben dem Grafen Louis; jetzt, wo sich schon eine Runde wie zur Cour und Gratulation gebildet hatte, erblickte die erstaunte Gesellschaft nur den verdutzt allein dastehenden jungen Cavalier, Corinna's Schwester, ihre Aeltern, die nächsten Anverwandten neben ihm. Corinna hatte sich unter den Nächststehenden Bahn gebrochen und während man noch nach ihr rief, suchte, durch immer mehr angezündete Präparate das blaue Licht in Permanenz erhielt, die Musik, die im blauen Licht ihr Stichwort hatte, fort und fort schmetterte – hörte man das Sprengen eines Rosses über das Pflaster des Hofes dahin – –

Dort, wo die Wagen schon eingespannt, die Reitpferde zur Rückkehr gesattelt standen, hatte Corinna sich auf ihr Roß geschwungen und war in Nacht und Nebel verschwunden –

Der erste, der die Besinnung hatte, ihr zu folgen, war Graf Anton, Louis' Vater –

Graf Louis, der Sohn, biß sich auf die Lippen. Jetzt erst hatte er ein Auge für Corinna gehabt – Die Stimmung des Abends war dahin – In getheilten Häuflein, ordnungslos kehrten die Theilnehmer des Festes in ihre mehr oder weniger entfernten Schlösser und in die Stadt zurück.

Noch jetzt entsinn' ich mich, daß ich für meine Person damals zu den wahrhaft Befriedigten gehörte – nichts ist peinlicher, als

einer Empfindung Worte leihen, die uns nicht von Herzen kommt. Von dem unterbrochenen ländlichen Feste sprach man noch lange in der Gegend. Graf Louis reiste in die Residenz.

Corinna reichte einige Wochen darauf ihre Hand – dem Vater des Grafen – Grafen Anton –

Darüber empfand ich kein Mitleid. Bei mehreren Gelegenheiten hatt' ich mich überzeugt, daß Graf Anton einer der charakterfestesten Männer war, die ich je kennen gelernt, und trotz seiner funfzig Jahre in allen Lagen seines Lebens jugendlicher fühlte als sein Sohn – – Auch dachte ich an jenes Bild unter den hohen Buchenwölbungen, als Corinna so ruhig, still und armverschränkt dahinritt, während Graf Anton ihr Pferd am Zügel führte – –

Graf Louis hat sich einige Jahre darauf mit seinem Vater verschwägert und Comtesse Natalie geheirathet. Die Ehe scheint zu gegenseitiger Zufriedenheit zu sein; wenigstens lebt Gräfin Natalie in Wien und ihr Gatte in Paris.

Karl Gutzkow: Ein ländliches Fest, in: Unterhaltungen am häuslichen Herd. Leipzig. Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 1, 2. Januar 1862, S. 1-8.

19. Eugenie Marlitt: Goldelse

1.

Den ganzen Tag über hatte es geschneit, und zwar so recht mit Muße und Gemächlichkeit, so daß die Dächer und Fenstersimse dicke, fleckenlos weiße Polster angelegt hatten. Nun brach ein früher Abend herein und mit ihm ein wilder Sturm, der heimtückisch in die niedertaumelnden Schneeflocken fuhr, wie ein Raubthier zwischen eine friedliche Taubenschaar.

Mag auch das Wetter derart sein, daß der gemüthliche Kleinstädter nicht einmal seinen Hund, geschweige denn seine eige-

nen edlen Gliedmaßen außerhalb der vier Wände wissen will, in der großen Hauptstadt B. merkt man Abends zwischen sechs und sieben Uhr keinen auffallenden Unterschied hinsichtlich der Straßen-Frequenz. Die Gasflammen ersetzen die Himmelslichter, die nicht kommen wollen; um die Ecken jagen die Equipagen in so wüthender Eile, daß die Fußgänger nur durch einen kühnen Sprung an die Häuser Leben und Glieder retten; dafür folgt ein Schwall kräftiger Flüche dem pelzverbrämten Kutscher und dem eleganten Wagen, hinter dessen festgeschlossenen Scheiben reizende Damen ihr blumengeschmücktes Köpfchen mühsam über die ungeheuren Wogen des umfangreichen Gazeleides heben und keine Ahnung davon haben, daß in diesem Augenblick Feuer und Schwefel auf ihre duftenden Locken herabgewünscht werden. Wohlfrisirte Wachsköpfe, inmitten schauderhafter schwarzer und blonder Scalps, still und aufmerksam arbeitende Uhrmacher, süßlächelnde Commisgesichter⁸⁷ hinter bauschenden Stoffen und verführerischen Mantillen, und alte verkümmerte Bouquet- und Kranzwinderinnen zwischen hold blühenden, frischen Blumen stehen und bewegen sich in beneidenswerther Sicherheit und wohl durchwärmter Atmosphäre hinter den Schaufenstern, die ein blendendes Licht auf die schlüpfrigen Trottoirs und den vorbeifluthenden Menschenstrom werfen, wobei blaurothe Nasenspitzen, thränende Augen und verzweifelte Kopf- und Armbewegungen an allen alten und jungen Vorübereilenden sichtbar werden.

Doch halt – nicht an allen! Da tritt eben aus einem Seitengäßchen in eine der Hauptstraßen mit leichtem, elastischem Schritt eine weibliche Gestalt. Das enge, verwachsene Mäntelchen schließt sich fest an die schlanken Glieder, und der alte, zerzauste Muff wird dicht an die Brust gedrückt, wo er die Enden eines herabhängenden Schleiers festhält; unter diesem alten schwarzen Gewebe lachen zwei Mädchenaugen im Sonnenglanz frischer Jugend; sie blicken fröhlich in das Schneegetümmel, haften innig an den halbgeöffneten Centifolien⁸⁸ und den dunklen Veilchen hinter den Glasscheiben und verbergen sich nur dann unter den langen Wimpern, wenn sich heimtückische Eissplitter unter die Schneeflocken mischen.

Wer einmal gehört hat, wie kindliche Hände, oder auch Hände, die zu einem völlig ausgewachsenen Körper und Kopf gehören, auf dem Clavier eine wohlbekannte Melodie zuversichtlich beginnen, gleich darauf mittels einer Dissonanz den musikalischen Faden zerreißen, mit falschem Fingersatz in alle möglichen Tonarten, nur nicht in die angegebene, greifen, wobei der Lehrer den hochgehobenen, tacttretenden Fuß verzweiflungsvoll sinken läßt, bis endlich die Melodie langathmend und lebensmüde wieder anhebt, um im nächsten Augenblick durch einige leichte Tacte wie über eine weite Ebene dahinzurasen – wessen Ohrennerven einmal auf dieser Folter gelegen haben, der wird begreifen, daß das junge Mädchen, welches soeben zwei Unterrichtsstunden in einem Institut beendet hat, dem Sturmwind freudig die heiße Wange bietet, als einem wackeren Gesellen von System und consequenter Durchführung, dessen mächtiges Brausen ja in Orgel und Aeolsharfe zur wundersamen Melodie wird.

So eilt das junge Mädchen flüchtig und schwebend durch Schneefall und andringenden Menschenstrom, und ich zweifle keinen Augenblick, sie würde auf den schwimmenden Quadersteinen des Trottoirs, umbraust vom Sturm, nicht anders als auf dem Parquet eines Salons auch, dem Leser unter holdseligem Lächeln die graziöseste Verbeugung machen, wenn ich sie ihm vorstellen wollte als Fräulein Elisabeth Ferber. Diese Vorstellung kann nun freilich nicht stattfinden, und das ist mir insofern ganz erwünscht, als ich beabsichtige, den Leser mit der Vergangenheit des jungen Mädchens bekannt zu machen.

Herr Wolf von Gnadewitz war der letzte Abkömmling eines ruhmreichen Geschlechts, das seinen Ursprung zurückleiten konnte bis in ein zweifelhaftes Dämmerlicht noch vor jenem goldenen Zeitalter, allwo der vorüberziehende Kaufmann in irgend einem Hohlweg seine kostbaren Stoffe und Waaren zu adeligen Bannerfähnlein und glänzenden Turnierwämsern wie zu junkerlichen Gelagen unfreiwilliger Weise ablieferte. Aus jenen unvergeßlichen Zeiten datirte auch ein Rad in dem Wappen der Gnadewitze, auf welchem einer der Ahnherren seinen Heldengeist verhauchen mußte, weil er in Ausübung jenes ritterlichen Aneignungssystems allzuviel Krämerblut vergossen hatte.

Herr von Gnadewitz, der letzte seines Stammes, war Kammerherr in Fürstlich X.'schen Diensten, zudem Inhaber hoher Orden und verschiedener Rittergüter, wie auch Besitzer aller Charakter-Eigenschaften, die, seiner Ansicht nach, einem Hochgeborenen zukommen, und die er „vornehm“ nannte, weil dem gemeinen Mann bei der derben Hausmannskost der Moral und dem strengen Muß der Verhältnisse und Sitten jedwedes Verständniß für jene unnachahmliche Grazie und Eleganz des Lasters abgehe.

Herr Wolf von Gnadewitz war auch prachtliebend, wie sein Großvater, der das alte Schloß Gnadeck auf dem Berge in Thüringen, die Wiege seines Geschlechts, verließ, um sich drunten im Thal einen wahren Feensitz im italienischen Geschmack aufzubauen. Sein Enkel ließ das alte Haus droben noch mehr verfallen und erweiterte und verschönerte das neue Schloß um ein Beträchtliches. Herr Wolf von Gnadewitz hatte zwar einen Sohn, der schon mit zwanzig Jahren ein so vollendeter Gnadewitz war, daß selbst das glänzende Bild des Ahnherrn mit dem Rade vor ihm erbleichen mußte. Aber der junge Herr hatte eines Tages, bei Gelegenheit der ersten, großen Jagd im Herbst, einem Treiber mit der Hetzpeitsche einen furchtbaren Schlag über den Kopf versetzt, und zwar mit vollstem Rechte, wie alle eingeladenen Theilnehmer an der Jagd einmüthig versicherten, denn der Töpel hatte den Lieblingshund des Herrn dermaßen auf die Pfote getreten, daß das Thier für den ganzen Tag untauglich geworden war. Und so kam es, daß kurze Zeit darauf Hans von Gnadewitz nicht allein auf dem Stammbaum in der großen Halle des neuen Schlosses, sondern auch wirklich und leibhaftig an einem Eichbaum des Waldes, und zwar mit einem Strick um den Hals, gefunden wurde. Der geschlagene Treiber büßte zwar, wenn auch nicht auf dem Rade, so doch unter dem Beil, diese Frevelthat; allein das machte den letzten der Gnadewitze nicht wieder lebendig, denn er war todt, unwiderruflich todt, wie die Aerzte versicherten, und so hatte das lange Lied von Raubritterthum, Trinkgelagen, Hetzjagden und Pferderennen ausgeklungen.

Nach dieser schrecklichen Katastrophe verließ Herr Wolf von Gnadewitz sofort das Schloß im Thal, wie überhaupt diese Ge-

gend und zog nach Schlesien auf eines seiner vielen Güter. Er nahm eine entfernte Verwandte, die Letzte einer Seitenlinie seines Geschlechts, in sein Haus, damit sie ihn pflegen solle. Es zeigte sich aber, daß diese Verwandte ein engelschönes, junges Mädchen war, bei dessen Anblick der alte Herr den eigentlichen Zweck ihres Kommens rein vergaß und schließlich meinte, sein sechszigjähriger Rücken sei noch gerade genug, um in den Hochzeitsfrack schlüpfen zu können. Zu seiner tiefsten Indignation jedoch mußte er erfahren, daß auch eine Zeit kommen könne, wo selbst ein Gnadewitz nicht mehr begehrenswerth erscheine, und wüthend wurde er, als das Mädchen ihm gestand, daß sie, ihre hohe Abkunft schnöde vergessend, ihr Herz einem jungen, bürgerlichen Officier, dem Sohn eines seiner Förster, geschenkt habe.

Der junge Mann besaß Nichts als seinen Degen und seine männlich schöne Gestalt, aber er hatte sich eine tüchtige, wissenschaftliche Bildung angeeignet, war liebenswürdig im Umgang und von ausgezeichnetem Charakter. Als Herr von Gnadewitz die schöne Marie infolge ihrer Erklärung verstieß, da führte sie der junge Ferber glücklich als Gattin heim, und hätte in den ersten zehn Jahren seiner Ehe mit keinem König tauschen mögen. Im elften würde ihn zwar ein solches Gelüst noch viel weniger angefochten haben; denn das war das Jahr 1848 – aber es brachte auch für ihn schwere Kämpfe und einen völligen Umschwung seiner Verhältnisse... Er kam in den kritischen Fall, zwischen zwei Pflichten wählen zu sollen. Die eine, die ihm sein Vater schon an der Wiege vorgesungen, hieß: „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst, vor Allem aber Deine deutschen Brüder“, die andere dagegen, die er sich, wenn auch viel später, selbst auferlegt, gebot ihm, das Schwert für das Interesse seines Herrn zu führen. In diesem Conflict nun siegte jenes Wiegenlied, das kräftige Wurzeln um sein Herz geschlagen hatte, vollständig – Ferber schoß nicht auf seine Brüder, aber dieser Sieg kostete ihm seinen Beruf, seine gesicherte Lebensstellung. Er nahm seinen Abschied und sank bald darauf infolge einer Erkältung gelähmt auf's Krankenlager, das er erst nach jahrelangem Siechthum wieder verließ. Hierauf siedelte er mit seiner Familie

nach B. über, wo er bald eine einträgliche Stelle als Buchhalter in einem bedeutenden Handlungshause erhielt. Es war die höchste Zeit, denn das kleine Vermögen seiner Frau war bei dem Sturz eines Bankgeschäftes verloren gegangen, und nur die mehrmaligen Geldunterstützungen, die Ferber's älterer und einziger Bruder, ein Förster in Thüringen, der bedrängten Familie zukommen ließ, hatten bis jetzt den Mangel in seiner schlimmsten Gestalt fern gehalten.

Leider sollte dies Glück nicht von Dauer sein. Ferber's Chef gehörte zu den Frommen im Lande und suchte alle seine Umgebungen mit seinem Bekehrungseifer heim. Auch Ferber wurden diese Bemühungen zugewandt, stießen aber hier auf einen zwar mit ruhigem Ernste geäußerten und durch eine Fülle von Wissen motivirten, aber so entschiedenen Widerstand, daß sich das fromme Gemüth Herrn Hagen's – so hieß der Kaufmann – darüber schier zu Tode entsetzte. Einem solchen Freigeist Schutz und Brod zu geben und somit geflissentlich den Untergang des Reiches Gottes zu befördern – der Gedanke ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe, bis er mittels eines Entlassungsbriefes sich von dieser Last befreite und das rüddige Schaf aus seiner Lämmerherde stieß.

Um jene Zeit ging auch Herr Wolf von Gnadewitz heim zu seinen Ahnen, und da er während seiner irdischen Laufbahn an dem Grundsatz seines Geschlechtes, keine Beleidigung ungerächt zu lassen, streng festgehalten hatte, so konnte dies Leben wohl keinen würdigeren Abschluß und Endpunkt finden, als in dem Testament, das er eigenhändig niederschrieb, ehe er hinunterstieg in das enge Kämmerlein von Zinn, in welchem seine Gebeine der Nachwelt aufbewahrt bleiben sollten. Dies Actenstück männlicher Consequenz, das einen entfernten Verwandten seiner verstorbenen Gemahlin zum Universalerben ernannte, schloß mit folgender Verfügung:

„In Anbetracht des unabweislichen Anspruches, den sie an meinen Nachlaß hat, vermache ich der Anna Maria von Gnadewitz, verehelichten Ferber, das Schloß Gnadeck auf dem Berge in Thüringen. Anna Maria Ferber wird nicht verkennen, daß ich sie wohlmeinend bedenke, indem ich ihr ein Obdach anweise, das

sie mit zahllosen Erinnerungen an das edle Geschlecht, dem sie einst angehörte, umgeben wird. Wohl wissend, daß über jenen alten Hallen stets Glück und Segen geschwebt hat, und diese unleugbare Thatsache genau erwägend, halte ich es dennoch für völlig überflüssig, diesem meinem Geschenk noch Etwas beizufügen..... Sollte jedoch Anna Maria Ferber, den Werth meiner Gabe nicht einsehend, dieselbe verkaufen oder auf irgend welche Art veräußern wollen, so erlischt sofort ihr Anspruch an das Erbe, und das Waisenhaus in L. tritt an ihre Stelle.“

Herr Wolf von Gnadewitz hatte sich sonach mit Hinterlassung einer beißenden Satire auf sein schwarzbehangenes Paradebett gelegt. Ferber und seine Frau hatten zwar nie das alte Schloß gesehen, allein es war weltbekannt als ein zusammensinkender Trümmerhaufen, den seit wenigstens fünfzig Jahren keine aufbessernde Hand berührt hatte und der bei der Einrichtung des neuen Schlosses im Thal sämmtlicher Hausgeräthe, Wandbekleidungen, ja sogar des Kupferdaches auf dem Hauptgebäude beraubt worden war. Seitdem lagen die schweren Riegel und Vorlegeschlösser eingestäubt und eingerostet vor dem mächtigen eichenen Hauptthor. Die ungeheuren Waldbäume, die sich dicht um den grauen Bau scharten, woben ungestört ihre breiten Aeste in das üppige Gestrüpp zu ihren Füßen, und bald lag das verlassene Schloß hinter der grünen, undurchdringlichen Wand, wie eine eingesargte Mumie.

Der glückliche Universalerbe, dem der fremde Besitz inmitten seines Waldes sehr lästig war, hätte gern für eine ansehnliche Summe das alte Haus zurückgekauft, allein die vorsichtig ausgedachte Clausel am Schluß des Vermächtnisses schnitt jede Unterhandlung ohne Weiteres ab.

Frau Ferber legte die ihr zugesandte Abschrift des Testamentes, auf die einige schwere Thränen fielen, stillschweigend auf den Schreibtisch ihres Mannes und nahm dann mit doppeltem, beinahe fieberhaftem Eifer ihre Arbeit, eine Stickerei, wieder auf. Ferber hatte trotz aller Bemühungen keine Anstellung wieder erhalten und sah sich nun genöthigt, durch schlecht bezahlte Uebersetzungen, und wenn es an diesen mangelte, mittels Acten- und Notenschreiben sein und seiner Familie Leben zu

fristen, wobei ihn seine Frau durch den Erlös für Handarbeiten nach Kräften unterstützte.

So trüb nun auch Ferber's Lebenshimmel umzogen war, ein Stern tauchte allmählich auf unter den Wolkenmassen und schien die fehlenden äußeren Gnadenbezeugungen des wetterwendischen Glückes ersetzen zu wollen. Eine Ahnung von diesem milden Strahl, welcher dereinst in ein dunkles Leben fallen sollte, überkam Ferber schon, als er zum ersten Mal an der Wiege seines erstgeborenen Töchterchens stand und in die prächtigen Augen sah, die aus dem feinen Kinderköpfchen ihn anlachten. Sämmtliche Freundinnen der Frau Ferber waren einstimmig der Ansicht, der kleine Ankömmling sei ein reizendes Wesen, ein eigenthümlich bevorzugtes Kind, ja, es sähe so ganz und gar nicht aus, wie das gewöhnliche Menschenkind, wenn es krebsroth zum ersten Mal die Welt anschreie, es sei wirklich, als habe hier die geheimnißvolle Macht irgend einer gütigen Fee obgewaltet.

Sie hielten *in corpore* das kleine Weltwunder über die Taufe, stritten sich dabei, welche wohl die meiste Zärtlichkeit für das Pathchen hege, und schwuren, dieser Tag werde ihnen unvergeßlich bleiben – ohne Zweifel eine zu hohe und voreilige Anforderung an ihr Erinnerungsvermögen, denn als Ferbers in mißliche Verhältnisse geriethen, da wischte der Egoismus mit hartem Finger über die Denkschrift und siehe da, es blieb keine Spur zurück, daß sie je gewesen.

Diese alte Erfahrung, welche die kleine Elisabeth schon in ihrem neunten Lebensjahre machen mußte, beunruhigte sie übrigens sehr wenig. Die vermeintliche Fee hatte ihr zu den anderen reichen Gaben auch einen unzerstörbaren Frohsinn und sehr viel Willenskraft in die Wiege gelegt; deshalb nahm sie fortan das dürrtige Vesperbrod ebenso dankbar und fröhlich aus der mütterlichen Hand, wie ehemals die unerschöpflichen Leckerbissen der zärtlichen Pathen, und als am Weihnachtsabend ein lichterarmer Baum nur einige Aepfel und vergoldete Nüsse bot, da schien ihr gar nicht einzufallen, daß sich früher stets eine ehrenwerthe, stattliche Gesellschaft aller möglichen guten und wünschenswerthen Dinge auf seinen Zweigen eingefunden hatte.

Ferber unterrichtete seine Tochter selbst. Nie hatte sie eine Schule oder ein Institut besucht, ein Mangel, den man leider heut zu Tage in vielen Fällen einen Vorzug nennen möchte, wenn man bedenkt, daß manche junge Mädchen bei weitem erfahrener die Schule verlassen, als der sorgsam Mutter lieb sein dürfte, die daheim die Reinheit der jungen Seele streng behütet und nicht ahnt, daß sie durch die täglich sich mehrenden rüdigen Schafe im Schulzimmer Eindrücke empfängt, deren nachtheilige Folgen sich in allen Phasen des späteren Lebens geltend machen.

Elisabeth's bildsamer Geist entfaltete sich herrlich unter der Leitung der selbst so reich begabten Eltern. Sie trieb die ihr auferlegten Studien mit tiefem Ernst und dem rastlosen Drang, Alles, was sie in sich aufnahm, gründlich zu wissen, damit es ein unveräußerliches, lückenloses Eigenthum ihrer Seele bleibe; das war ihr strenge Gewissenssache und gehörte in das Reich der Pflichten. Der Musik aber gab sie sich mit einer Inbrunst hin, mit welcher der menschliche Geist das umfaßt, was er als seine specielle Sendung auf der Welt erkennt. Bald hatte sie ihre Mutter, die ihre Lehrerin war, weit überflügelt, und wie sie als kleines Kind ihr Spielwinkelchen verließ, wenn sie Wolken auf des Vaters Stirn bemerkte, sich auf seinen Schooß setzte und ihm selbst-erfundene goldglänzende Märchen erzählte, so beschwichtigte sie später mit wundervollen Melodien, die wie klare Perlen in ihrer Seele aufstiegen und die vorher noch nie ein menschliches Ohr berührt hatten, den Dämon finsternen Grames, der oft Ferber's Gemüth umnachtete. Aber nicht allein dieser Segen erwuchs aus dem seltenen Talent des jungen Mädchens. Das ausgezeichnete Clavierspiel in der Mansarde hatte die Aufmerksamkeit einiger Hausbewohner erregt. Elisabeth bekam auf diese Weise nach und nach mehrere Schülerinnen und später den Clavierunterricht in einem Institut übertragen, wodurch es ihr möglich wurde, die Nahrungssorgen der Eltern bedeutend zu mildern. Hier nehmen wir den Gang der Erzählung wieder auf und wollen uns die Mühe nicht verdrießen lassen, dem jungen Mädchen zu folgen, das an dem stürmischen Winterabend der elterlichen Wohnung zueilte.

2.

Während des endlosen Weges durch krumme und gerade, dunkle und helle Straßen genoß Elisabeth schon im Geiste das Begehen, das sie beim Eintritt in das heimische Stübchen stets überkam. Da saß, von der kleinen Schirmlampe mild beleuchtet, der Vater am Schreibtisch, lächelnd das blasse Gesicht erhebend, wenn er Elisabeth's Schritt hörte. Er nahm die Feder, die den ganzen Nachmittag unermüdlich über das Papier geflogen war, in die linke Hand und zog mit der rechten seine heimkehrende Tochter zu sich nieder, um einen Kuß auf ihre Stirn zu drücken. Die Mutter, die, den Nähkorb zu ihren Füßen, gewöhnlich neben ihm saß, um den schwachen Lampenschimmer möglichst nahe zu haben, begrüßte sie mit einem zärtlichen Lächeln und zeigte auf Elisabeth's Hausschuhe, welche sie vorsorglich in das warme Zimmer getragen hatte. Auf der heißen Ofenplatte zischten einige Aepfel und drüben in der dunklen, behaglichen Ecke neben dem Ofen summt die kleine Theemaschine auf dem Sopha, welche nebenbei mit ihrer schwachen, blauen Flamme eine ganze Compagnie Bleisoldaten zu beleuchten hatte, die der sechsjährige Ernst, Elisabeth's einziges Brüderlein, exerciren ließ.

Vier Stockwerke mußte Elisabeth ersteigen, ehe sie den schmalen, dunklen Corridor erreichte, der zu der elterlichen Wohnung führte. Hier nahm sie eiligst den Hut ab, zog eine neue, mit Pelz verbrämte Knabenmütze unter dem Mantel hervor und drückte sie auf ihr blondes Haar. So trat sie in das Zimmer, wo der kleine Ernst alsbald mit einem Freudenschrei auf sie zulief.

Heute aber war die dunkle Ecke am Ofen hell beleuchtet und der Schreibtisch stand verlassen im Dunkel, der Vater saß auf dem Sopha und hielt die Mutter umschlungen; auf den Gesichtern Beider aber lag ein eigenthümlicher Glanz, und wenn auch die Mutter verweint aussah, so erkannte Elisabeth doch auf den ersten Blick, daß die Thränen aus Freude geflossen waren. Erstaunt blieb sie an der Thür stehen und mochte mit diesem Gesichtsausdruck unter der schief aufgedrückten Mütze wohl sehr komisch aussehen, denn beide Eltern lachten laut. Elisabeth

stimmte fröhlich ein in das Gelächter und setzte die Pelzkappe auf den dunklen Lockenkopf des kleinen Bruders.

„Da, Herzensjunge,“ sagte sie, indem sie zärtlich sein blühendes Gesichtchen zwischen ihre beiden Hände nahm und küßte, „die gehört Dir. Und auch dem Mütterchen bringe ich Etwas mit in die Wirthschaft,“ fuhr sie glücklich lächelnd fort und legte der Mutter vier blanke Thaler in die Hand, „ich habe heute meine ersten fünf Thaler Honorar im Institut erhalten.“

„Aber Elsbeth,“ sagte die Mutter mit feuchtem Auge, indem sie das Töchterlein zu sich niederzog, „Ernst’s vorjährige Wintermütze sieht noch ganz anständig aus, und Du hättest viel nöthiger ein Paar warme Handschuhe gebraucht.“

„Ich, Mutter? Fühle doch meine Hände an, ich komme eben von der Straße und sie sind so warm, als hätten sie im Ofen gesteckt ... nein, das wäre geradezu Luxus. Unser Junge ist größer und stärker geworden, die Mütze aber nicht, drum war diese Ausgabe im Augenblick die nöthigste.“

„Ach, Du liebe, gute Elsbeth!“ rief entzückt der Kleine, „eine so schöne Mütze hat ja nicht einmal der kleine Baronsjunge unten im ersten Stock! ... Die wird aufgesetzt, wenn ich auf die Jagd gehe, gelt, Papa?“

„Auf die Jagd?“ lachte Elisabeth, „Du willst wohl auf die unglücklichen Spatzen im Thiergarten schießen?“

„Falsch gerathen, Jungfer Else!“ jubelte der Kleine. „Ja, im Thiergarten,“ fügte er ernsthaft hinzu, „da würde ich schön ankommen ... nein, im Wald, im wirklichen Wald, wo es von Hirschen und Hasen wimmelt, so daß man gar nicht erst zu zielen braucht, wenn man einen schießen will.“

„Nun, ich bin sehr neugierig, was der Onkel zu dieser Ansicht vom edlen Waidwerk meint,“ sagte lächelnd der Vater, dann nahm er einen Brief vom Tisch und gab ihn dem jungen Mädchen.

„Lies dies Schreiben, mein Kind,“ sagte er, „es ist vom Försteronkel, wie Du ihn nennst, aus Thüringen.“

Elisabeth überflog die ersten Zeilen, dann aber las sie laut:

... „Der Fürst, dem ein Teller Sauerkraut mit Rauchfleisch bei mir besser zu schmecken scheint, als die Pasteten seines franzö-

sischen Kochs im Schlosse zu L., blieb vorgestern mehrere Stunden bei mir im Forsthouse. Er war sehr leutselig und sagte mir, er wolle mir noch eine Art Forstschreiber begeben, denn er sähe ein, daß zu viel auf meinen Schultern läge. Da nahm ich die Gelegenheit beim Schopfe, das Wild stand schußrecht und wenn es entwischte, so riskirte ich höchstens ein paar Rehposten⁸⁹ in's Blaue hinein, was ich mir freilich sonst nicht passiren lasse.

Ich erzählte ihm also, daß Dich das Schicksal seit einer Reihe von Jahren verteufelt auf's Korn genommen habe und Dich zwänge, bei Deinen schönen Kenntnissen und Talenten am Hungertuche zu nagen. Der alte Herr wußte gleich, wo ich hinaus wollte, denn ich sprach gut Deutsch wie immer, und bis jetzt hat mich auch noch Keiner falsch verstanden, – es müßten denn die vornehmen Bisambüchsen und Katzenbuckel sein, die um den Herrn scherwenzeln und ihm am liebsten weismachen möchten, das ehrliche Deutsch sei zu grob für fürstliche Ohren und man könne nur auf französische Art mit ihm reden... Nun, der alte Herr meinte also, er sei geneigt, Dich als Forstschreiber anzustellen, weil er mich – nun, hier hat er mir einige Dinge gesagt, die Du nicht zu wissen brauchst, über die ich alter Kerl mich aber ebenso gefreut habe, wie dazumal, als unser alter Schulmeister nach dem Examen zu mir sagte: ‚Karl, Du hast Deine Sache wacker gemacht.‘ Nun hat mir der Durchlauchtigste aufgetragen, Dir darüber zu schreiben, und er will auch die nöthigen Befehle geben – dreihundert und fünfzig Thaler Gehalt, Holzbedarf frei. Ueberlege Dir's, das Ding ist so übel nicht, und der grüne Wald ist mir doch tausend Mal lieber, als Eure vermaledeiten Dachkammern, wo Nachbars Katzen miauen und wo der Rauch aus Millionen Kaminschlünden Euch in die Augen beißt.

Daß Du mir nun aber nicht etwa denkst, ich sei auch so einer von den Fuchsschwänzen, welche die Gnade ihres Herrn benützen, um ihre Angehörigen in's Aemtchen zu bringen. Siehst Du, wenn Du nicht wärst, was Du bist, d. h. wenn Du Deine Sache nicht gelernt hättest, da bisse ich mir eher die Zunge ab, als daß ich meinen Herrn mit Dir betrügen möchte; hinwiederum würde ich jeden wildfremden Menschen mit Deinen Kenntnissen und

Gesinnungen ebenso warm empfehlen, wie Dich... Nichts für ungut, aber Du weißt es ja, daß ich niemals ein Freund von unklaren Begriffen gewesen bin.

Da kömmt nun aber noch ein Casus, der besprochen sein will. Eigentlich müßtest Du bei mir wohnen, und das ginge auch, wenn Du ein Junggeselle wärest, der nur vier Wände für sein Ich und einen Kommodenkasten für seine Vaternörder und dergleichen Zeugs brauchte. Für eine ganze Familie habe ich jedoch schlechterdings keinen Platz in meinem einsamen, alten Ratten-nest von Forsthaus, das längst eine eingreifende Cur nöthig hätte; aber die gestrengen Herrn von droben denken nicht eher dran, als bis die einbrechenden Balken den Streusand über die einhundertundfünfzigste Eingabe schütten. Das nächste Dorf ist über eine halbe, die nächste Stadt eine ganze Stunde entfernt vom Forsthaus – läßt sich durchaus nicht einrichten; denn Du kannst bei dem Hundewetter, wie wir's zum Oefteren hier erleben, nicht so weit laufen.

Da hatte aber die alte Sabine, meine Haushälterin, die hier im nächsten Dorfe geboren ist, einen pudelnärrischen Einfall. Das alte Schloß Gnadeck – der brillante Nachlaß des hochseligen Herrn von Gnadewitz – liegt, wie ich Dir schon schrieb, ohngefähr einen Büchenschuß weit vom Forsthaus. Nun meinte Sabine, als sie noch eine rüstige Dirne gewesen sei – das ist, nebenbei gesagt, weit über ein Vierteljahrhundert her – da habe sie als Stubenmädel bei den Gnadewitzens gedient. Damals sei das neue Schloß noch nicht vollständig eingerichtet gewesen und habe nicht ausgereicht für die vielen Gäste, die jedes Jahr die großen Jagden mitgemacht hätten. Da sei nun der sogenannte Zwischenbau auf Schloß Gnadeck – wahrscheinlich ein Verbindungsgebäude zwischen zwei Hauptflügeln des Schlosses – ein wenig aufgefrischt und hergerichtet worden. Sie selbst hat droben die Betten machen und lüften müssen, wobei sie sich immer sehr gefürchtet haben will. Na, ich glaub's gerne; es steckt ja ohnehin unter der alten Bandmütze ein ganzer Wust von Teufelsspuk und Hexengeschichten, sonst ist sie aber eine ganz respectable Person, die meinen Haushalt am Schnürchen hat.

Sie behauptet nun steif und fest, der Bau könne noch nicht so arg zerfallen sein; denn er habe damals sehr fest ausgesehen und gäbe doch vielleicht für Dich und die Deinen noch eine ganz hübsche Wohnung. Möglich wär's schon; aber ob Deine Kinder sich nicht vor dem Hans Ruprecht und dergleichen fürchten, wenn sie in dem alten Mauerwerk hausen sollen?

Du weißt, daß ich mich schwer geärgert habe über das nichts-nutzige Vermächtniß des ‚hochseligen Herrn von Gnadewitz‘, und es deshalb nicht über mich gewinnen konnte, das alte Nest, seit meiner Versetzung hierher, auch nur ein einziges Mal anzusehen. Auf Sabine's Aussage hin hat mir jedoch einer meiner Burschen gestern Nachmittag auf einen Baum klettern müssen an der einzigen Stelle, wo man in das Kukuksnest sehen kann; er sagt aber, es läge da drin Alles durcheinander wie Kraut und Rüben. Da war ich nun heute Morgen drin in der Stadt bei den Herren vom Gericht; aber sie gaben mir die Schlüssel nicht heraus ohne eine Vollmacht Deiner Frau und thaten überhaupt so ängstlich, als lägen die Schätze von Golkonda in den alten Rumpelkammern. Keiner von denen, die damals versiegelt haben, konnte mir sagen, wie's drin aussieht; denn sie waren wohlweislich draußen geblieben in der Meinung, es möchten einige Zimmerdecken die Freundlichkeit haben, auf ihre weisen Köpfe zu fallen, und haben sich begnügt, das Hauptthor mit einem Dutzend handgroßer Amtssiegel zu beklecksen. Wäre mir nun am allerliebsten, wenn wir die Dinge in Gemeinschaft besehen und überlegen könnten; deshalb entscheide Dich möglichst rasch und mache Dich dann mit den Deinen auf den Weg –“

Hier ließ Elisabeth das Blatt sinken und richtete die leuchtenden Augen in athemloser Spannung auf Ferber.

„Nun, und was hast Du beschlossen, lieber Vater?“ fragte sie hastig.

„Je nun,“ erwiderte der Vater mit ernstem Gesicht, „es wird mir einigermassen schwer, Elisabeth, Dir meinen Entschluß mitzutheilen, denn ich sehe deutlich an Deinem Gesicht, daß Du das schöne, volksbelebte B. nicht um Alles in der Welt mit der Waldeinsamkeit vertauschen möchtest. Indeß, erfahren muß Du trotzdem, daß dort auf dem Schreibtisch meine Bitte um die

Stelle an den Fürsten von L. bereits couvertirt und gesiegelt liegt. ... Es ist aber nicht mehr als billig, daß wir auch Deine Wünsche dabei in Erwägung ziehen, und deshalb sind wir durchaus nicht abgeneigt, Dich hier zu lassen, falls –“

„Ach nein, wenn Elsbeth nicht mitgeht, dann will ich lieber auch hier bleiben!“ unterbrach ihn der kleine Ernst, indem er sich angstvoll an die Schwester schmiegte.

„Sei Du nur ruhig, mein Herzchen,“ sagte Elisabeth lachend, „ich finde schon meinen Platz auf dem Wagen, und wenn nicht, nun, so weißt Du, ich bin muthig wie ein Soldat und kann laufen wie ein Hase. Als Compaß habe ich die Sehnsucht nach dem grünen Wald bei mir, die schon, als ich noch ein ganz, ganz kleines Kind war, einen großen Winkel in meiner Seele eingenommen hat. So geht es tapfer und bescheidenlich vorwärts auf meinen zwei eigenen Füßen, und was will dann Papa machen, wenn eines Abends ein armer, müder Wanderer mit zerrissenen Schuhen und leerer Tasche vor dem alten Schloßthor erscheint und Einlaß begehrt?“

„Freilich müßten wir aufmachen,“ rief lächelnd der Vater, „wenn wir nicht die Rache aller guten Geister, die ein muthiges Herz beschützen, auf unser morsches Dach herabbeschwören wollten! ... Uebrigens wirst Du wohl an dem alten Schloß vorüberziehen und an irgend eine einsame Bauernhütte im Walde anklopfen müssen, wenn Du uns finden willst; denn in dem Trümmerhaufen wird sich schwerlich ein Asyl für uns einrichten lassen.“

„Das fürchte ich auch,“ meinte die Mutter. „Wir arbeiten uns mühsam durch Hecken und Gestrüpp, wie ehemals Dornröschens unglücklicher Befreier, und finden endlich –“

„Die Poesie!“ rief Elisabeth. „Ach, dann wäre ja schon der erste Duft von unserem Waldleben abgestreift, wenn wir nicht im alten Schloß wohnen könnten! Vier feste Mauern und eine gut erhaltene Zimmerdecke werden doch wahrhaftig noch in einem Thurm oder dergleichen zu finden sein, und das Uebrige läßt sich mit Nachdenken und willigen, rüstigen Händen leicht beschaffen... Wir stopfen Moos in etwaige Mauerritzen, nageln Breter über unbequeme Thürbogen, die keinen Flügel mehr

haben, und tapezieren unsere vier Wände selbst. Auf den zerbröckelten Estrichfußboden legen wir eigenhändig geflochtene Strohmatte, erklären den kleinen vierfüßigen Leckermäulern im grauen Sammetröckchen, die unseren Speiseschrank attackieren, ernstlich den Krieg und gehen mit dem Kehrbesen tapfer auf die großen Spinnen los, die, über unseren Köpfen hängend, in aller Ruhe überlegen, ob sie sich nicht häuslich darauf niederlassen sollen.“

Mit verklärten Augen, ganz versunken in ihre Träumereien von dem demnächstigen Leben im frischen, grünen Walde, trat sie dann an's Clavier und schlug den Deckel zurück. Es war ein altes, ausgespieltes Instrument, dessen schwache, heisere Töne vollkommen harmonirten mit dem herabgekommenen Aeußeren; allein das Mendelssohn'sche Lied: „Durch den Wald, den dunkeln, geht etc.“ klang trotzdem hinreißend unter Elisabeth's Fingern.

Die Eltern saßen lauschend auf dem Sopha. Der kleine Ernst war eingeschlafen. Draußen hatte das Toben des Sturmes aufgehört; aber an den unverhüllten Fenstern vorüber sank in wirbelnden Flocken massenhaft und lautlos der Schnee. Die gegenüberliegenden Schornsteine, die nicht mehr dampften, setzten langsam eine dicke, weiße Nachtmütze auf und blickten steif und kalt, wie das verdrießliche Alter, hinüber in die kleine Mansardentube, die mitten im Schneegeästör hellen Frühlingsjubiläum in sich schloß, – denn alle ihre Insassen blickten voller Hoffnung der ihnen winkenden Zukunft entgegen. [...]

Eugenie Marlitt: Goldelse, in: Die Gartenlaube 1866, Nr. 1, S. 1-4; Nr. 2. S. 17-20, dort S. 1-4, 17.

AUFBRUCH IN DIE ZUKUNFT UND IN DIE VERGANGENHEIT

Am Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich die politische und die gesellschaftliche Situation im Deutschen Reich stabilisiert. Die ersten wirtschaftlichen Krisen des Kaiserreiches waren gemeistert worden. Die Vorkämpfer der Frauenemanzipation formierten sich. Sozial orientierte und sozialistische Politik avancierte zum Feindbild der Regierung(en). Ein enormer wirtschaftlicher Aufschwung und die damit verbundene Industrialisierung veränderten die Gesellschaft. Die Unterhaltungsliteratur, verschiedene Heftreihen und der literarische Markt lieferten ein Abbild dieser Verhältnisse. Die Glorifizierung des wirtschaftlichen Aufschwungs, die Möglichkeiten der technischen Entwicklung und die Perspektiven der Naturwissenschaften wurden zum Thema in der Unterhaltungsliteratur – nicht die Sozialistengesetze und die Probleme des Kolonialismus. Die „Aufbruchsstimmung der Technik“ fand in Frankreich Jules Verne als ihren literarischen Chronisten. Seine utopischen und halbwissenschaftlichen Romane kamen den Publikumserwartungen der 1860er und 70er Jahre entgegen und nahmen technische Erfindungen des 20. Jahrhunderts vorweg. Die Entsprechung zu Jules Vernes Romanen fand man im deutschsprachigen Raum u. a. in dem Roman „Auf zwei Planeten“ (Weimar 1897) von Kurd Lasswitz (1848 – 1910). Der in Breslau geborene und seit 1876 in Gotha lebende Autor ließ in dem vor allem die spätere Sciencefiction-Literatur beeinflussenden Roman die Bewohner eines anderen Planeten auf der Erde erscheinen. Ihr Versuch, ihre „überlegene“ Kultur auf die „rückständige“ Erde zu bringen, scheitert. Die kritischen Aspekte des Romans werden vor der aggressiven Kolonialpolitik des wilhelminischen Kaiserreiches besonders deutlich. Mit den Romanen von Helene Böhlau wird den zukunftsweisen Utopien eine konträre Perspektive entgegeng gehalten. Helene Böhlau (1859 – 1940) war mit ihren historischen, im Weimar der Goethezeit spielenden Romanen sehr erfolgreich und kultivierte in ihnen – anders als in ihren emanzipatorischen

Texten – ein nostalgisches Bild der Zeit um 1800. In dem Roman „Die leichtsinnige Eheliebste“ variierte sie den Stoff, den sie in ihren erfolgreichen „Rathsmädelgeschichten“ schon bearbeitet hatte: Die unzufriedene Ehefrau des wortkargen Stallmeisters des Weimarer Hofes trennt sich von ihrem Mann, um mit dem vermeintlich interessanten August von Einsiedel, dessen Bruder am Weimarer Hof arbeitet, ein Verhältnis einzugehen. Die Flucht der beiden Verliebten gelingt, aber der anschließende Aufenthalt in einem Gasthof und der damit verbundene Alltag lässt die „leichtsinnige Eheliebste“ ernüchtert zu ihrem Mann zurückkehren. Auf August von Einsiedel wirkt die Affäre mit der Stallmeisterin läuternd: er befreundet sich mit dem Stallmeister, erkennt seinen ehemaligen Diener Emanuel Karger als Freund und findet die „wirkliche“ Liebe.

20. Kurd Lasswitz: Die Befreiung der Erde

Zum zweiten Male war es Herbst geworden, seit La und Saltner die Freunde in Friedau verlassen hatten, um zunächst außerhalb des Machtbereichs der Martier die Entwicklung der Dinge abzuwarten. Das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika stand ihnen zur Verfügung. Ihr Haus und ihr Glück führten sie mit sich. Ob in den blühenden Gärten des ewigen Frühlings an den Buchten der kalifornischen Küste, ob auf den Schneegipfeln der Sierra Nevada oder unter den Wundern des Yellowstoneparks, für La und Saltner galt das gleich, das glänzende Luftschiff war ihre Heimat; ob es in den Lüften schwebte oder unter Palmen ruhte, treu barg es die Wonne der Vereinten und machte sie unabhängig von der Welt.

Nur über dieses Freigebiet hinaus durften sie sich nicht wagen. La mußte sich den Wunsch versagen, die Ihrigen auf dem Mars oder auch nur ihren Vater am Pol der Erde zu besuchen, und konnte ihn selbst bloß zu kurzem Besuche einmal bei sich sehen. Se war alsbald nach dem Mars zurückgekehrt. Palaoro, der sich zum geschickten Luftschiffer ausgebildet hatte, war bei

Saltner zurückgeblieben. Auch die beiden Martier, die in Las Dienste standen, blieben ihr treu, selbst als sich das Verhältnis von Martiern und Menschen schärfer zuspitzte.

Die Partei der Antibaten auf dem Mars hatte immer deutlicher ihre Ziele enthüllt. Den Menschen sollte die Würde der freien Selbstbestimmung abgesprochen, die Menschheit in eine Art Knechtschaft zum Dienste der Nume gestellt werden. Die Erde wollte man lediglich als ein Objekt der wirtschaftlichen Ausnutzung zu Gunsten des Mars behandeln und das Kulturinteresse der Menschheit nur insofern berücksichtigen, als es zum Mittel für die größere Leistungsfähigkeit dieser tributären Geschöpfe dienen konnte. Und diese Auffassung des Verhältnisses zur Erde war jetzt auf dem Mars zum Siege gelangt. Sowohl im Parlament als im Zentralrat besaßen die Antibaten die Majorität. Die Abdankung von Ell, die unglücklicherweise kurz vor die Neuwahlen fiel, durch welche alle Marsjahre ein Drittel der Volksvertreter neu ernannt wurde, hatte zum Siege der Antibaten bedeutsam mitgewirkt. Sie war als der sichtbare Beweis aufgefaßt worden, daß die bisherige Methode in der Regierung der Menschen nicht die richtige sei. Man verlangte ein rücksichtsloses Verfahren, höhere Revenüen, baldige Unterwerfung Rußlands und der Vereinigten Staaten. Mit dem Siege der Antibatenpartei begann diese neue Politik. Maßregel folgte auf Maßregel, um die Erde dem Dienste des Mars zu unterwerfen.

Oß und einige andere höhere Beamte der Martier auf der Erde waren allerdings aus ihren Stellungen abberufen worden, da sie zweifellos von jener nervösen Störung befallen waren, die man vulgär als Erdkoller bezeichnete. Aber ihre Ersatzmänner verfolgten die Politik der Unterdrückung nur mit größerer Klugheit. An Ells Stelle war der Martier Lei gekommen, ein ausgesprochener Antibat, ein sehr energischer Mann, der selbst vor gewaltthätigen Eingriffen nicht zurückscheute. Ell war auf den Mars gegangen und hatte dort mit aller Kraft zu Gunsten der Erde zu wirken versucht, vorläufig ohne erkennbaren Erfolg. Gleich ihm waren seine früheren Untergebenen in das Privatleben zurückgetreten und agitierten nun auf dem Mars als seine entschiedenen und gefährlichen Gegner.

Ells Oheim, der Protektor der Erde und Präsident des Polreichs, III, kämpfte noch eine Zeit lang gegen die vom Zentralrat gewünschten Maßregeln. Als man aber gegen seinen ausdrücklichen Rat ihn beauftragte, die Vorbereitungen zu treffen, um im nächsten Frühjahr die russische Regierung erforderlichen Falls mit Gewalt zu veranlassen, auch in ihrem Gebiete die Einsetzung martischer Residenten und Kultoren zuzulassen und einen jährlichen Tribut von 30 Milliarden Mark zu zahlen – um sie zu zwingen, die ausgedehnten Steppen und Wüsten im Süden und Osten mit Strahlungsfeldern zu bedecken – da legte auch III mit schwerem Herzen sein Amt nieder. Die Erde war nun der Gewalt einer den Menschen feindlich gesinnten Partei ausgeliefert.

Rußland machte einen Versuch zum Widerstande. Aber der Geist, der jetzt auf dem Mars herrschte, war weniger „human“ als in den ersten Kriegen mit den europäischen Staaten. Die Martier scheuten sich nicht, den Hafen von Kronstadt und das blühende Moskau ohne Rücksicht auf Menschenleben zu zerstören. Der Zar gab nach, da er sah, daß alles auf dem Spiele stand und seine Herrschaft zu zerfallen drohte. Es gab keine Mittel für Rußland, der vernichtenden Gewalt der Luftschiffe zu widerstehen. Der russische Kaiser wurde Vasall der Marsstaaten. Das war im Sommer des dritten Jahres nach der Entdeckung des Nordpols.

Schwer lag die Fremdherrschaft über Europa und den von ihm abhängigen Ländern. Die Geldsummen, welche in Gestalt von Energie nach dem Mars flossen, waren ungeheuer. Jedoch nicht diese Leistungen waren es, die als drückend empfunden wurden. Zwar erhoben die Staaten, um die auferlegten Tribute zu bezahlen, Steuern in einer Höhe, die man vorher für unmöglich gehalten hätte. Aber dies war nur die Form, in welcher ein Strom des Reichtums nach dem Mars hin mündete, dessen schier unerschöpfliche Quelle in der Sonne lag und nun zum ersten Male von den Menschen bemerkt und benutzt wurde. Es fehlte nicht an Geld, vielmehr, der Nationalreichtum stieg sichtbar, und zwar in allen Schichten der Bevölkerung, die Lebenshaltung hob sich, und von wirtschaftlicher Not war nirgends die Rede. Denn zahllose Arbeitskräfte fanden zur Herstellung und



Abb. 21 Titelblatt: Kurd Lasswitz: Auf zwei Planeten. 2 Bde.
Weimar: Felber 1897 (Privatbesitz)

Bearbeitung der Strahlungsfelder Beschäftigung, und selbst die gefürchtete Entwertung von Grund und Boden trat nicht ein. Mit dem Fortschritte in der Herstellung billiger chemischer Nahrungsmittel fanden sich zugleich andere Methoden der Bodenausnutzung. Der Verkehr blühte. Das Hauptzahlungsmittel bestand in Anweisungen auf die Energie-Erträge der großen Strahlungsfelder. Die aufgespeicherte Energie selbst kam nur zum kleinen Teil in den Verkehr, die geladenen Metallpulvermassen, die „Energieschwämme“, wurden zum größten Teile direkt nach dem Mars exportiert, die Scheine über diese Erträge aber wanderten von Hand zu Hand und in die Regierungskassen als Steuern. Von hier wurden sie als Tribut an die Marsstaaten verrechnet.

So hatten die Martier allerdings durch ihre Tributforderungen die Menschen gezwungen, der neuen Quelle des Reichtums in der direkten Sonnenstrahlung sich zuzuwenden und der Menschheit einen ungeahnten wirtschaftlichen Fortschritt verliehen. Aber sie hatten dies nicht, wie die Menschenfreunde auf dem Mars wollten, durch allmähliche Erziehung zur Freiheit gethan, sondern durch Zwang. Und dieser Zwang war es, der die Menschen des äußeren Segens nicht froh werden ließ. Es war Fremdherrschaft, die auf ihnen lag, und je leichter ihnen der Gewinn des Unterhalts wurde, um so schwerer empfanden sie den Verlust der Freiheit und Selbständigkeit. Und der gemeinsame Druck ward wider Willen der Martier ein schnell wirkendes Mittel zur Erziehung des Menschengeschlechts. Er weckte das Bewußtsein der gemeinsamen Würde.

Je schwerer die Hand der Martier auf den Völkern ruhte, um so rascher und mächtiger verbreitete sich der allgemeine Menschenbund. Seine Prinzipien waren noch dieselben: Numenheit ohne Nume! Erringung der Kulturvorteile, die der höhere Standpunkt der Martier bieten konnte, um die Erde unabhängig von ihrer Herrschaft zu machen, auf friedlichem Wege.

Aber was Ill und Ell als das eigne Ziel betrachtet hatten, darin sahen die neuen Gewalthaber eine gefährliche Ueberhebung der Menschen, die nur zu Unbotmäßigkeit führen würde. Und sie begingen den großen Fehler, den Menschenbund zu verbieten.

Damit wurde aus dem Bunde eine geheime Gesellschaft, die nur um so fester zusammenhing. Er wurde ein wirklicher Bund der Menschen, der aufklärend und verbrüdernd wirkte zwischen allen Nationen und Stämmen, zwischen allen Gesellschaftsklassen und Bildungsstufen. Ein jeder fühlte nun, daß er nicht bloß Franzose oder Deutscher, Handarbeiter oder Künstler, Bauer oder Beamter sei, sondern daß er dies nur sei, um ein Mensch zu sein, um eine Stelle auszufüllen in der gemeinsamen Arbeit, das Gute auf dieser Erde zu verwirklichen. Die Gegensätze milderten sich, das Verbindende trat hervor. In den Staaten, in denen herrschende Klassen die hergebrachte Scheu vor der Geltung des Volkswillens noch immer nicht überwunden hatten, machte sich nun doch die Einsicht geltend, daß allein in der Einigkeit des ganzen Volkes die Kraft zur Erhebung zu finden sei. Längst erstrebte Forderungen einer volkstümlichen Politik wurden von den Fürsten zugestanden. Man lernte, jeden eignen Vorteil dem Wohle des Ganzen unterzuordnen. Und während ein ohnmächtiger Zorn gegen den Mars in den Gemütern kochte, erhoben sich die Herzen in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, und ein machtvoller, idealer Zug erfüllte die Geister: Friede sei auf Erden, damit die Erde den Menschen gehöre!

Der Menschenbund war der Träger dieser Ideen, aber man zweifelte nun, sie auf friedlichem Wege durchführen zu können. Rettung, so schien es, war nicht mehr zu hoffen vom guten Willen der Martier; man mußte sie zu erobern suchen durch eine allgemeine gewaltsame Erhebung gegen die Bedrücker – „zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr verfangen will, ist uns das Schwert gegeben“ – – Der Menschenbund wurde eine stille Verschwörung zur Abschüttelung der Fremdherrschaft. Aber wo war ein Schwert, das nicht vom Luftmagneten emporgerissen, vom Nihilit nicht zerstört wurde, das hinaufreichte zu den schwerelosen, pfeilgeschwinden, verderbenbringenden Hütern der martischen Herrschaft?

Die herrschende Gährung konnte den Martiern nicht verborgen bleiben. Die Partei der Menschenfreunde auf dem Mars machte sich die Thatsache zunutze, daß die Unzufriedenheit auf der Erde nicht zu leugnen war. Sie wies auf die Gefahren hin, die

hieraus entstehen mußten. Unermüdlich war Ell an der Arbeit, die Tendenzen der Antibaten zu bekämpfen und die Nume mit dem Wesen, der geschichtlichen Entwicklung und den Bestrebungen der Menschen bekannter zu machen. Und seine Anhänger wuchsen an Zahl. Aber gerade, weil die Antibaten bemerkten, daß sie Gefahr liefen an Macht einzubüßen, wurden sie um so verblendeter in den Mitteln zu ihrer Erhaltung. Auf's neue gewann die Absicht deutlichere Gestalt, den Menschen durch ein Gesetz direkt das Recht der Freiheit als sittliche Personen abzusprechen. Und gegen den Menschenbund wurde ein System von Verfolgungen in Scene gesetzt. Die Erbitterung nahm zu. Die Martier aber erkannten, daß die Fäden der Verschwörung nach den Vereinigten Staaten hinwiesen. Der Sitz der Zentralleitung des Bundes war nicht mehr in Europa, er befand sich in einem Lande, das ihrer Macht nicht unterworfen war.

Es kam zu einer stürmischen Sitzung im Parlament und im Zentralrat des Mars, etwa ein Jahr nach der Unterwerfung Rußlands. Man verlangte, daß nun auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika gezwungen werden sollten, sich der direkten Regierung durch die Marsstaaten zu fügen. Eher werde man vor den Umtrieben des Menschenbundes und der Widersetzlichkeit der Erde nicht sicher sein. Und die Antibaten siegten wieder, obwohl mit geringer Majorität. Den Vereinigten Staaten wurde die Forderung gestellt, die Häupter des Menschenbundes, unter denen man Saltner als eines der gefährlichsten bezeichnete, auszuliefern und Residenten und Kultoren der Marsstaaten in die Hauptstädte der einzelnen Staaten aufzunehmen.

Der Beschluß fand in einem großen Teile der Marsstaaten keineswegs Billigung. Die Ansichten Ells, der bei einer Nachwahl in das Parlament berufen worden war, wurden in weiten Kreisen geteilt. Man sagte sich, daß ein etwaiger Widerstand der Vereinigten Staaten zur Niederwerfung viel größere Mittel erfordern würde, als die Bezwingung des russischen Reiches. Denn hier war die Sache entschieden, wenn der Zar sich beugte. In Amerika aber war anzunehmen, daß, wenn auch die zentrale Regierungsgewalt aufgehoben werde, jeder Staat für sich einen Widerstand leisten könne, der bei der weiten Ausdehnung des

Gebietes zu umfangreichster Machtentfaltung und wahrscheinlich zu traurigen Verheerungen zwingen würde. Aber der Beschluß war nun gefaßt und mußte durchgeführt werden. Das Ultimatum wurde gestellt. Es enthielt die Drohung, daß im Falle irgend einer Feindseligkeit gegen die zur Ausführung der verlangten Bestimmungen eintreffenden Luftschiffe das Gesetz als sanktioniert zu gelten habe, wonach die gesamte Bevölkerung der Erde des Rechts der freien Selbstbestimmung für verlustig erklärt werde.

Die Vereinigten Staaten antworteten mit der Kriegserklärung. Drei Tage darauf erfolgte von seiten der Marsstaaten die Verkündung des angedrohten Gesetzes: Die Bewohner der Erde besitzen nicht das Recht freier Persönlichkeit.

Es war eine Zeit unbeschreiblicher Aufregung in allen civilisierten Staaten. Man empfand die Erklärung als eine Beschimpfung der gesamten Menschheit. In Europa herrschte eine ohnmächtige Wut. Jeder bangte davor, sich zu äußern oder zu widersprechen, weil er den Schutz des Rechtes von sich genommen fühlte. Ein letzter Rest der Hoffnung ruhte noch auf den Vereinigten Staaten. Aber die Hoffnung war gering. Wie wollten sie der Macht der Martier widerstehen? Und wirklich – die Überflutung der Staaten durch eine Luftschiff flotte von gegen dreihundert Schiffen ging vor sich, ohne daß Widerstand versucht wurde. Die martischen Schiffe verteilten sich auf die Hauptverkehrspunkte in dem ganzen ungeheuren Gebiete. Eine merkwürdige Ruhe herrschte im Lande, ein passiver Widerstand, der unheimlich war. Die Kultoren und Residenten waren da, aber außerhalb des Nihilitpanzers ihrer Schiffe wagten sie nichts zu unternehmen. Die Martier stellten eine dreitägige Frist zur Uebergabe der Regierungsgewalt und drohten im Falle der Weigerung mit Verwüstungen in großem Maßstabe, vor allem auch mit Unterbrechung des Verkehrs. Es schien keine Rettung. Mit Zittern und Bangen verfolgte man auf der ganzen Erde die Vorgänge in Nord-Amerika. In dumpfem Schmerz beugten sich die Gemüter. Sollte auch das letzte Bollwerk der Freiheit auf der Erde vernichtet werden? Das war das Ende der Menschenwürde!

Der gegenwärtige Protektor der Erde und Präsident des Polreichs,

Lei, war mit der Exekution gegen die Vereinigten Staaten beauftragt worden. Sein Admiralsschiff lag auf dem Kapitol zu Washington. Am 11. Juli sollte die zur Unterwerfung gestellte Frist ablaufen. Es war am Morgen dieses Tages, der die Geschichte der Menschheit entscheiden mußte, als der Protektor durch den Lichtfernsprecher der Außenstation am Nordpol den Auftrag geben wollte, eine Nachricht durch Lichtdepesche nach dem Mars zu senden. Vergeblich versuchte der Beamte zu sprechen. Der Apparat versagte – man mußte auf der Außenstation den Anschluß nicht zustande bringen können. Es wurde nun nach der Polinsel Ara telegraphiert. Die Leitung war nicht unterbrochen. Aber lange erhielt man keine Antwort. Endlich kam eine Depesche: »Anwesenheit des Protektors sofort erforderlich.« Das Schiff des Protektors raste nach dem Nordpol, von einer kleinen Schutzflotte gefolgt. Im Laufe des Nachmittags bemerkte man, daß die übrigen in Washington befindlichen Luftschiffe der Martier ebenfalls nach Norden hin sich entfernten. Gleiche Nachrichten liefen aus allen übrigen Städten ein. Sobald das letzte Schiff der Martier die Hauptstadt verlassen hatte, tauchten vorher in den Häusern verborgen gehaltene amerikanische Truppen überall auf, die martischen Beamten, die allein den Verkehr mit dem Pol hatten vermitteln dürfen, sahen sich plötzlich für gefangen erklärt, und die nächste Depesche nach dem Pol lautete, nicht mehr in martischer, sondern in englischer Sprache: „Wir sind im Besitz des Telegraphen. Die feindlichen Schiffe sind fort.“

Und die Antwort, gezeichnet vom Bundesfeldherrn Miller, lautete: „Großer Sieg! Die Außenstation ist erobert, achtzehn Raumschiffe mit 83 Luftschiffen fielen in unsere Hände. Lei gefangen. Von den zurückkehrenden Luftschiffen sind bereits über fünfzig genommen. Rufet alle Völker zum Kampfe auf!“

Das Unglaubliche war geschehen. Was niemand für möglich gehalten hatte – die Macht der Martier war gebrochen, die Unbesiegbaren waren gefangen in ihrem eigenen Bollwerk! Eine Vereinigung von lange vorbereiteter Überlegung, von unerhörter Thatkraft und schlaudem Mute hatte es zustande gebracht. Die Nume waren vollständig überrascht worden.

Tief verborgen in der Einsamkeit des Urwalds war ein Verein

von Ingenieuren seit Jahr und Tag thätig gewesen. Der Opfer-sinn amerikanischer Bürger und die von der ganzen Erde zusammenströmenden Mittel des Menschenbundes hatten hier eine mit unbeschränktem Kapital arbeitende Werkstatt ins Leben gerufen. Man hatte auf dem Mars die Technik des Luftschiffbaus schon längst studieren lassen, und auf der Erde diente das Luftschiff „La“ als Muster. Es war gelungen, durch schlaue Operationen große Quantitäten von Rob, Repulsit und Nihilit einzuführen, und der allmächtige Dollar hatte es in Verbindung mit Kühnheit und Intelligenz fertig gebracht, daß hier in aller Stille eine Flotte von dreißig Luftschiffen hergestellt worden war. Die nötige Mannschaft war eingeübt worden. Das Letztere war hauptsächlich Saltner zu verdanken, der diesen Dienst auf seinem eignen Luftschiff gründlich erlernt hatte. So war es gekommen, daß die Vereinigten Staaten ohne Wissen der Martier über Luft-Kriegsschiffe verfügten, die den martischen an Geschwindigkeit nichts nachgaben.

Freilich, diese wenigen Schiffe konnten gegen die Übermacht der Martier und ihre überlegene Übung nichts ausrichten. Aber General Miller, der Generalstabschef der Union, hatte einen Plan ausgedacht, zu dessen Durchführung sie ausreichen konnten.

Sobald die Flotte der Martier zur Besetzung der Staaten aufgebrochen war, hatte sich die kleine Unionsflotte unbemerkt in das nördliche Polargebiet begeben. Äußerlich besaßen die Schiffe ganz das Ansehen und die Abzeichen der martischen Kriegsschiffe. So näherten sie sich unbefangen der Polinsel Ara. Keiner der hier anwesenden Martier konnte vermuten, daß es sich um feindliche Schiffe handeln könne. Die Insel war überhaupt nicht eigentlich militärisch besetzt, denn sie war durch ihre Lage am Nordpol vollständig gegen eine Überrumpelung geschützt, gegenüber einem Feinde, der keine Luftschiffe besaß. Außerdem ließ sich die ganze Insel auf dem Meere durch einen Nihilit-Kordon gegen jede Annäherung zu Schiff absperren. Es befanden sich daher nur einige Avisos zum Nachrichtendienst hier. Auf den benachbarten Inseln waren noch große Werkstätten errichtet, wo die vom Mars eingeführten Luftschiffe montiert und bemannt wurden. Daneben befanden sich ausgedehnte Werke zur Komprimierung von Luft, die

nach dem Mars verfrachtet wurde. Im ganzen hatte sich so hier eine Kolonie von einigen tausend Martiern angesiedelt, die aber in keiner Weise auf einen kriegerischen Angriff eingerichtet war. Die Überrumpelung der Insel gelang vollkommen. Zwei Schiffe drangen unmittelbar an den inneren Rand des Daches der Insel. Die Besatzung dieser Schiffe bestand aus lauter Freiwilligen, die geschulte Ingenieure waren und die Einrichtungen des abarischen Feldes sorgfältig studiert hatten. Ehe man in den Maschinenräumen wußte, was vorging, waren die martischen Ingenieure überwältigt, oder durch die vorgehaltene Waffe zur Ausführung der Befehle der Amerikaner gezwungen. Sie wurden verhindert, eine Nachricht durch das abarische Feld nach der Außenstation zu geben. Den nächsten Flugwagen, der zum Ringe der Außenstation auffuhr, bestieg General Miller selbst mit einer auserwählten Schar von Offizieren, Ingenieuren und Mannschaften. Eine Stunde später waren sie auf dem Ringe. Auch hier wurden die Ingenieure, welche das abarische Feld bedienten, ohne Schwierigkeit überrumpelt und gefesselt. Dann drang man in die obere Galerie, die große Landungshalle der Raumschiffe vor. Hier lag die größte Schwierigkeit. Mehrere hundert Martier waren damit beschäftigt, die Raumschiffe zu entladen, denn es waren neue Raumschiffe gekommen mit Kriegsmaterial, vor allen mit neuen Luftschiffen. Dies waren hauptsächlich Mannschaften der Kriegsflotte, die mit Telelytrevolvren bewaffnet waren. Sobald sie die erste Überraschung überwunden hatten, setzten sie sich zur Wehr und zwangen das kleine Häuflein der Angreifer, sich schleunigst in das untere Stockwerk zurückzuziehen. Hier erhielten diese zwar nach einiger Zeit Verstärkung durch einen zweiten Flugwagen, dennoch konnten es beide Teile nicht auf einen Kampf ankommen lassen – die Telelytwaffen, die hier gegen einander wirksam geworden wären, hätten binnen wenigen Minuten zur vollständigen Vernichtung von Freund wie Feind geführt. Die Menschen aber befanden sich im Besitz des abarischen Feldes und der Elektromagneten der Insel – sie drohten, den ganzen Ring durch Veränderung des Feldes zum Sinken zu bringen und die Außenstation zu zerstören, wenn sich die Martier nicht auf der Stelle ergaben.

Die Martier konnten zwar auf ihren Raumschiffen die Außenstation verlassen, doch hätte es mehrere Stunden gedauert, ehe sie dieselben klar zum Raumflug hätten machen können. In dieser Zeit konnte, wenn die Menschen Ernst machten, das Kraftfeld der Station und damit das Gleichgewicht des Ringes gestört werden. Überhaupt sagten sie sich, daß sie bald Hilfe und Ersatz von den Ihrigen bekommen müßten, und wollten deshalb nicht diese wichtigste ihrer Anlagen auf der Erde gefährden. So blieb ihnen nichts übrig, als sich gefangen zu geben.

Inzwischen hatten die übrigen amerikanischen Luftschiffe die gesamte Kolonie auf den Inseln um den Pol eingeschlossen und rücksichtslos mit ihren Nihilitsphären und Repulsitgeschützen angegriffen. Die vollständig überraschten Martier waren wehrlos, die wenigen Schiffe, die zum Gebrauch fertig waren, wurden sofort durch die Angreifer zerstört, ehe sie soweit bemannt waren, daß sie sich durch den Nihilitpanzer schützen konnten. Andererseits waren diesmal die Menschen durch das Nihilit gegen einen Angriff durch die Telelytwaffen geschützt. Auch hier war die Überrumpelung gelungen, die Martier mußten sich ergeben. Sie wurden sämtlich auf der Insel Ara untergebracht und hier bewacht.

Sobald die Insel im Besitz der Amerikaner war, wurde nach den Städten der Union telegraphiert, gleich als ob es sich um Bitten oder Anordnungen der Martier handle. Zunächst hatte man den Protektor um sofortige Rückkehr gebeten, dann richtete man ähnliche Ansuchen an die übrigen Schiffe der Martier. Einzelne Kapitäne folgten ohne Bedenken, andre hielten weitere Umfragen, wodurch eine allgemeine Verwirrung entstand. Es bestätigte sich jedoch, daß der Protektor selbst mit einer Flotille nach dem Pol aufgebrochen war. Endlich kam von der dem Pole zunächst gelegenen Station von einem martischen Kapitän selbst ein in der amtlichen Geheimschrift aufgegebenes Telegramm, das den thatsächlichen Vorgang meldete; die Polstation sei von einer Luftschiffflotte der Union überfallen. Hierauf wurden sämtliche Schiffe zur Hilfeleistung nach dem Pol berufen, und auch das letzte Stationsschiff verließ Washington. Der Telegraph wurde nun von den Beamten der Union in Besitz genom-

men, und die Menschen erhielten jetzt die Nachricht von dem unerhörten Ereignis.

Ahnungslos war Lei mit dem schnellen Admiralsschiff allen andern vorangeeilt, um nur sobald als möglich auf der Insel zu erfahren, was geschehen sei. In seinem raschen Fluge bemerkte er die Zerstörungen in der Kolonie, konnte aber nichts anderes glauben, als daß es sich um einen Unglücksfall, eine Explosion handle. Er senkte sich auf das Dach der Insel, wo nichts Verdächtiges zu bemerken war. Aber kaum berührte das Schiff das Dach, als es im Augenblick erstürmt wurde. Der Protektor der Erde war kriegsgefangen.

Nun erhob sich die kleine Luftflotte der Amerikaner und flog den nach und nach eintreffenden martischen Schiffen entgegen. Diese konnten in den sich nähernden Schiffen nichts anderes erwarten wie entgegenkommende Boten. Sie mäßigten ihren Flug, um etwaige Signale zu erkennen. Da zischten die Repulsitgeschosse, und ehe sich eine Hand nach dem Griff des schützenden Nihilitapparates ausstrecken konnte, wurden die Robhüllen zertrümmert und die Schiffe der Martier stürzten in die Wogen des Meeres oder zerschellten auf den schwimmenden Eismassen. Es war eine furchtbare, erbarmungslose Zerschmetterung der Feinde.

Noch mehrfach gelang es, vereinzelt ankommende Schiffe der Martier durch Überraschung zum Sinken zu bringen. Dann hatten einige der nachfolgenden Schiffe den Überfall bemerkt, die später eintreffenden waren gewarnt und näherten sich in ihren Nihilitpanzern. Zwischen zwei mit den Waffen und Verteidigungsmitteln der Martier ausgerüsteten Schiffen konnte es keinen Kampf geben, beide waren unverletzlich. Die Amerikaner zogen sich daher auf die Insel zurück, deren Umkreis auf dem Meere sie durch die Nihilitzone, und deren Dach sie durch ihre Luftschiffe schützten. So war es auch den Martiern, die nun im Verlaufe des Tages ihre ganze Flotte aus den Vereinigten Staaten um den Pol konzentrierten, nicht möglich, einen Angriff zu wagen.

Während die Kapitäne noch berieten, brachte ein Schiff die Nachricht, daß nach einer Depesche vom Südpol auch die Außenstation an diesem Pole in den Händen der Menschen sei. Sie war gleichzeitig mit dem Nordpol von zwei amerikanischen

Luftschiffen überrascht worden, die hier leichtes Spiel hatten. Der Südpol lag in der Nacht des Winters vergraben, die Station war bis auf eine kleine Anzahl Wächter verlassen, die den unerwarteten Besuch ohne Mißtrauen aufgenommen hatten und so gleich überwältigt worden waren.

Die Nume auf der Erde waren somit von jeder Verbindung mit dem Mars abgeschnitten.

Als die Nachricht nach Europa gelangte, brach ein Jubel aus, wie ihn die Erde noch nicht vernommen. Aber auch hier war alles zu einer Erhebung vorbereitet. Überall, wo sich die Beamten der Martier nicht in ihre Luftschiffe retten konnten, bemächtigte man sich ihrer Personen. Allerdings hielten die Luftschiffe ihrerseits die Hauptstädte besetzt und bedrohten sie mit vollständiger Vernichtung. Sie unterbrachen die Verbindungen der Länder mit dem Pol, und zwei Tage lang schwebte Europa wieder in banger Sorge. Es war der Rache der Martier schutzlos ausgesetzt, und die Regierungen waren gezwungen, die eignen Staatsbürger zum Teil mit Anwendung von Gewalt zu veranlassen, die gefangenen Martier wieder freizugeben. Der erste Jubel verklang so schnell, wie er gekommen war, und eine tiefe Niedergeschlagenheit trat an seine Stelle.

Doch welch Erstaunen ergriff die Bewohner der europäischen Hauptstädte, als sie eines Tages die drohenden Kriegsschiffe auf den Dächern der Regierungsgebäude verschwunden sahen. Zuerst wollte man an keine günstige Veränderung glauben, man befürchtete irgend eine unbekannte, neue Gefahr. Um Mittag erst erklärte eine Bekanntmachung der Regierungen allen Völkern, was geschehen sei. Der Waffenstillstand mit dem Mars war geschlossen worden.

Die Amerikaner hatten am Pol neben ungeheuren Vorräten an Rob und Kriegsmaterial einige achtzig Luftschiffe erbeutet und diese durch die gefangenen Martier in Stand setzen lassen. Dadurch waren sie in die Lage gesetzt, nicht nur den Pol zu halten, sondern ihre Macht auch über die ganze Erde zu erstrecken. Zwar konnten sie den Schiffen der Martier nichts anhaben, aber ebensowenig konnten sie von diesen aufgehalten werden. Sie begaben sich nach allen denjenigen Punkten der Erde, wo die

Martier große Anlagen zur Verwertung der Sonnenstrahlung geschaffen hatten, und bedrohten diese mit Vernichtung des martischen Eigentums. Zugleich drohte man mit der völligen Zerstörung der Außenstationen an den Polen. Hierdurch wäre nicht nur das Leben von einigen tausend Martiern, sondern auch ein unermessliches Kapital und die Verbindung zwischen Erde und Mars zerstört worden.

Der gefangene Protektor korrespondierte von der Außenstation aus durch Lichtdepeschen mit dem Zentralrat des Mars. Hier erkannte man alsbald, daß die Gefahr ungeheurer Verluste und Verheerungen nur durch einen friedlichen Ausgleich zu vermeiden war. Der Zentralrat konnte nicht wagen, einen Vernichtungskrieg zu beginnen, der zwar schließlich mit der Ausrottung der Menschen und ihrer Kultur geendet, aber der Regierung der Marsstaaten die Verantwortung aufgebürdet hätte. Es wurde daher zwischen den Marsstaaten und dem Polreich der Erde einerseits, den Vereinigten Staaten, die auf einmal die führende Macht der Erde geworden waren, und den Großmächten Europas andererseits ein *Waffenstillstand* geschlossen, dessen Bestimmungen im Wesentlichen folgende waren.

Das Recht der Menschen auf die Freiheit der Person wird anerkannt. Die Nume sollen auf der Erde keinerlei Vorrechte besitzen.

Das Protektorat über die Erde wird aufgehoben. Sämtliche bisherige Beamte der Marsstaaten auf der Erde und sämtliche Kriegsschiffe haben die Erde zu verlassen.

Die Kriegsgefangenen werden freigegeben.

Die Stationen der Martier auf den Polen sowie ihr gesamtes auf der Erde erworbenes Vermögen bleibt ihnen erhalten, desgleichen ihre Raumschiffe auf der Außenstation des Nordpols. Doch bleiben diese Stationen so lange im Besitz der Amerikaner, bis durch einen endgiltigen Friedensvertrag das künftige Verhältnis der beiden Planeten geregelt sein wird, und zwar nach Maßgabe obiger Grundsätze.

Dieser Friedensvertrag ist innerhalb eines halben Erdenjahres abzuschließen und soll den freien Handelsverkehr beider Planeten als eine Bestimmung enthalten.

Der Sprung von der Not zur Rettung war so ungeheuer, daß man erst allmählich fassen konnte, welches Heil der Menschheit zu Teil geworden. Und nun war die Freude unbeschreiblich.

Vom Mars kam Raumschiff auf Raumschiff und führte die Kriegsschiffe der Martier und diese selbst nach dem Nu zurück. Die Staaten ordneten aufs neue ihre Verfassungen und schlossen untereinander ein Friedensbündnis, das die zivilisierte Erde umfaßte. Die Grundsätze, welche der Menschenbund verbreitet und gepflegt hatte, trugen dabei ihre Früchte. Ein neuer Geist erfüllte die Menschheit, mutig erhob sie das Haupt in Frieden, Freiheit und Würde.

Am dritten August verließ das letzte Raumschiff der Martier die Erde. Erst wenn der definitive Friede geschlossen war, sollte ein regelmäßiger, friedlicher Verkehr wieder beginnen. Bis dahin durften nur Lichtdepeschen gewechselt werden.

Kurd Lasswitz: Auf zwei Planeten. 2 Bde. Weimar: Felber 1897, Bd. 2, S. 504-524.

21. Helene Böhlau: Die leichtsinnige Eheliebste

In Weimar war alles ruchbar geworden, Begräbnis und Auferstehung, Entführung und Abreise.

Es hatte gewaltig im Städtchen gebräut. Die beiden Hofhaltungen waren fast außer Rand und Band geraten. Der Stallmeister, dessen Haus von teilnehmenden und neugierigen Freunden gestürmt wurde, war vorerst verschwunden. Niemand wußte wohin, doch mochte er auf seinem Gute sein. Vielleicht hatte er gefürchtet, daß seine Wortkargheit jetzt gefährdet sein könnte.

Man war empört. Und doch auch wieder war es etwas vollkommen Neues, und dafür hatte man im allgemeinen viel übrig.

Der junge Herzog fand, daß unter allen Umständen die Sache möglichst unauffällig behandelt werden mußte.

Ein Eilbote wurde auf das Werthernsche Gut gesandt mit einem Schreiben des Herzogs, der seinem Stallmeister sofortige Einlei-

tung der Scheidungsklage anempfahl und Anna Amaliens Kammerherr von Einsiedel hatte seinen Bruder von allem zu benachrichtigen und ihm die Eheschließung äußerst gebietend ans Herz zu legen.

Alles sollte still und auffällig vor sich gehen. Die unerhörte Flucht der leichtsinnigen Eheliebsten würde ignoriert werden, auch zum Wohle der beiden alten trinkfesten und verliebten Geschütze oben auf der öden Schmücke. Unangetastet sollte das Grab der unternehmenden Dame bleiben, wenn alles ruhig und eilig sich vollzöge.

Das war ungefähr der Inhalt des Briefes gewesen, den das Bühchen in die weltferne Kammer hineingereicht hatte.

Begraben hatte die Schöne ihr ganzes bürgerliches Sein und Wesen, ihr Menschentum unter Menschen, ihr Anrecht auf Erden und war als heimatloses Gespenst zurückgeblieben, ohne den Schein irgendeines Rechts mehr in Händen zu halten. Und dies alles aus ehelichem Unwillen und außerehelichem Willen, und nun, wo es sich erfüllen sollte, was sie ersehnt hatte und sie wieder Mensch unter Menschen sein durfte, erlöst aus der Gespensterschaft, sah die Gegend so anders aus als damals vom Berge der Sehnsucht. Was voll Zauber und Lichtgefunkel ihr entgegengestrahlt hatte, erwies sich als alltäglich; lange, öde Ehewege schienen sich wieder vor ihr auszubreiten. Ein sonderbarer und unverliebter zukünftiger Gatte mit einem bedenklichen Hang zur Schweigsamkeit, zum Vorsichhinstarren, Vorsichhinleben, schien ihr fast sicher zu sein. – Ja, der Stallmeister hatte Schule gemacht. Bekam Einsiedel nicht schon als Verlobter denselben schmalen, festgeschlossenen Mund, die Wortkargheit ihres Verflorenen? Die feine, etwas gleichgültige Höflichkeit –, nur schien ihr sein zusammengeschnitzter Wortschatz weniger bedeutungsvoll, nicht so monumental. Als Kavalier war er noch tadellos, aber war Werthern das nicht auch? – Und welche Schrulle, diese plötzliche Schnitzelsucht? Bekam man ihn je zu sehn? Und wenn er kam – der eine hatte doch, trotz aller guten Lebensgewohnheiten, Stallgeruch und steckte in seinem Amt bis über die Ohren, der andere roch säuerlich nach Holz – und beide schwiegen. Sie war auserlesen, trotz aller Mühe keinen erfreulichen Ehemann zu bekommen.

Früher war es ein Vergnügen gewesen, mit Einsiedel zu plaudern. – Und die Ärmste wußte noch von Amarellen nichts, wußte nichts von aller Seelennot ihres Zukünftigen, von allem Hin und Her und Durcheinander seines Herzens.

In einem Dorfe im Thüringerwalde sollte die Trauung sein. So waren sie ihrem Ziele zugereist und endlich angekommen. Einsiedel hatte Amarellen in der ersten Zeit seines schweren Entschlusses nicht schreiben können. – Da war von ihr ein Brief gekommen, ein heiteres Brieflein in ihrer Sommerwindchenschrift. „Lieber, brauchst keine mühseligen Worte zu suchen, alles weiß ich, alles ahne ich.

Wie es auch komme, Deine angestammte Heimat kennst Du. – Du weißt's! Wir grüßen Dich von ganzem Herzen, Alma und ich. Sei Du leichten Herzens!

Alma, das liebe Kind, hält mich, während ich schreibe, umschlungen und mir ist's, als wäre einer aus den Scharen der guten Geister um mich. Das gute, arme Kind ist, wie ein Mensch nach dem Tode vielleicht sein mag, ohne irdische schwere Werkzeuge – ganz Liebesflamme.

Dir immer die Burg.“

Dies Brieflein trug der Freiherr bei sich, und ihm war, als hätte Amarelle verschlossene Türen geöffnet.

Als er an einem stillen Herbstabend, die Mondsichel stand am grünschimmernden abgebläuten Himmel, durch die Dorfstraße ging – er kam vom Pfarrer – sah er einen Reitersmann auf sich zugeritten kommen.

Und o Wunder, war das nicht sein eigener Scheckengaul, den er heimgeschickt hatte, als er seine Reise mit der Stallmeisterin antrat? – Wahrhaftig der Gaul! – Und nicht nur der Gaul! – Sein eigener lieber Spießer! – den Augen nicht zu trauen – saß darauf, sparrig und dünn, wie aus Holz saß er oben, die Schreiberbeinlein standen trocken von den vollen Seiten des Schecken ab.

„Emanuel!“ rief der Freiherr. Da spitzte der Gaul die Ohren und Emanuel Karger verlor fast das Gleichgewicht, denn der Gaul warf den Kopf.



Abb. 22 Porträt Helene Böhlau (1859 – 1940)
(Deutsches Literaturarchiv Marbach)

August von Einsiedel aber holte sich das Männlein vom hohen Sitz, war ihm behilflich und fing ihn in den Armen auf.

Und Emanuel, in der Angst vor dem Fall, schlug die Arme um den Hals seines feudalen Freundes mit bänglicher Kraft; als er aber auf der sicheren Erde wieder Fuß gefaßt, errötete er im Dämmerlicht. Der Freiherr aber küßte ihn voll Freude – und er küßte wieder, etwas ungeschickt und sonderbar, er stieß mehr, als daß er küßte.

„Und wie kommst du daher, Emanuel?“

„Geschickt von Ihro Gnaden, der Gräfin Sternberg.“

„Amarelle!“ August von Einsiedels Stimme bebte.

„Sag’s noch einmal! – Amarelle!“

„Ja sie, ganz recht – sie schickt mich – ich soll bei Euer Gnaden sein zum Trauungstage – da es doch so ganz still vor sich gehen soll. Sie schrieb mir: Ein Freundesherz soll bei ...“ er zögerte.

„Dir sein! – Sag’s!“ rief Einsiedel warm.

„Ja – ein Freundesherz soll bei dir sein! – Du Freund!“ Und eine Wärme kam zu Tage, die in den wenigen Worten gar nicht unterzubringen war und dem guten Menschen die Tränen in die Augen trieb.

Auch der Gaul wollte sein Teil und beschnupperte mit weichen Lippen seinen Herrn.

So war August von Einsiedel nach langer Stille wieder in einen Lebensstrudel geraten. Der warme Hauch und Dunst des Gauls tat ihm wohl und das gewaltsame Freiwerden des Freundes.

So gingen sie miteinander, der Freiherr hielt Emanuel Karger fest umschlungen und führte den schnuppernden Schecken, übergab ihn im kleinen Wirtshaus dem Knecht und zog den Freund mit sich.

Auf einer Bank am Waldesrand ließen sie sich miteinander nieder, ohne Nennenswertes gesprochen zu haben. – Die Mondsichel leuchtete jetzt mit schönem Glanz, und Bäume und Sträucher gaben zarte Schatten, die, unendlich fein, vom Lichte sich kaum schieden.

„Auf welche Reise, Emanuel, hast du mich geschickt? Entsinnst du dich, weißt du noch – wie du mich nach Erfurt schicktest?“

„Ja, freilich – freilich, wie sollt ich das nicht wissen? Ob ich’s weiß!“

Einsiedels Herz aber quoll über in der nun ungehemmten Wärme seines guten Freundes und er sprach ihm in wunderbar abgerissenem Durcheinander von den Erlebnissen, seit sie sich zum letztenmal gesehen, und er hatte einen Zuhörer, der sich selbst vollkommen vergaß. Wer je so einen Zuhörer hatte, der ist dem großen Geheimnis der Erlösung nahe gewesen: einer trägt das Leid und die Seligkeit des anderen. Er nimmt sie ihm ab – er läßt ihn aufatmen. Er nimmt die Schwere der Erde und trägt sie selbst. Sie ist zu tragen. Siehe, ich trag sie. – Trag sie, wie ich sie trage, und sie wird dir leicht sein. – Folge mir nach – trag sie aus Liebe.

Emanuel staunte und war ganz Mitempfinden.

„Du Glückseliger du!“ sagte er: „Begnadet ist der – der solch einer wunderbaren, unglücklichen Liebe gewürdigt wird. Glaub mir.“

„Das ist ein echter Karger, du Lieber.“

„Karg! Nennst du das karg! Bewahre! – Überströmend – ewig – zeitlos –, wie nie eine glückliche Liebe sein kann!“ Das meinte der gute Mensch so innig, so aus tiefster Erfahrung heraus, daß Einsiedel lächeln mußte.

„Wer hielt im Tanze Friederikchen so zärtlich ans Brüschtlein gepreßt?“ Einsiedel frug wie um den Freund abzulenken, ihn aus dem großen Mitempfinden ein Weniges zu befreien.

„Nicht scherzen, August. Hier scherze nicht!“ Beend sprach er's.

Der Freiherr aber dachte: da hat er sich wirklich in einen rosa Elefanten verliebt – und sah eine vollkommene Unmöglichkeit, den Freund beglückt zu sehen. Nein, das würde der feudale, alte Urstier nie gestatten, auch wenn's keine Einsiedel war – auch keine Schnauz von Pfettrach.

Mitleid bewegte den Freund und er versuchte zu trösten.

„Nein – nein!“ wehrte Emanuel ab, „Liebesleid ist eine kostbare Gabe wie jedes Leid – aber mehr! Ein jeder Turm ist gut – weißt du noch? –

Über Säulenwälder voll Dunkelheit – und über schwertragende Gewölbe steigst du hinauf in die steinerne Blume, die im Raume schwebt vor Gottes Angesicht. – Da lächelst du wieder, du stellst

dir ganz gewiß vor, daß ich so ohne weiteres vor Gottes Angesicht trete. – Freilich, das tu ich! So unverschämt bin ich. Oft vor seligem Entzücken steh' ich so vor ihm, daß ich ein menschliches Wesen so lieben kann. Nur der, der liebt, kennt die Schönheit eines Menschen – eines Wei – bes – Weibes.“ Das wollte nicht so recht heraus aus dem überströmenden und doch so zurückhaltenden „Brüschtlein“; da stolperte er. Das war ein Wort – dazu mußte er einen Anlauf nehmen. Was ist das für ein Wort, so beladen, so sonderbar, als wäre Schlimmes, Unausprechliches – Grauenhaftes – Köstliches darüber getürmt, so daß es wie ein Erntewagen daherschwankt und Sommerglut, Wonne, Liebe und Schauer und Hochgewitter ausströmt. Man mußte liebend lächeln, wenn man den guten, seltenen Menschen durchschaute.

So erging es dem Freiherrn, und er dachte an die Tanzbären, die sie miteinander unter Aufsicht des preziösen Meister Aulhorn herumgeschwenkt hatten. Und er stellte sich Emanuels Hingekissenheit vor und stellte sich Friederikchen vor und sagte sich: Wir sind einfach Weltschöpfer – und wissen's nur nicht. Jeder schafft sich sein Entzücken und sein Grauen ganz auf eigene Hand und kehrt sich nicht daran, was etwa vorhanden ist. Wohl denen, die sich modifizieren.

Emanuel aber freute sich seines Liebesleids.

Die Harmonie des guten Spießers sänftigte auch den Freund.

Sie gingen Arm in Arm miteinander dem kleinen Wirtshaus zu und fanden am gedeckten, hausfraulich hergerichteten Tisch die Zukünftige, und Emanuel Karger sah, daß es eine hübsche, recht anmutige Frau war. Er hatte sich doch etwas Ausgefallenes vorgestellt, wie es die Art naiver und weltfremder Menschen ist, die den Teufel auch als Teufel und den Engel als Engel sehen wollen. – Oh, dachte er, an die wird sich der Teuerste schon gewöhnen mit der Zeit.

Und Emanuel Karger wurde ganz aufgeräumt und auch das Paar, das die Öden der Ehewege auf der Reise schon im voraus, ohne über Liebeswege gekommen zu sein, ausgekostet hatte, wurde von des wunderlichen Spießers Freundlichkeit, Wärme und Gelassenheit den Dingen dieser Welt gegenüber angesteckt. Der Freiherr bestellte Wein, und es kam eine Stimmung zustande,

die es nicht unmöglich erscheinen ließ, daß am morgenden Tage Hochzeit gefeiert werden sollte.

Der Freiherr aber trank ein Glas, ohne mit dem Freunde anzustoßen, trank es in liebendem Erinnern an Amarelle und hielt die Hand auf Amarellens treues Briefchen gepreßt, das er auf dem Herzen trug. Er dankte ihr ganz bewegt, daß sie ihm den Freund geschickt hatte.

Dann erhob er sich, holte aus seinem Zimmer einen Kasten, den er vor sich auf den Tisch stellte, und entnahm diesem sein Schnitzmesser, die stilisierte Traube den Knauf und einen geschnitzten Kopf, der noch nicht vollendet war.

Erstaunt schaute Emanuel Karger auf das, was vor ihm lag.

„Das rätst du nicht, mein Lieber, mein ist's nämlich – ich hab's gemacht.“

„Du!“ rief der Gute. „Du! – O Gott! – Nun wirst du erst ein Baum, wirst Wurzeln schlagen, wirst dich auf deinem engen Erdreich nähren, wirst Gottes Sonne spüren. Alles wird heimisch um dich werden! Oh, hab' ich's doch gewünscht, als ich spürte, du löst dich auf ohne Mittelpunkt. Und gut – und vornehm machst du's! Das läßt sich sehen!“ Er hielt den geschnitzten Kopf mit beiden Händen vor sich. „Gesegnet sei deine Reise – und wie kam denn nun alles?“

Nun erzählte der Freiherr von der Nuß, in der er eingeschlossen, von dem Alten, von der Weihe, die aus der Tiefe in die Werkstatt aufgestiegen war.

Die Stallmeisterin hörte ihren Zukünftigen von Wundern und Zeichen reden, die sie nicht kannte – und spürte, wie fern sie ihm war – und daß alle äußere Nähe nichts bedeutete – und da wurde sie traurig wie nie noch in ihrem Leben, so ganz von innen heraus, als erwachte ihr eine Seele.

Einsiedel aber nahm den nicht vollendeten Kopf, der schöne starke Züge trug, zur Hand und zeigte ihn dem Hochzeitsgast. „Sieh,“ sagte er, „das soll des Herzogs Freund werden, mit dem ich wunderliche Dinge erlebte. Denk dir einen Menschen, der in sich selbst wie in eine Welt blickt. Du mußt sein Buch lesen – das ich den großen Strom nennen möchte. Es ist seine eigene Seele, die wie ein Strom dahinfließt und er schaut ruhig und rein, voll großer Lebenskräfte.“

Das ist in mir gereift, als ich seine Züge zu schnitzen versuchte, vordem war es dumpf und unbewußt.“

Ein Wagen fuhr vor. Er fuhr eine schwungvolle Kurve. – Man schaute auf.

Das Gleiten der Räder auf dem Platz vor dem Haus war frei sich ausgestaltend. Die Hufe der Pferde erklangen leicht und federnd.

Draußen vor der Tür hörte man die Stimmen der Wirtsleute – und eine Stimme, die in ihrer Besonderheit die Stallmeisterin und Einsiedel betroffen aufschauen ließ.

Die Tür tat sich auf – und der Stallmeister trat ein. – Stand im Zimmer, hager, vornehm, in außerordentlicher Gelassenheit, die Alltäglichkeit bei ihm war.

Kein Wort sprach er – er stand nur und schaute. Reckte seinen Arm aus in die dämmrige, große Wirtsstube hinein, wie einen Wegweiser dem Platz zugerichtet, auf dem Einsiedel saß.

So stand er – und so blieb er.

Und der ausgereckte Arm war fordernd, eindringlich wie die Geste eines Stummen. Einsiedel aber erhob sich, schritt leicht, aber wie gezogen von der Ausdrucksstärke dieses Arms auf den Stallmeister zu, faßte die große, hagere Hand, die sich in den Raum hineingereckt hatte, und sagte langsam, wie eine Antwort auf eine Frage und als wälzte sich eine gewaltige Last von ihm ab:

„Ich habe – bei Gott – nicht ‚Ofen‘ gesagt.“

Der Stallmeister aber schüttelte die Hand des Freiherrn so stark und drückte sie so kräftig, wie man sie einem Menschen drückt, mit dem man ganz eins ist. – Zweifelsohne und hochofren, daß dem so ist.

„Ich ahnte es.“ Das war ein Felsblock von einem Satzgebild.

Darauf ließ er die Hand Einsiedels los, näherte sich dem von zwei Kerzen beleuchteten Tisch, verbeugte sich vor seiner einstigen Frau und sagte: „Ich stelle mich dir ganz zur Verfügung. Mein Heim ist wieder das deine, sofern du nicht abgeneigt bist.“

Und siehe da, die Stallmeisterin streckte die Hände wie nach einem rettenden Felsen aus, der aus Wasserfluten, in die sie geraten, sich hob.

Einsiedel aber hing am Halse seines Freundes, stützte sich, hielt ihn wortlos umklammert.

Stumm reichte er dann allen die Hand, nahm seinen Hut und Mantel, schritt langsam zur Türe, winkte Emanuel Karger ein Lebewohl – und ging hinaus in die Nacht. – Und ging – und ging und wußte den Weg und kannte das Ziel. Den Weg war er sehn-suchtsvoll seit Tagen schon im Geiste gegangen.

Er sah die Dunkelheit zur Dämmerung werden – und Dämme-rung zum Morgenlicht, zur Tageskraft.

Menschen waren im Geiste um ihn und geleiteten ihn, denen er sein Glücksgefühl heut dankte, der liebe Spießer, der durchge-glühete Stallmeister, der Freund des Herzogs, der alte Schnitzel-meister – und Amarelle – so zog er dahin wie trunken unter Bu-chen, die nicht maigrün in Seidenblättern weich rauschten, son-dern purpurbraun im Sonnenfeuer standen.

Da lag endlich das zentifolienfarbene Haus, seine Heimat, vor ihm. Die vielscheibigen Fenster schauten klar und hell.

Er stand und schaute. Das Tor mit den liebenden Flügeln war geöffnet wie bei seinem ersten Eintritt. Nun ging er wie träu-mend. Seine Liebe, sein Glück wuchsen über ihn hinaus und trugen ihn wie Flügel.

Eine zarte dunkle Gestalt kam aus dem Tore auf ihn zugelaufen, und ehe er sich's versah, hing sie an seinem Halse und küßte ihn, und Tränen fühlte er und spürte die volle Wange des guten seltsamen Kindes. „Ach, daß Sie kommen! – Wie haben wir ge-wartet!

Er ist da! Er ist da!“ rief das kindliche Geschöpf jubelnd und zog ihn mit sich.

Amarelle stand unter den purpurleuchtenden Buchen im weißen Kleid, im leichten grauen Busentuch, dieselbe, wie er sie verlas-sen hatte, und streckte ihm die Hände entgegen.

Helene Böhlau: Die leichtsinnige Ehelieste. Ein Liebeswirr-warr. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1925, S. 248-261.

Erläuterungen

- ¹ Charlotte – Sophie Charlotte (1668 – 1705), verheiratet mit Friedrich III. von Brandenburg-Preußen (1657 –1713; als König: Friedrich I. von Preußen). Sie schuf in dem neu erbauten Schloß Lützenburg (Charlottenburg) ein Zentrum der europäischen Barockkultur.
- ² Sirach – „Jesus Sirach“ ist ein Buch des Alten Testaments, das eine lose Sammlung von Lebens- und Verhaltensregeln enthält.
- ³ Momus-Schwester – „Momos“ ist in der griechischen Mythologie der Gott und die Personifikation des Tadels.
- ⁴ Kützel – gemeint ist „Kitzel“, ein hoher Grad der sinnlichen Empfindung, im negativen Sinne.
- ⁵ Bezoarpulver – „Bezoar“, der Magenstein; „Bezoardica“ ist die Bezeichnung für „Gegengifte“.
- ⁶ Hundsstern – Bezeichnung für den Stern „Sirius“ nach dem griechisch „Seirios“, „brennend“. Er ist der hellste Stern am Himmel und befindet sich im Sternbild Großer Hund. Der Stern wurde im Alten Ägypten verehrt, da er als Zeichen für das Ansteigen des Nils und für eine guten Ernte gedeutet wurde.
- ⁷ Boreas – griech. Gottheit des Nordwindes; auch Nordwind im Gebiet des Ägäischen Meeres.
- ⁸ Decem – den zehnten Teil, Abgabe zu Gunsten der Geistlichen.
- ⁹ Zevs – gemeint ist „Zeus“, der Himmelgott und oberste Herrscher der olympischen Götter in der griechischen Mythologie.
- ¹⁰ Nero – Nero Claudius Drusus Germanicus Caesar (37 n. Chr – 68 n. Chr.), röm. Kaiser seit 54 n. Chr.
- ¹¹ Heliogabalus! Pompejus! – eigentl. meint „Heliogabal“ den syr. Sonnengott Elagabal(us) in Emesa am Orontes. Der Begriff wurde von den Griechen als Heliogabal übernommen. Hier wohl: Marcus Aurelius Antoninus Heliogabalus (204 – 222 n. Chr.), röm. Kaiser von 218 bis 222; Gnaeus Pompeius Magnus (106 – 48 v. Chr.), römischer Heerführer und Politiker.
- ¹² Carl'n dem Zwölften – Karl XII. von Schweden (1682-1718), war von 1697 bis 1718 König von Schweden. Er fiel bei der Belagerung der Festung Fredrikshall.
- ¹³ Cato – Marcus Porcius Cato Censorius (234 – 149 v. Chr.), römischer Politiker und Schriftsteller.
- ¹⁴ Scheduln – Zettel.
- ¹⁵ Seculs – Jahrhunderte.
- ¹⁶ Rösels Insecten-Belustigung – August Johann Rösel von Rosenhof (1705 – 1759), Verfasser verschiedener Lehrwerke zur Insektenkunde.
- ¹⁷ Lucas von Kranach – gemeint ist: Lucas Cranach der Ältere (1472 – 1553), Maler und Kupferstecher. Er war mit Martin Luther bekannt und malte mehrere Porträts von ihm.
- ¹⁸ Publius Ovidius Naso (43 v. Chr. – 17 oder 18 n. Chr.), röm. Dichter.
- ¹⁹ Cyprian – der heilige Cyprianus, eigentlich Thascius Caecilius Cyprianus (um 205 bis 258), Bischof von Karthago. Er starb als Märtyrer.
- ²⁰ Nicolai versah seinen Werther durchgehend mit Fußnoten, die auf die Goethes Werther verwiesen und stellte in seiner Parodie jeweils unterschiedliche Handlungsanweisungen oder -möglichkeiten zur Verfügung. Auf die Wiedergabe der Fußnoten und Verweise wurde hier verzichtet
- ²¹ Ossians Gedichte – Ossian, schottisch-gälischer Held und Barde des 3. Jahrhunderts n. Chr.

- 22 Hofmeister – veraltete Bezeichnung für Hauslehrer oder Erzieher. Lenz schrieb ein Stück mit dem Titel »Der Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung. Eine Komödie« (1774).
- 23 Menoza – Jakob Michael Reinhold Lenz: Der neue Menoza. Oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi. Eine Komödie. Leipzig: Weygand 1774.
- 24 Demokriten – Anhänger von: Demokrit (um 460 – um 380 v. Chr.), griechischer Philosoph.
- 25 Alexander Pope (1688 – 1744), engl. Dichter, Satiriker und Vertreter der engl. Aufklärung.
- 26 Mercurius – Merkur, lateinisch „Mercurius“. Er ist in der römischen Mythologie der Gott des Handels und Gewerbes, der in diesem Fall den Räubern ihre Beute in Form von Reisenden zuführt.
- 27 Deliberieren – beraten, überlegen.
- 28 Moussieren – (von Wein oder Sekt) perlen, in Bläschen schäumen.
- 29 Schnapphähne – Wegelagerer.
- 30 Bambino l’amoroso – Das verliebte Kind.
- 31 Piece – Das Stück, das Schauspiel, das Buch.
- 32 dem Dienste des Priaps –, „Priapos“ war in der griechischen Mythologie ein bäuerlicher Fruchtbarkeitsgott.
- 33 Comvedie – Komödie, Rührstück.
- 34 Terrizion – „Territion“, die Schreckung, Bangemachen, Erschrecken.
- 35 Prätionen – Anforderungen, Ansprüche, Dünkel.
- 36 Nivose – frz., „Schneemonat“, der 4. Monat des Kalenders der Französischen Revolution (21. Dezember bis 19. Januar).
- 37 Mercier – Louis Sébastien Mercier (1740 – 1814), französischer Dramatiker.
- 38 Roué – Wüstling, Taugenichts.
- 39 Redingotte – langer, weiter Reitrock, Überrock.
- 40 Consulesse Bonaparte – gemeint ist Joséphine geb. Marie-Josèphe Rose Tascher de la Pagerie (1763-1814), erste Gemahlin Napoleons I. und Kaiserin der Franzosen. 1796 heiratete sie Napoleon Bonaparte, der sie am 2. Dezember 1804 zur Kaiserin krönte und sich 1809 von ihr scheiden ließ.
- 41 chapeaux capotes – „chapeau“ meint einen „Hut“; eine „capote“ ist ein Überkleid oder ein langer Mantel.
- 42 Florence und Atlaß – starker Futtertaft, Florentiner Taft und seidenglänzender Stoff.
- 43 Cajus – Papst im Altertum von 282 bis 296 n. Chr. Dalmatiner, angeblich Verwandter Diokletians, kaum bekannt.
- 44 Sempronius – Tiberius Sempronius Gracchus (162 – 133), römischer Politiker und Volkstribun.
- 45 Juvenalischer Witz – Juvenal, eigentlich Decimus Junius Juvenalis (um 65 – ca. 128), römischer Satiriker.
- 46 beau monde – schöne Welt, vornehme Gesellschaft.
- 47 Ferdinando Paer (1771 – 1839), ital. Komponist. Hier ist die Oper *Camilla ossia il sotterraneo* gemeint, mit der er in Wien nach seiner Übersiedlung von Parma (1798) besonders erfolgreich war.
- 48 Fourreau oder Douillette – ein wattiertes Kleid, ein Umwurf- oder kurzer Frauenmantel.
- 49 Nacarat-Atlaßband – „Atlaß“ ist ein glänzender Seidenstoff; „Nacarat“ bezeichnet eine Farbe zwischen kirsch- und rosenrot, wohl ein „Hellrot“.
- 50 Hymens – in der griechischen Mythologie der Ehegott; Hochzeit, Ehe.
- 51 Likoris – Vertreter hoher Obrigkeiten, Büttel, Vertreter der Gewalt im Staat.

- 52 Comthur – eigentlich Leiter einer Komturei, einer Ordenspfürnde oder eines Bezirkes, der unter der Verwaltung eines Ordensritters steht. In diesem Sinne auch für (ehemalige) Ordensritter verwandt.
- 53 cedirt – übertragen.
- 54 Muselmann – Verbalhornung von persisch Musliman oder türkisch Musulman: die sich Gott Hingebenden; die Gläubigen; veraltet, eingedeutscht oder verderbt für einen Anhänger des Islams, Moslem.
- 55 Joppe's Stande – israelische Hafenstadt heute unter dem Namen Jaffa; jahrhundertlang wichtiger Hafen der Kreuzfahrer.
- 56 Härenes Gewand – Kleidung aus Pferdehaar, von Bettlern und Mönchen getragen.
- 57 Blänker – der Begriff bezeichnet den Vorgang „ungezielte Schüsse abgeben“ und wurde vornehmlich im Kriege von Husaren gebraucht, wo kleine, ungeschlossene Haufen angreifender Husaren „Blänker“ genannt wurden. Der Begriff kommt von „blank“ und meint „plötzlich erscheinen“.
- 58 Pallasch – langes, breites Schwert.
- 59 Orlando furioso – der rasende oder wütende Roland; nach dem Heldengedicht aus dem 16. Jahrhundert von Ludovico Ariosto (1474 – 1533).
- 60 Aus einer Esche, Ask, entstand nach der Eddamythe – Edda: Sammlung von Liedern und Sagen der skandinavischen Mythologie.
- 61 Ygdrasil – In der germanischen Mythologie bezeichnet der Begriff die Weltesche, den Weltbaum. Die Bezeichnung wird auch allgemein für die germanische Religion verwendet.
- 62 Mannus – Gestalt der germanischen Mythologie; Tuisko: germanische Gottheit, Stammvater der Germanen.
- 63 Kemnate – einzelnes Wohnhaus, auch Schlafzimmer.
- 64 Novantike – das Neue; neu, aber im alten Geschmack; hier eine im alten Geschmack erbaute Ruine, um den Eindruck von alten, historischen Bauwerken zu vermitteln.
- 65 Paginas – Seitenzahl, Blattseite; eigentlich „Streifen Bast des Papyrus“.
- 66 Medusablick – Medusa, Gestalt der griech. Mythologie, deren Blick versteinerte.
- 67 Renz – Ernst Jakob Renz (1815-1892), Artist, Zirkusdirektor und Gründer des gleichnamigen Zirkusunternehmens.
- 68 Petiscus' Mythologie – August Heinrich Petiscus (1780 – 1846), Professor, Verfasser u. a. von: Der Olymp oder Mythologie der Ägypter, Griechen und Römer. Berlin 1821.
- 69 Phaethons – eigentl. Gestalt der griech. Mythologie; hier ist aber „Phaeton“ gemeint: Kutsche.
- 70 „geneanomischen Briefe“ meines Freundes Levin Schücking – Levin Schücking (1814 – 1883), Schriftsteller und Journalist. Gemeint ist: Levin Schücking: Geneanomische Briefe. Frankfurt/Main: Brönner 1855.
- 71 pariser „Follet“ – französische Zeitschrift: Le Follet, courier des salons, journal des modes. Paris 1829 – 1851.
- 72 Fête champêtre – Vergnügung auf dem Lande.
- 73 refractär – nicht beeinflussbar, unempfindlich, widerspenstig.
- 74 zu den braunen, statt zu den rothen [Husaren] – Husaren waren leichte, bewegliche Reitertruppen. Seit dem 17. Jahrhundert bauten neben Ungarn auch andere europäische Staaten verschiedene Husarenabteilungen auf.
- 75 Groom – Reitknecht, junger Diener.
- 76 Nees von Esenbeck – Christian Gootfried Daniel Nees von Esenbeck (1776 – 1858), Naturwissenschaftler und Philosoph, wichtiger Korrespondent in naturwissenschaftlichen Fragen des alten Goethe, der ihn seit 1804 kannte.

- 77 Frescomalereien, Blumenfestons – Der Begriff „Fresko“ kommt von dem italienischen „pittura a fresco“, Malerei auf der frischen Wand. Es handelt sich um eine Maltechnik, bei der in Kalkwasser angeriebene Farbpigmente auf den nassen Kalkputz aufgetragen werden und im Nachhinein nicht mehr abblättern können. Ein „Feston“ ist eine architektonische Schmuckform in Stein oder Stuck und bildet vor allem Bänder und durchhängende Girlanden aus Blumen, Laub und Früchten nach.
- 78 Féerie – Zauberei, Illusion.
- 79 Aktäon's bei Diana – „Diana“ ist in der römischen Mythologie die Göttin des Mondes und der Jagd. Auf bildlichen Darstellungen wird sie oft mit dem Jäger Aktäon dargestellt.
- 80 Meyerbeer – Giacomo Meyerbeer, eigentl. Jakob Liebmann Meyer Beer (1791 – 1864), deutscher Komponist, der mit seinen französischen Opern sehr erfolgreich war.
- 81 Fi donc – im Sinne von „Geh' jetzt!“.
- 82 fait accompli – eine vollendete Tatsache.
- 83 Applaudissements – das Zuklatschen, Applaudieren.
- 84 Pot à feu – Feuertopf beim Feuerwerk.
- 85 Piedestal – Säulenfuß, Fundament einer Säule.
- 86 Herculaneum und Pompeji – Herculaneum war eine antike kampanische Stadt in Italien, am Fuß des Vesuv in der Nähe von Neapel. Herculaneum wurde 63 n. Chr. durch ein Erdbeben zerstört und 79 n. Chr. – ebenso wie die nahegelegene Stadt Pompeji – bei einem Ausbruch des Vesuv von Lava und Schlamm verschüttet.
- 87 Commis – Handelsgehilfe, Handelsdiener.
- 88 Centifolien – (hundertblättrige) Rosenart.
- 89 Rehposten – grober Schrot.

Bildnachweise

Für die Abdruckgenehmigung der nachfolgend aufgeführten Abbildungen dankt der Herausgeber dem Deutschen Literaturarchiv Marbach und der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart:

- Abb. 11: Porträt Karoline von Wolzogen geb. von Lengefeld gesch. von Beulwitz (1764 – 1847) (Deutsches Literaturarchiv Marbach)
- Abb. 12: Tafel 1; Illustration: *Journal des Luxus und der Moden* 15 (1800), No. 1, Januar 1800 (WLB Stuttgart)
- Abb. 13: Tafel 2; Illustration: *Journal des Luxus und der Moden* 15 (1800), No. 1, Januar 1800 (WLB Stuttgart)
- Abb. 19: Porträt Ludwig Bechstein (1801 – 1860) (Deutsches Literaturarchiv Marbach)
- Abb. 22: Porträt Helene Böhlau (1859 – 1940) (Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Weiterführende Literatur

Einführung

- Bark, Joachim: Trivallliteratur, in: Sprache im technischen Zeitalter 1972, H. 4, S. 52-65
- Foltin, Hans-Friedrich: Die minderwertige Prosaliteratur. Einteilung und Bezeichnungen, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 39 (1965), S. 288-323
- Foltin, Hans-Friedrich: Zur Erforschung der Unterhaltungs- und Trivialliteratur insbesondere im Bereich des Romans, in: Heinz Otto Burger (Hrsg.): Studien zur Trivallliteratur. Frankfurt/M.: Klostermann 1968 (Studien zur Philosophie und Literatur des neunzehnten Jahrhunderts 1), S. 242-270
- Franzmann, Bodo u. a.: Handbuch Lesen. München: Saur 1999
- Galle, Heinz J.: Groschenhefte. Die Geschichte der deutschen Trivialliteratur. Frankfurt/M. u.a.: Ullstein 1988 (Ullstein-Buch 36556)
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M. 1983
- Greiner, Martin: Die Entstehung der modernen Unterhaltungsliteratur. Studien zum Trivialroman des 18. Jahrhunderts. Hamburg: Rowohlt 1964
- Hansen, Klaus P.: Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung. Tübingen, Basel ² 2000
- Hansen, Klaus P.: Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften. Tübingen 1993
- Hartmann, Horst, Regina Hartmann: Populäre Romane und Dramen im 18. Jahrhundert. Zur Entstehung einer massenwirksamen Literatur. Obertshausen: Context-Verlag 1991
- Hecken, Thomas: Der Reiz des Trivialen : Künstler, Intellektuelle und die Popkultur. Opladen: Westdeutscher Verlag 1997
- Hitzler, Ronald: Sinnwelten. Ein Beitrag zum Verstehen von Kultur. Opladen 1988
- John, Jürgen (Hg.): Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert. Weimar u.a. 1994
- Lettkemann, Gerd; Michael F. Scholz: „Schuldig ist schließlich jeder ...“ Comics in der DDR. Die Geschichte eines ungeliebten Mediums (1945/49 – 1990). Berlin: Mosaik Steinchen 1994
- Nusser, Peter: Trivallliteratur. Stuttgart: Metzler 1991
- Patze, Hans u. a. (Hrsg.): Geschichte Thüringens. 8 Bde. Köln u. a.: Böhlau 1967-1984

- Paul, Hainer: Bibliographie deutschsprachiger Veröffentlichungen über Unterhaltungs- und Trivallliteratur. Vom letzten Drittel des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. München: Saur 1980
- Paul, Hainer: Illustrierte Geschichte der Trivallliteratur. Hildesheim u. a.: Olms 1983
- Pothast, Barbara: Die verdrängte Krise: Studien zum „inferioren“ deutschen Roman zwischen 1750 und 1770. Hamburg: Meiner 1997
- Praz, Mario: Liebe, Tod und Teufel. Die schwarze Romantik. München: Deutscher Taschenbuch Verlag ²1981
- Rücktäschel, Annamaria, Hans Dieter Zimmermann (Hrsg.): Trivallliteratur. München: Fink 1976 (UTB 637)
- Schenda, Rudolf: Die Lesestoffe der Kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. München: Beck 1976 (Beck'sche Schwarze Reihe 146)
- Schlegel, August Wilhelm: Zur Kritik der neuesten Litteratur, in: Athenaeum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Berlin. Ersten Bandes Erstes Stück. Berlin 1798, S. 141-177
- Schlichting, Rainer (Hrsg.): Genius huius loci, Weimar. Kulturelle Entwürfe aus fünf Jahrhunderten. Ausstellungskatalog. Weimar 1992
- Schulte-Sasse, Jochen: Die Kritik an der Trivallliteratur seit der Aufklärung. Studien zur Geschichte des modernen Kitschbegriffs. München: Fink 1971 (Bochumer Arbeiten zur Sprach- und Literaturwissenschaft 6)
- Sichelschmidt, Gustav: Liebe, Mord und Abenteuer. Eine Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur. Berlin: Haude & Spenerische Verlagsbuchhandlung 1969
- Teuscher, Gerhard: Perry Rhodan, Jerry Cotton und Johannes Mario Simmel. Eine Darstellung zu Theorie, Geschichte und Vertretern der Trivallliteratur. Stuttgart: Ibidem-Verlag 1999
- Thalmann, Marianne: Der Trivialroman des 18. Jahrhunderts und der romantische Roman. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Geheimbundmystik. Berlin: Diss. 1923
- Thalmann, Marianne: Die Romantik des Trivialen. Von Grosses ›Genius‹ bis Tiecks ›William Lovell‹. München: List 1970

Unterhaltende Aufklärung

- Gühne, Ekkehard: Gottscheds Literaturkritik in den „Vernünftigen Tadelrinnen“ (1725/26). Stuttgart: Heinz 1978 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 48)
- Kaiser, Gerhard: Aufklärung, Empfindsamkeit, Sturm und Drang. Tübingen u. a.: Francke ⁵ 1996

- Lerchner, Gotthard (Hg.): Johann Christoph Gottsched zum 300. Geburtstag. Gelehrter, Theaterreformer und Schriftsteller der Aufklärung. Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Stuttgart, Leipzig: Hirzel 2000
- Martens, Wolfgang: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften. Stuttgart: Metzler 1968
- Niefanger, Susanne: Schreibstrategien in moralischen Wochenschriften. Formalstilistische, pragmatische und rhetorische Untersuchungen am Beispiel von Gottscheds „Vernünftigen Tadeln“. Tübingen: Niemeyer 1997 (Medien in Forschung und Unterricht, Serie A, 45)
- Siebert, Reinhart: Aufklärung und Volkslektüre. Exemplarisch dargestellt an R. Z. Becker und seinem ›Noth- u. Hilfsbüchlein‹, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 19 (1978), Sp. 565-1348.
- Splett, Jürgen: Moralisches Exempel – zu erkenntnistheoretischen und poetologischen Aspekten der Vermittlung moralischer Lehren in den frühen deutschen Moralischen Wochenschriften „Die Discourse der Mahlern“ (1721 – 23), „Der Patriot“ (1724 – 26) und „Die Vernünftigen Tadeln“ (1725 – 26). Berlin: Akad. d. Wiss. d. DDR, Diss. A, 1987 (Maschinenschr. Vervielf.)

Empfindsamkeit, Massenhysterie und Pietismus

- Allerdissen, Rolf: Moritz August Thümmel, in: Deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts. Berlin 1977, S. 412-428
- Baasner, Frank: Der Begriff „sensibilité“ im 18. Jahrhundert. Aufstieg und Niedergang eines Ideals. Heidelberg: Winter 1988
- Degner, Burghard: Moritz August Thümmels „Wilhelmine“: Tölpel und idyllischer Landsmann im komischen Epos, in: Ders.: Topos, Ideal und Realitätspostulat. Tübingen 1969, S. 33-53
- Engel, Ingrid: Werther und die Wertheriaden. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte. Sankt Ingbert: Röhrig 1986
- Gille, Klaus F.: „Ein gekreuzigter Prometheus“. Zu Lenz und Werther, in: Weimarer Beiträge. Wien 40 (1994), H. 4, S. 562-575
- Hartje, Ulrich: Trivalliteratur in der Zeit der Spätaufklärung: Untersuchungen zum Romanwerk des deutschen Schriftstellers Christian Heinrich Spieß (1755 – 1799). Frankfurt am Main u. a.: Lang 1995
- Hartmann, Horst: Populäre Romane und Dramen im 18. Jahrhundert. Zur Entstehung einer massenwirksamen Literatur. Obertshausen: Context-Verlag 1991
- Hauger, Brigitte: Individualismus und aufklärerische Kritik. Johann Wolfgang von Goethe: Die Leiden des jungen Werther; Friedrich Nicolai: Freuden des jungen Werthers. Stuttgart: Klett 1987

- Hein, Christoph: Waldbruder Lenz, in: Jakob Michael Reinhold Lenz: Briefe zu Werthers Leiden. Frankfurt/M.: Insel 1992 (Insel-Bücherei 1120), S. 79-111
- Heinz, Jutta: Ein Hypochonder auf Reisen. Medizinische und literarische Therapien gegen die Hypochondrie in Thümmels 'Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich', in: Daniel Fulda, Thomas Prüfer (Hrsg.): Faktenglaube und fiktionales Wissen. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Kunst in der Moderne. Frankfurt/M. u. a.: Lang 1996 (Kölner Studien zur Literaturwissenschaft 9), S. 43-68
- Heldmann, Horst: Moritz August Thümmel. Ein Dichterleben zwischen Aufklärung und Empfindsamkeit. Zum Gedenken seines 150. Todestages. 1817-1967. Nürnberg: Fränk. Verlagsanstalt 1967
- Heldmann, Horst: Moritz August von Thümmel. Sein Leben, sein Werk, seine Zeit. T. 1.: 1738-1783. Erlangen, Nürnberg 1964
- Hess-Luettich, Ernest W. B.: Degration und Découverte. Zur Semiologie der Satire in Thümmels „Wilhelmine“, in: Literatursemiotik. Tübingen 2 (1980), S. 149-178
- Kaufmann, Ulrich: Lenz in Weimar: Jakob Michael Reinhold Lenz 1776 am Weimarer Hof. Zeugnisse, Beiträge, Chronik. München: Kirchheim 1999
- Maurach, Bernd (Hg.): Der Briefwechsel zwischen Friedrich Nicolai und Carl August Böttiger. Bern, Berlin u. a.: Lang 1996
- Ragotzky, Karl August: Ueber Mode-Epochen in der Teutschen Lektüre; D. H.: Zusatz der Herausgeber, in: Journal des Luxus und der Moden 7 (1792), November, S. 549-558.
- Sautermeister, Gert: Ästhetische Erziehung im Zeitalter der Klassik am Beispiel Schiller. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 40 (1993). H. 4, S. 8-15
- Scherpe, Klaus R.: Werther und Wertherwirkung. Zum Syndrom bürgerlicher Gesellschaftsordnung im 18. Jahrhundert. Bad Homburg v.d.H. u. a.: Gehlen 1970
- Schneider, Ulf-Michael: Propheten der Goethezeit. Sprache, Literatur und Wirkung der Inspirierten. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1995
- Stadtbibliothek Nürnberg (Hg.): Moritz August von Thümmel. Nürnberg: Fränk. Verl.-Anst. 1967 (Ausstellungskatalog der Stadtbibliothek Nürnberg 54)
- Voßkamp, Wilhelm: Klassik als Epoche. Zur Typologie und Funktion der Weimarer Klassik. In: Reinhart Herzog u. a. (Hg.): Epochenschwelle und Epochenbewußtsein. München 1987, S. 493-514
- Werner, Hans-Georg: Literarische ›Klassik‹ in Deutschland. Thesen zum Gebrauch eines Terminus. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1988, S. 358-366

- Wurst, Karin A.: J. M. R. Lenz' Poetik der Bedingungsverhältnisse: 'Werther', die „Werther-Briefe“ und 'Der Waldbruder ein Pendant zu Werthers Leiden', in: Karin A. Wurst (Hg.): J. M. R. Lenz als Alternative? Positionsanalysen zum 200. Todestag. Köln u. a.: Böhlau 1992, S. 198-219
- Zeithammer, Angela: Genie in stürmischen Zeiten. Ursprung, Bedeutung und Konsequenz der Weltbilder von J. M. R. Lenz und J. W. Goethe. Sankt Ingbert: Röhrig 2000

Räuberroman und Liebesglück

- Anonym: Joh. Ernst Dan. Bornschein, in: Neuer Nekrolog der Deutschen 16 (1838), Weimar 1840, 2. Tl., S. 1102-1104
- Campanile, Anna: 'Rinaldo Rinaldini'. Anmerkungen zum „Wunderhorn-Volkslied“ und zu Christian August Vulpius' Räuberroman, in: Il confronto letterario. Pavia 12 (1995), N. 24, S. 443-457
- Dainat, Holger: Abaellino, Rinaldini und Konsorten. Zur Geschichte der Räuberromane in Deutschland. Tübingen: Niemeyer 1996 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 55)
- Foltin, Hans-Friedrich: Vorwort, in: Ignaz Ferdinand Arnold: Der schwarze Jonas, Kapuziner, Räuber und Mordbrenner. Reprogr. Nachdr. der Ausg. Erfurt 1805. Hildesheim, New York: Olms 1972, S. V*-XXVI*
- Plaul, Hainer: Trivialliteratur-Produzenten in Thüringen um 1800. In: Jürgen John (Hrsg.): Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert. Weimar u. a. 1994, S. 305-313
- Rothe, Hans Werner: Zum 100. Jubiläum der Postkarte. Der Erfurter Literat Ignaz Cajetan Arnold (1774 – 1812) und seine Schriften. Frankfurt/Main: Rothe 1970 (= Erfurter Heimatbrief 21)
- Siebenmorgen, Harald (Hg.): Schurke oder Held? Historische Räuber und Räuberbanden. Sigmaringen: Thorbecke 1995 (Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe 3)
- Simanowski, Roberto: Die Verwaltung des Abenteuers. Massenkultur um 1800 am Beispiel Christian August Vulpius. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998 (Palaestra 302)
- Stackelberg, Lorenz Freiherr von: Die deutsche Gespenstergeschichte in der Zeit der Spätaufklärung und der Romantik (1887 – 1820). München 1982 (Dissertation an der Ludwig-Maximilians-Universität, München)
- Vulpius, Wolfgang: Goethes Schwager und Schriftstellerkollege Christian August Vulpius. In: Helmut Holtzhauer u. a. (Hg.): Goethe-Almanach auf das Jahr 1967. Berlin u. a. 1966, S. 219-242

Wildenburg, Dorothea: ›Aneinander vorbei‹. Zum Horenstreit zwischen Fichte und Schiller. In: Wolfgang H. Schrader (Hg.): Fichte und die Romantik (Fichte-Studien 12). Amsterdam u. a. 1997, S. 27-41

In Almanachen und Journalen

Ehrenstreich, Hans: Die freie Presse in Sachsen-Weimar von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Halle 1907

Gigli, Donatella: Die goldne Welt der Täuschung: Traum und Wirklichkeit in Karoline von Wolzogens Roman 'Agnes von Lilien', in: Helga Gallas, Magdalene Heuser (Hrsg.): Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800. Tübingen: Niemeyer 1990 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 55), S. 160-171

Greiling, Werner: ›... dem gesellschaftlichen Leben der Menschen zur Aufnahme, Vortheil und Beförderung‹. ›Intelligenzblätter‹ in Thüringen. In: Martin Huber (Hrsg.): Literatur, Politik und soziale Prozesse. Studien zur deutschen Literatur von der Aufklärung bis zur Weimarer Republik. Tübingen 1997, S. 1-39

Hohenstein, Siglinde: Friedrich Justin Bertuch (1747 – 1822). Bewundert, beneidet, umstritten. Ausstellungskatalog. Mainz 1985

Kaiser, R., Siegfried Seifert (Hrsg.): Friedrich Justin Bertuch (1747 – 1822). Verleger, Schriftsteller und Unternehmer im klassischen Weimar. Tübingen: Niemeyer 2000

Klussmann, Paul Gerhard, York-Gothart Mix (Hrsg.): Literarische Leitmedien. Almanach und Taschenbuch im kulturwissenschaftlichen Kontext. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1998

Marks, Ralph: Die Entwicklung nationaler Geschichtsschreibung. Luden und seine Zeit. Frankfurt/M. 1987

Tietz, Volkmar: Thüringische Zeitschriften- und Zeitungsliteratur von 1740 bis 1815. Ein Beitrag zu den Literaturverhältnissen der Epochenwende im deutschen Partikularismus. Neubrandenburg: Diss. 1990

Wagner, Gerhard: Von der galanten zur eleganten Welt: das Weimarer Journal des Luxus und der Moden (1786 - 1827) im Einflußfeld der englischen industriellen Revolution und der Französischen Revolution. Hamburg: von Bockel 1994

Emanzipationsmodelle schreibender Frauen

Arend, Helga: Vom ›süßen Rausch‹ zur ›stillen Neigung‹. Zur Entwicklung der romantischen Liebeskonzeption. Pfaffenweiler 1993

Becker-Cantarino, Barbara: Der lange Weg zur Mündigkeit. Frau und Literatur 1500 – 1800. Stuttgart 1987

- Bertschik, Julia: Caroline de la Motte Fouqué-Bibliographie 2000, in: Jahrbuch der Fouqué-Gesellschaft Berlin-Brandenburg 2 (2000), S.121 ff.
- Bissing, Henriette von: Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig geb. Freiin von Imhof. Mit einem Bilde. Berlin: Hertz 1889
- Böck, Dorothea: Caroline de la Motte Fouqué. Sie hätte „eine deutsche Staël werden können...“, in: Inge Stephan (Hrsg.): „Wen kümmert’s, wer spricht“. Zur Literatur und Kulturgeschichte von Frauen aus Ost und West. Köln u. a.: Böhlau 1991, S. 139-148
- Bürger, Christa: Leben Schreiben. Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen. Stuttgart 1990
- Domoradzki, Eva: Und alle Fremdheit ist verschwunden. Status und Funktion des Weiblichen im Werk Friedrich Schlegels. Zur Geschlechtlichkeit einer Denkform. Innsbruck 1992
- Eichner, Hans: Das Bild der Frau in der Frühromantik. Theorie und Wirklichkeit. In: Hartwig Schultz (Hrsg.): Salons der Romantik. Berlin u. a. 1997, S. 1-19
- Fetting, Friederike: „Ich fand in mir eine Welt“: eine sozial- und literaturgeschichtliche Untersuchung zur deutschen Romanschriftstellerin um 1800; Charlotte von Kalb, Caroline von Wolzogen, Sophie Mereau-Brentano, Johanna Schopenhauer. München: Fink 1992
- Gallas, Helga, Magdalene Heuser (Hrsg.): Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800. Tübingen: Niemeyer 1990 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 55)
- Hook-Demarle, Marie-Claire: Die Frauen der Goethe-Zeit. München 1990
- Kabus, Petra: Caroline de la Motte Fouqué: „Resignation“. Ein Roman zwischen den „Wahlverwandtschaften“ und „Effie Briest“, in: Jahrbuch der Fouqué-Gesellschaft Berlin-Brandenburg (2000), S.106-120
- Korff, Friedrich W.: Der Philosoph und die Frau. Zur Geschichte einer Mesalliance. Tübingen 1994
- Kubes-Hofmann, Ursula: Das unbewußte Erbe. Weibliche Geschichtslosigkeit zwischen Aufklärung und Frühromantik. Wien 1993
- Mendheim, Max (Hg.): Ludwig Gotthard Kosegarten. Amalie von Helvig-Imhof. Die romantischen Musenalmanache: Die Dichter des Musenalmanachs von Schlegel und Tieck; Die Dichter des Musenalmanachs von Vermehren; Die Dichter des Musenalmanachs von Chamisso und Varnhagen. Lyriker der Freiheitskriege. Stuttgart: Union Dt. Verl.-Ges. 1891-1895 (Deutsche National-Litteratur)
- Vollmer, Hartmut: „Die Wahrheit bleibt das Höchste“: die historischen Romane Caroline de la Motte Fouqués, in: Norbert Otto Eke, Hartmut Steinecke (Hrsg.): Geschichten aus (der) Geschichte. Zum Stand des

- historischen Erzählens im Deutschland der frühen Restaurationszeit. München: Fink 1994 (Corvey-Studien 4), S. 109-141
- Wägenbauer, Birgit: Die Pathologie der Liebe. Literarische Weiblichkeitsentwürfe um 1800. Berlin: E. Schmidt 1996
- Westhoff-Krummacher, Hildegard: Als die Frauen noch sanft und engelsgleich waren. Die Sicht der Frau in der Zeit der Aufklärung und des Biedermeier. Ausstellungskatalog. Münster 1995

Thüringer Sagen und Legenden

- Bottigheimer, Ruth B.: Ludwig Bechstein's fairy tales. 19th century best-sellers and Bürgerlichkeit, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Tübingen 15 (1990), H. 2, S. 55-88.
- Schmidt, Klaus: Untersuchungen zu den Märchensammlungen von Ludwig Bechstein. [Nachdr. d. Ausg. Leipzig 1935]. Hildesheim u. a.: Olms 1984
- Schmidt-Knaebel, Susanne: Ludwig Bechsteins Sagensammlungen in der linguistischen Analyse. Die Textanfänge und Titel der Thüringer Sagen in den Fassungen von 1835-38 und 1858, in: Euphorion. Heidelberg 89 (1995), H. 4, S. 455-484
- Schneider, Rolf-Rüdiger: Bechsteins ›Deutsches Märchenbuch‹. Ein Beitrag zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte. Wuppertal: Diss. 1980
- Wolfgang Pfauch: Ludwig Bechstein (1801 – 1860) und die deutsche Vogeldichtung, in: Beiträge zur Vogelkunde 20 (1974), S. 221-234

Zeitschriftenkultur und Massenware

- Brauer, Cornelia: Eugenie Marlitt – Bürgerliche, Christin, Liberale, Autorin: eine Analyse ihres Werkes im Kontext der „Gartenlaube“ und der Entwicklung des bürgerlichen Realismus. Erfurt, Mühlhausen: Diss. 1993
- Jendretzki, Joachim: Karl Gutzkow als Pionier des literarischen Journalismus. Frankfurt/M., Bern u. a.: Lang 1988
- Merbach, Günter: E. Marlitt. Das Leben einer großen Schriftstellerin. Hamburg: Kelter 1992
- Pothast, Bertha: Eugenie Marlitt. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Frauenromans. Bielefeld: Rennebohm & Hausknecht 1926
- Scheidt, Gabriele: Der Kolportagebuchhandel (1869 – 1905). Eine systemorientierte Rekonstruktion. Stuttgart: M & P, Verlag für Wissenschaft und Forschung 1994
- Schönberg, Jutta: Frauenrolle und Roman. Studien zu den Romanen der Eugenie Marlitt. - Frankfurt am Main u. a.: Lang 1986

Søholm, Kirsten: ›Goldelse‹. Ein populärer Roman von Marlitt, in: Zeitschrift für Germanistik N.F. 11 (1990), S. 389-401

Aufbruch in die Zukunft und in die Vergangenheit

Becker, Josef: Helene Böhlau. Leben und Werk. Zürich: ADAG Administr. & Druck 1988

Brauer, Cornelia: Die Marlitt. Versuch einer Neubewertung, in: Palmbaum. Weimar 1 (1993), H.2, S. 57-63

Grant, Alyth F.: From 'Halbtier' to „Überrausch“: Helene Böhlau's iconoclastic reversal of cultural images, in: Women in German yearbook. Lincoln, Neb. 11 (1995), S. 131-150

Just, Klaus Günther: Kurd Laßwitz – der Dichter der Raumfahrt, in: Schlesien 14 (Neumarkt 1970), H. 1, S. 1-19

Kaloyanova-Slavova, Ludmila: Übergangsgeschöpfe: Gabriele Reuter, Hedwig Dohm, Helene Böhlau und Franziska von Reventlow. New York, NY u. a.: Lang 1998

Kaumanns, Valérie: Kurd Laßwitz' Marsroman „Auf zwei Planeten“: ein utopischer Zukunftsroman Ende des 19. Jahrhunderts. Metz 1996

Kliwer, Annette: Das Halbtier wird Mensch: eine Wiederentdeckung von Helene Böhlau's Roman 'Das Halbtier' von 1899, in: Literatur für Leser. Frankfurt/M. (1993), H. 3, S. 144-152

Reeck, Volker: Die utopischen Romane von Kurd Laßwitz (1848 - 1910). Worms 1994

Riha, Karl: Science fiction und Phantastik. Zur unterschiedlichen literarischen Reaktion auf den technischen Prozeß um die Jahrhundertwende, in: Götz Großklaus, Eberhard Lämmert (Hrsg.): Literatur in einer industriellen Kultur. Stuttgart: Cotta 1989 (Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft 44), S. 239-257

Roob, Helmut: Utopie und Wissenschaft. Zum 150. Geburtstag des Naturwissenschaftlers und Schriftstellers Kurd Laßwitz. Mit Beiträgen aus Werken von Kurd Laßwitz. Gotha: Liebs 1998

Szukaj, Heike: Empfundenes und Erkanntes. Kurd Lasswitz als Wissenschaftspopularisator 1848 - 1910. Münster: Diss. 1996